



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

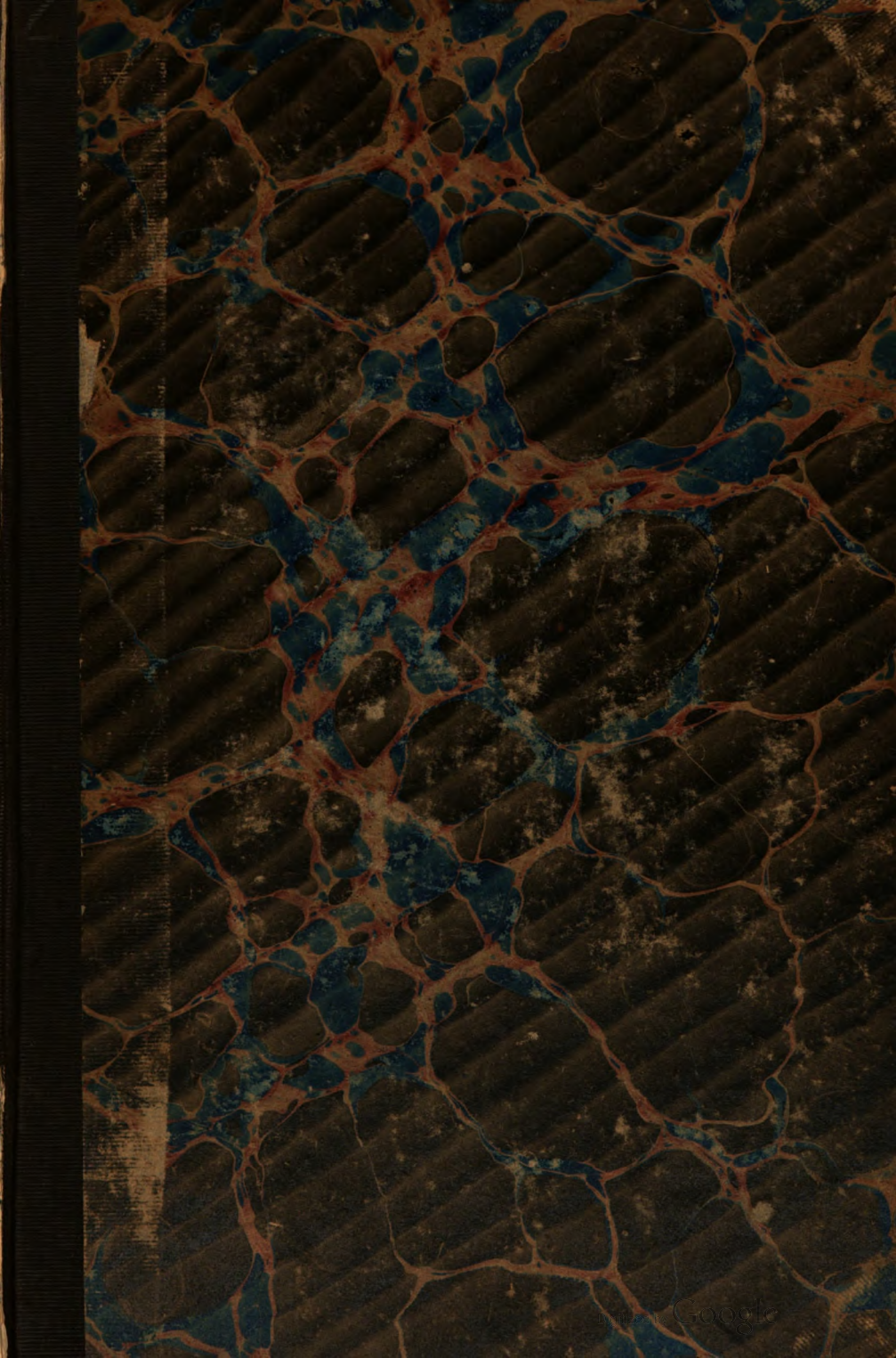
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

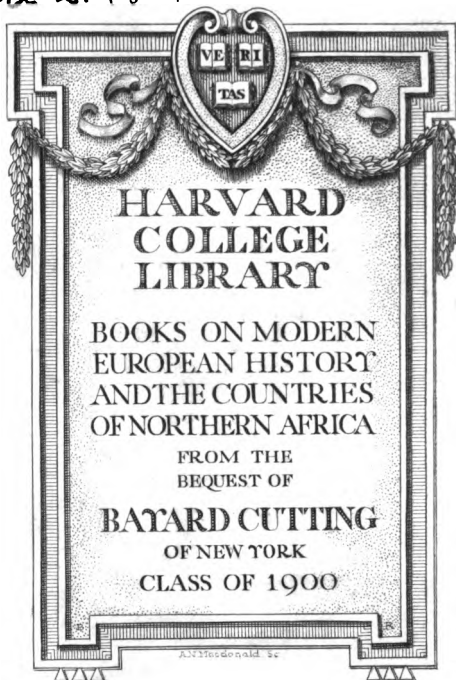
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Port 2148.43



L. von Marquard.
1852.

Portugal.

Erinnerungen aus dem Jahre 1842,

von Felix Fürst zu Lichnowskij.

Dextra tenet calamum,
Strictum tenet altera ferrum.
Ovid. Heroid. XI.

369

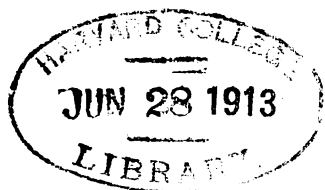


Mainz.

Verlag von Victor von Zabern.

1843.

Port 2148.43



Cutting fund

L

I.

Von Deutschland über Holland, England und den biscayanischen Meerbusen. — Vigo in Galicien. — Die Gallegos. — Mindello und Dom Pedro's Landung 1832. — Die Berlengas. — Lissabon. — Das Theater San Carlos. — Der Herzog von Terceira. — Die Gejen, Straßen und Hunde.

Eis - aqui, quasi cume da cabeça
De Europa toda, o reino Lusitano;
Onde a terra se acaba, e o mar começa.
E onde Phebo repousa no Oceano.

Camões. Os Lusíadas. Canto III. Est. XX

Der eleganteste deutsche Hof, in der freund-
lichsten Gegend gelegen, nun der Stammort dreier
Königsgeschlechter, war mit seiner liebenswürdigen
Aufnahme mir noch in frischem und gutem Andenken,
als ich in Mainz ein Dampfboot bestieg. Der Rhein-
gau und das Rheinthal, seine Schlösser und Burgen,
althistorische und neudiplomatische Erinnerungen,
düstre Sagen und liebliche Anflänge, tausendfach

beschrieben und besungen, schwandten rasch an uns vorbei, bis nach Cöln die Hügel sich senken, die Gegend verflacht und unterhalb Düsseldorf der so eminent deutsche Charakter unsers Rheins allmählig mehr Annäherung an Holland zeigt. Spät Abends erreichten wir Rotterdam, wo die Briefe eines Verstorbenen in der Hand, ich das Bath Hotel aufsuchte und so comfortable fand als der berühmte Reisende es beschrieben.

Am nächsten Morgen gaufelten uns ziemlich unsanft des Meeres Wellen in Gesellschaft eines bengalischen Tigers, einiger Affen und Papageyen, eines englischen Clergyman und deutscher Handlungsreisender; doch kamen wir ohne Unfall nach London, das in voller Season wie zu einem Feste geschmückt aussah. Das letzte Attentat auf das Leben der Königin — es war Anfangs Juni — bildete das Hauptgespräch des Tages; ein Verbrechen, das in allen Klassen um so mehr Abscheu erregen mußte, als kein Wahnmwig eines noch so exaltirten politischen Fanatismus das Motiv desselben erklären kann. Die Blätter waren mit Details hievon angefüllt und verdrängten in allen Conversationen die

Kions und deren Treiben. Die großen Rennen von Ascot sogar kamen in zweite Linie; Rachel, die erste tragische Künstlerin aller Zeiten, fand blaß und angegriffen, bei ihrem ersten Debüt in Corneilles Horace, ein halbbleeres Haus und weniger Enthusiasmus als die übrigens stets kühl applaudirenden Insulaner ihr im letzten Jahre gezollt. Was sonst noch an der Tagesordnung gewesen, schien auch beinahe vergessen: als ich Herrn von R. in der City aufsuchte und nach dem Manne frug, der durch eine Reihe von Jahren, obgleich ein Fremder, mit despotischer Macht den Scepter der Mode in der Weltstadt geführt, konnte er sich erst nach einer Weile auf ihn besinnen, da der berühmte Dandy nur mehr an Sonntagen sichtbar war, die sechs übrigen Tage der Woche aber bei seiner schöngeistigen Freundin Lady B. in tiefster Zurückgezogenheit zubachte, weil Lord Ch., Sir F. B. und ein Dritter, dessen Name mir entfallen, ihm nicht mehr zum zweitenmal unter die Arme greifen wollen.

Nach wenig Tagen mußte ich London verlassen um mich in Southampton einzuschiffen. Es kostete mir, ich gestehe es, nicht den geringsten Kampf;

ich war beinahe ohne Steigerung, nach längerer wohlthätiger Ruhe, von ländlicher Abgeschiedenheit, wie plötzlich, nach dem stets gährenden Getümmel von London versetzt worden, so daß ich mich gleich in den ersten Tagen ganz schwach und müde fühlte und recht froh war aus Lärm und Gestank heraus, wieder ins Freie zu kommen. Die vortreffliche Südwest-Eisenbahn brachte mich zwar eingesperrt, aber weniger gestoßen als am Taunus, in drei Stunden nach Southampton. Nachmittags lichtete der Little-Riverpool die Anker, ein breites langsames Dampfschiff der Peninsular- und Oriental-Gesellschaft, das aber im Rufe großer Sicherheit steht und allerlei Stürmen im unruhigen Biscayischen Meerbusen widerstanden haben soll. Wir passirten die Needles, einzeln stehende weiße Kreidefelsen, die wie Gespenster in Leichentüchern aus der blauen Fluth tauchen und drohend auf die Seefahrer herabschauen. Viele Schiffe sollen in früheren Zeiten sich an ihnen zerschellt haben, und noch jetzt scheint die Passage nicht gefahrlos, da die Strömung zwischen dem Lande und der Insel Wight nach den Needles zu, sehr stark und reißend ist.

Auf geringe Entfernung von der Küste fahrend, sahen wir bei Nacht von Zeit zu Zeit die wechselnden Lichter der Leuchttürme aufflackern, in rothem und weißem Feuer heller und matter blinken, bis die erste Dämmerung uns den König aller Kanäle, den berühmten Eddystone zeigte. Leicht und fest hebt sich auf einem isolirten Felsen, neun Meilen von der Küste, dieses Meisterstück der Wasserbaukunst 92 Fuß über der See, die doch bei großen Stürmen über die Spitze der Laterne zusammenschlägt. Mit Schauern vernimmt man, daß der frühere Leuchthurm von einem wüthenden Orkane herabgeworfen, seine einsamen Bewohner in Trümmern und Wellen begrub. Der jetzige, aus Quadern erbaut und mit eisenen Klammern an den Fels geschmiebet, hat bisher allem Toben der Elemente siegreich widerstanden. Zwei Matrosen aus Plymouth bewohnen ihn stets und wechseln alle zwei Monate. Sie werden mit Lebens- und Beleuchtungs-vorräthen versehen und vertreiben sich die Zeit durch Fischfang, der hier sehr ergiebig, ihnen ein Nebenverdienst gewährt. Mir kam der Ort zu romantisch vor, für jede prosaische Beschäftigung; nur in Byronianische Träumereien versunken,

könnte man zwischen Himmel und Meer, beim Wiederscheinen der Sterne und der Leuchtklamme, einige Zeit contemplativ und sehnend hier verbringen, — gesetzt daß nicht gekocht, Fische gefangen und Lampen gepuzt werden müßte.

Gegen Mittag fuhren wir in den Hafen von Falmouth ein, der weit und sicher, für die größten Flotten tauglich, nur wenige Rauffahrer und kein einziges Kriegsschiff enthielt. Im Gegensatz zu den übrigen englischen Hafenstädten erster Ordnung ist Falmouth todt und ziemlich unreinlich. Der englische Sonntag, dieser systematisch langweilige Tag, machte uns den Aufenthalt eben nicht unterhaltender; nur Haufen betrunkenener Matrosen und freche Dirnen trieben sich gegen Abend unter wildem Geschrei auf den Straßen umher.

Am nächsten Morgen ward die königliche Malle (Correspondenz) an Bord gebracht, für deren wöchentliche Besorgung nach den Häfen von Vigo (Galicien), Oporto, Lissabon, Cadix und Gibraltar, die Regierung der Gesellschaft jährlich 29,600 Pf. St. zahlt. Ein alter Marineliutenant, der 37 Jahre auf allen Meeren beider Hemisphären zu-

gebracht, begleitete die Walle als Admiraltäts-Agent, welcher Posten ihm auf seine alten Tage als Ruheplätzchen geworden. Der graue Seemann war der jovialste Gesellschafter, ein unermüdlicher Tischgenosse und hatte zur Pflege seiner zusammengeschossenen Glieder in der letzten Zeit über achtzigmal den Weg von Falmouth nach Gibraltar gemacht. Auch kannte er Sandbänke, Felsenriffe und Entfernungen auf das genaueste, ja er schien alle Wellen wie alte Bekannte zu begrüßen. Jeder im Kriegsdienste ergraute Soldat ist gewiß höchst achtungswerth, aber ein alter Seefahrer, der auch im tiefsten Frieden mit täglichen Gefahren spielt, Orkane bekämpft und nun am Abende seiner Tage das Veteranenbrod auf offenem Meere fröhlich und wohlgemuth verzehrt, ist eine besonders ehrwürdige Erscheinung. Ich konnte mich nie eines wehmüthigen Gefühls erwehren, wenn ich den alten Lieutenant Wise, im Strohhut und blauen Frack mit einer schon schwarz gewordenen Epaulette geschmückt, so ruhig und gemüthlich auf dem Hinterdeck herumspazieren sah, als erginge er sich auf den grünen Rasenplätzen vor dem königlichen Hospital von Greenwich. Weit entfernt von allem

Charlatanismus seines Metiers, hatte er immer einfache Worte eines komischen Bedauerns für Jene, denen das Schaufeln des schwerfälligen Dampfschiffes nicht zusagen wollte und die bestimmt in seinen Augen für eine unglückliche Race Menschen gelten.

Ein englisches Pferd, nach Lissabon bestimmt, und ein Transport Schafe, die nach und nach unserm Tische die unvermeidlichen mutton chops liefern sollten, vermehrten von Falmouth aus unsere Gesellschaft. Endlich gingen wir, wenn auch nicht unter Segel, so doch mit Dampf, und nach wenig Stunden war die letzte Landspitze Altenglands Cap Lizard, unserem Gesichtskreise entrückt.

Es kann nicht Zweck dieser regellosen Skizzen sein, Seebriefe zu werden, insbesondere seit die maritimen Romane von Sue, Marryat und Conforten in Mißcredit gerathen. Auch würde es mir bei dem besten Willen sauer genug werden, da wir weder Barbareßen, noch Kaper oder Sklavenschiffen begegneten, sondern nur friedlichen Rauffahrern und emßigen Fischerbooten; ja es kam uns nicht einmal der geringste Seesturm zu Hülfe, unsere Fahrt in-

tereßanter zu machen, sondern das Meer blieb beständig in verzweifelt prosaischer Ruhe, selbst in der als meist bewegt verschrieenen Bay von Biscaya:

And winds are rude in Biscay's sleepless bay.

Es lag dennoch in dieser majestätischen Stille ein imponantes Schauspiel, zu dessen Genuß das Gefühl der vollkommenen Sicherheit wohl empfänglicher machen mochte. Ungeachtet nach Seemanns- ausdruck das „blaue Wasser wie ein Fluß“ war, blieben dennoch nur einige englische See- und Land- offiziere, ein Sherryhändler aus Puerto Santa Maria und mein Reisegefährte Graf Alexander Teleky in dis- positionsfähigem Zustande. Unsere übrige Gesellschaft verschwand schon nach wenig Stunden in die Ca- binen. Es waren Spanier von allen politischen Farben und eine englische Miß, lang, blond und dürr, wie sie Alle sind, die einzige Dame an Bord, der wir uns dennoch entschlossen hätten, *faute de mieux*, ein wenig die Cour zu machen, wenn sie nicht beständig krank, erst im Angesichte Lissabons wieder sichtbar geworden wäre. Wir wählten zwar aus unserer Mitte einen Parlamentär, wozu wir den alten Vieu-

tenant erkannten, um sie zu bewegen sich uns zu zeigen, doch war Alles vergebens.

Die einzige erhebenswerthe Unterbrechung boten uns einige Wallfische, die auf geringe Entfernung vom Schiffe ihre kolossalen Rücken zeigten und in hohen Springbrunnen das Wasser in die Lüfte stießen. Sie schienen sehr guter Dinge und schäkerten unter einander, daß es wie tanzende Häuser aussah und einem ganz unheimlich dabei zu Muth ward. Bekanntlich haben sie nach mehrhundertjähriger Abwesenheit sich erst seit Kurzem, zur großen Freude der Fischer, in diesem Meere wieder eingefunden und wurden zum erstenmal vor ungefähr zwei Jahren von St. Jean de Luz aus gesehen.

Am dritten Tage Nachmittags zeigten sich in nebelgrauer Dämmerung die zackigen Felsen des Cap Ortegal. Nachts doubirten wir die Spitze von Finisterre und fuhren bei Sonnenaufgang zwischen den Inseln Cayas und Bayona in die prachtvolle Bucht von Vigo ein. Hunderte von Fischerbarcken tanzten auf der spiegelglatten Fluth, die im Widerschein der ersten Sonnenstrahlen wie mit tausend kleinen Sternen besäet, lustig flimmerte.

Einzelne Felsengruppen, kleine Inseln, Riffe und Sandbänke sperren die Bucht und lassen zu beiden Seiten zwei meilenbreite Eingänge offen. In der Mitte der Bucht liegt Vigo, an einen Abhang gebaut, und am Ende derselben, zwei Meilen weiter, sieht man Redondela, wo seit dem Successionskriege amerikanische Silber-Gallionen versenkt liegen. Die englische Flotte, damals Oesterreichs Verbündete, hatte auf offener See die Gallionen angegriffen, in die Flucht geschlagen und verfolgt. Der spanische Admiral zog sich in den Hafen von Vigo zurück und sperrte bei Cangas die Wasser-Enge mittelst einer schweren, eisenen Kette, ungefähr wie die Türken vor Wien über die Donau gezogen. Die englische Flotte konnte nicht durchbringen und mußte sich begnügen, den Eingang zu blockiren, welches den Admiral in so echt spanische Sorglosigkeit versetzte, daß er gar nicht daran dachte seine reichen Ladungen ans Land in Sicherheit zu bringen. Nach mehreren Wochen kam jedoch plötzlich eine Maschine aus England, welche an das Vordertheil eines Schiffes befestigt, mit der größten Leichtigkeit die Kette durchschnitt und die Passage

fortirte. Als der spanische Admiral dieß gewahr wurde, versenkte er seine Silberflotte in den Grund des Meeres, wo sie bis heute liegt und bei klarem Wetter die Umrisse der Gallionen, zwar halb mit Sand und Schlamm bedeckt, in großer Tiefe noch sichtbar sind. Da durch Elend und Entbehrungen die Spanier nach und nach anfangen industriös zu werden, so ist auch endlich vor Kurzem eine Compagnie zusammengetreten, die alten Pfaster herauszuwischen und hat von der jetzigen Regierung gegen Erlegung von 5 Procent der Beute, ein Privilegium hiezu erhalten. Es wurde täglich aus England eine große Taucherglocke erwartet, worauf sogleich die Operation beginnen sollte. So müssen, durch sonderbares Zusammentreffen, aus demselben Lande die beiden Maschinen kommen, die Eine welche die Millionen versenkte, und die Andere durch die sie wieder zum Vorschein kommen sollen. Wäre dieß vielleicht ein Wahrzeichen daß England, das so viel an Spaniens Untergang gearbeitet, auch einmal zu seinem Aufschwunge thätig sein werde?

Vom Castell von Vigo wehte die spanische

Flagge, blutroth und goldgelb; die Gebirgswinde vom Monte Faro rissen an dem langen Lappen und bewegten ihn so gewaltsam als sollte noch immer keine Ruhe werden. Mit beklommenem Herzen begrüßte ich diese edlen königlichen Farben, die für mich so erinnerungsreich sind. — Die Anker wurden geworfen und wir stiegen ans Land. So war ich denn wieder auf spanischem Boden, das erstemal nach einem herben, mir ewig unvergeßlichen Tage; doch diesmal als friedlicher Tourist und nicht mehr mit gezücktem Schwerte, fern vom ritterlichen Baskenlande, vom romantisch-wilden Catalonien und vom reizenden Valencia.

Galicia und Gallego, in beiden Reichen der Halbinsel nur mit vornehmer Geringschätzung ausgesprochene Worte, mahnen an Wasserträger, Karrenschieber und Hausirer, an ein rohes, schmutziges Gebirgsvolk, ohne Aufschwung im Kriege, ohne Künste im Frieden. Der erste Anblick von Vigo war eben nicht geeignet diese vorgefaßte Meinung zu zerstören und wer gar mit poetischen Ideen vom blendend weißen Cadix und der romantischen Alhambra, zuerst den spanischen Boden hier betritt,

wird sich bald eher in einem wendischen Dorfe als in einer iberischen Hafenstadt glauben. Und vollends das spanische Militär, das ich dort sehen mußte! meine kriegerische Eitelkeit wurde auf eine grausame Probe gesetzt als die hochmüthigen Britten, mit ihren strengen Disziplinbegriffen in so erbärmlichem, halbuniformirten Volke unsere „Sieger“ erblickten. Es war das Provinzial-Regiment von Drense, eine galicische Truppe die sich früher in allen Provinzen herumgeschlagen. Nun mochte der Krieg sie einigemal decimirt haben, denn mit Ausnahme der Unteroffiziere waren die alten Soldaten aus den Reihen verschwunden und hatten unbärtigen Knaben Platz gemacht, die in elende Jacken gehüllt, unter ihren großen Czafos krankhaft und verdrießlich hervorblickten und ausfahen als wollten sie bei erster Gelegenheit ihre Gewehre lieber wegwerfen als sich derselben bedienen. Auch die Offiziere schienen eben nicht zur Blüte der spanischen Armee zu gehören. Ihre Epauletten hingen schlatternd über der mit Bändern aller Farben bedeckten Brust, und die Träger dieser vielen Siegeszeichen konnten ein verlegenes Mißbehagen nicht bergen,

den inspisirenden Blicken Fremder ausgesetzt zu sein; auch mochten sie wohl eben keine Bewunderung in unsern Blicken lesen. Nur die Sergeanten waren bei weitem besser, diese in Spanien so gefährliche und wichtige Klasse. Ihre Uniformen schlossen knapper, sie handhabten ihre Waffen mit Leichtigkeit und man sah es den kriegerischen Gestalten mit den dunklen, bärtigen Gesichtern an, daß sie gewohnter sind in Bivouacs als auf Paradeplätzen sich herumzutreiben und ihre Schule im ernstesten Feuer durchgemacht haben. In ihnen erkannte ich jene alten Gardes wieder, die so fest anstürmten und so ruhig aushielten, Esparteros Prätorianer, die ihn von Stufe zu Stufe zur Macht gehoben und die er so undankbar und unflug seither licenzirte. Wir hatten lange diesem Bataillon auf dem Glacis der Citadelle zugeesehen, da kam ein alter Oberst auf einem abgemagerten Schimmel angeritten. Der arme Gaul mochte auch oft nur halbe Rationen genossen haben, und es fiel mir bei seinem Anblicke manch früheres Elend ein, als die Tambours wirbelten, die Hörner tönten und der altspanische Marsch begann: „Los Españoles y los Wal-

lones son los primeros soldados del mundo.“ Das war zu viel für mein armes Herz und ich wandte mich schnell weg.

Vor dem Hause des portugiesischen Consuls fand ich unsern Admiralitäts-Agenten ungeduldig stehend und das Visa der Schiffspapiere abwartend. Der Consul schlief noch und sein Diener wagte nicht Su Senhoria zu wecken. Endlich wirkte auch hier, wie überall, der englische Name; die Papiere wurden gestempelt, unterzeichnet und wir stiegen durch die engen, schlecht gepflasterten Straßen zum Hafen herab. Viele kleine Barken drängten sich um unser Dampfschiff und boten Fische, Hummern, Austern, frische Lebensmittel aller Art zum Verkaufe. Auf dem Liverpool war ein reges Leben und das Verdeck voll Galicier, die ihre Ueberfahrt nach Lissabon accordirten, wo sie als Wasserträger eine so bekannte Rolle spielen. Es waren sämmtlich alte Soldaten die nach vollendeter Dienstzeit nun auch für sich arbeiten wollten und vom Füllen der Wasserfässer mehr Gewinn erwarteten als von den rückständigen Forderungen ihrer Regierung, die sie in vortrefflich ausgefertigten Schulddocumenten

bei sich führten und gern um geringe Preise los geworden wären. Jeder zahlte ungefähr ein Pf. St. für seine Ueberfahrt und hatte dafür das Recht, auf dem Vorderdecke des Schiffes bei Sonne, Regen und Nachtlust den Raum seines Körpers einzunehmen. Tausende dieser Menschen werden jährlich in Oporto und Lissabon ans Land gesetzt; dort bilden sie eigene Corporationen, tragen Lasten und schöpfen Wasser, an den Fontainen (Chafariz) von Oporto in Krüge und zu Lissabon in kleine Fässer. Sie sind sehr thätig, kräftig und von erprobter Redlichkeit. Mich erinnerten sie an die deutschen Halloren und die forts de la halle in Paris. Nach fünf bis zehn Jahren kehren sie in ihre Provinz zurück und haben manchmal ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt. Als früher die Schätze Brasiliens ausschließlich in die Häfen des Mutterlandes einliefen, war ihr Geschäft noch einträglicher, da alles Gold und Silber auf ihren Schuftern vom Hafen nach den Comptoirs der Kaufherren getragen wurde. An unserem Bord mochten ihrer etwa hundert liegen, die in apathischer Ruhe gedankenlos vor sich hinstarrten, bis endlich auf hohem Meere einer

von ihnen das National-Instrument der galicischen Berge hervorzog, den Dudelsack, und in melancholischen Tönen seinen Landsleuten die Munieira vorspielte. Da stammten alle Augen, es hoben sich die kräftigen Gestalten und richteten sehnfüchtige Blicke nach der zackigen Bergkette, die erbfahl und nebelgrau sich am fernen Horizonte verlor.

Ich kann die Munieira nicht hören, ohne eines merkwürdigen Momentes früherer Jahre zu gedenken. Es war im Herbst 1838, als Graf de España ein kräftiges Commando in Catalonien führte. Er hatte eben Nachricht erhalten, daß frische Truppen zur feindlichen Armee gestoßen, da befahl er in Verga Dudelsäcke anzufertigen und ließ einige Bataillonsmusikanten dieß Instrument einstudiren. Die catalonischen Tonkünstler fühlten sich gedemüthigt diesen Bauernsack tragen zu müssen und einige Offiziere aus der Umgebung des Generals schnitten spöttische Gesichter. Doch wenn der alte Herr befahl galt nur Gehorchen; der Dudelsack wurde also eingelernt. Nach wenig Wochen standen wir in der Sierra Boraderra unterhalb Cardona dem Feinde gegenüber. Auf kurze Distanz stammten bei ein-

brechender Nacht in langen Linien die Feuer der beiden Bivouacs. Als es spät wurde, frug der General seine Spione um die Namen der gegenüber stehenden Truppen. Es waren die Provinzial-Bataillone von Coruña und Santiago de Compostella die aus ihrer Heimat kürzlich eingetroffen. Da ließ de España die Dubelsackpfeifer in die Vorposten treten und die Munieira aufspielen. Bei den ersten Tönen der heimatischen Musik kamen einzelne Ueberläufer athemlos mit banger Behmuth, wie von Oberons Zauberhorn gerufen, und ehe der Morgen graute waren über achtzig galicische Ueberläufer bei uns angelangt. Wem fällt hiebei nicht die Romanze vom Schweizeroldaten in französischen Diensten ein, der auf der Straßburger Schanze wegen Desertion süßillirt wurde, weil ihm's der Bube mit dem Alphorn angethan. — Ich habe diese Romanze so lieblich von zwei Nachtigallen singen gehört, daß ich stets daran denke.

Bei schönstem Wind und Wetter fuhren wir an der Mündung des Minho vorbei, der die Grenze zwischen Spanien und Portugal bildet. Die Thürme von La Guarda und Caminha, den Grenz-

orten beider Länder, wurden eben sichtbar als in entgegengesetzter Richtung ein langer Dampfstreif Aller Augen auf sich zog; man wandte die Ferngläser hin und hißte Signalfahnen und Pavillon. Bald flatterte das Andreaskreuz von England gebietend über den Wellen; dann folgte ein Kanonenschuß. Nach kurzer Pause erhob sich rasch ein Signalfähnchen auf dem höchsten Mast des beobachteten Schiffes; dann entfaltete es ebenfalls die englische Flagge und grüßte zurück. Nun erfolgte ein lebhafter Verkehr stummer Fragen und Antworten, durch Form und Farbe vieler kleiner Fähnchen, eine nur dem Schiffmann verständliche Sprache. Es ist der Royal Tar, sagte unser Capitän; er kommt von Gibraltar zurück und Alles ist überall wohl.

Nach dieser kurzen Unterbrechung versammelte sich unsere Gesellschaft zum Luncheon, der mit dem Luxus und Comfort servirt ward, den man nur auf englischen Schiffen antrifft. Während dessen wurden mehrere Ochsen, die wir mitführten, gefüttert, und es mag bemerkt werden, daß die Futtergräser, wie Salat, mit Essig angemacht wurden, da das Vieh sie dann auf dem Meere besser frist.

Von Vigo an bleibt die Küste fast immer im Auge. Es war die alte Provinz Entre Douro e Minho, die äußerst malerisch zwischen schroffen Abhängen in lachenden Thälern sich vor uns öffnete. Wir sahen Vianna in einer herrlichen Ebene liegen, dann Villa do Conde mit einem kleinen Hafen, bedeutenden Wasserleitungen und einem weitläufigen Gebäude, das Johann V., dieser baulustige König, den Carmeliterinnen aufgeführt. Sie sind wie die meisten Nonnen Portugals, im Besiz ihres Klosters geblieben, da die Abolitionswuth sich auf die Mönchs- und nur wenige Frauen-Klöster erstreckt hat.

Längs der portugiesischen Küste erheben sich auf geringe Entfernung Rastelle und Wартthürme, die von den Mauren gegen die räuberischen Einfälle der Normänner aufgebaut, noch in neuester Zeit zum Theil von Dom Miguel benützt wurden, als er eine Landung seines Bruders verhindern wollte. Nun liegen sie meist verlassen und baufällig da, oder haben nur kleine Garnison weniger Veteranen. Doch zeichnen sie sich auch im Verfall durch jenen poetischen Anstrich aus, der allen Bauten der Araber eigen ist, die auch in den gewöhnlichsten Dingen

die Regeln der Schönheit nie verletzten. Diese Thürme sind wie deutsche Wartburgen, Adlerhorsten gleich, hoch auf Felsenspitzen gehängt und heißen arabisch: Atalayas, oder erheben sich nur wenig auf vorspringende Landzungen und erinnern dann an Carl Martells Thürme längs den Küsten der Provence und von Corsika, diesen tausendjährigen Resten geschwundener Kraft, die als neue Erfindung mit großem Aufwande von Geld und Gelehrsamkeit bei Linz und an andern Orten sichtbar werden.

Bald sahen wir am flachen Ufer vor einem unbedeutenden Dorfe einen angefangenen Obelisk, das Denkmal zur Erinnerung an Dom Pedros Landung am 8. Juli 1832 vor dem Dorfe Mindello. *)

Es ist dieß ein zu wichtiger Moment der neuesten Geschichte Portugals um nicht mit wenigen Worten darauf zurückzukommen, wenn gleich es nicht meine Absicht sein kann, die Geschichte eines Krieges zu schreiben, dem ich völlig fremd bin und

*) Der ganze Obelisk, 75 Fuß hoch, soll auf Sub-
scription in Granit angefertigt werden; bisher ist
nur der Sockel zu sehen.

an dem viele meiner Freunde und späteren Kriegsgefährten auf der besiegten Partei Theil genommen. Ich werde aber nothwendig in den Verband dieser Skizzen Abrisse aus einer Zeit einweben müssen, die so entscheidend in die gegenwärtigen Zustände des von mir besuchten Landes eingreift. Von dieser Zeit datiren alle Persönlichkeiten, die jetzt eine Rolle in Portugal spielen; sie schlug Wunden die theils noch bluten und rief Institutionen ins Leben die noch wirken, und die in parlamentarischen Streite von jenen Männern heute angegriffen oder vertheidigt werden, die früher ihr Leben für ihre Einführung freudig in die Schanze geschlagen. Die Rechtsfrage Dom Miguels und die Censur seiner Handlungen liegen außer dem Gesichtskreise, der dem flüchtigen Touristen gezogen ist; ich schreibe kein staatsrechtliches Handbuch und kann in königlichen Fragen nur als Soldat mit dem Degen, nicht als Kritiker mit der Feder auftreten.

Was aber auch dem unbefangenen, parteilosen Beobachter im Angesichte der Küste von Mindello sogleich auffallen muß, ist die grenzenlose Apathie, Ungeschicklichkeit, Feigheit. — man vergebe mir diese

derben Worte, ich kann es aber nicht anders bezeichnen — der miguelistischen Autoritäten bei der Landung Dom Pedros. — Es war am 7. Juli gegen Abend, als der Telegraphenwächter von Villar de Paraiso, am linken Douro-Ufer, der eben seinen Tagstrapport schloß, durch den Teleskop einen Theil der feindlichen Flotte zuerst gewahr wurde. Er zählte in dieser Stunde 28 verschiedene Mastenspitzen am Horizonte, im Norden von Oporto; um neun Uhr Abends riefen die Tambours zu den Waffen und Alles war in Alarm. Demungeachtet geschah nichts um die Landung zu hindern, oder wenn sie bereits bewerkstelligt, durch sofort kräftigen Angriff dieß Häuflein zurückzuschlagen. Dom Pedro fuhr ungehindert denselben Abend in den kleinen Hafen von Villa do Conde ein und legte dort vor Anker. Seine ganze Flotte bestand aus 2 Fregatten, 1 Corvette, 2 Briggs, 4 Schoonern und 42 Transportschiffen, die 3 unbespannte Feldgeschütze und 8300 Mann, worunter 7500 Combattanten (hievon 1500 Fremde) an Bord hatten. Mit diesen spärlichen Streitkräften kam er ein Reich zu erobern, dem er seit mehreren Dezennien feind geworden und

dessen Regent ihm ein Heer von ungefähr 55,000 Mann entgegenstellen konnte *), dem alle Hülf-

*) Nach Eschwege und Chaumeil de Stella bestand Dom Niguels Armee zu dieser Zeit aus 5 Divisionen und einer mobilen Colonne; die 1. Division occupirte Lissabon unter dem Vizconde de Pezo da Regoa; die 2. cantonirte in Alcobaga und Casbas, und lehnte ihre linke Flanke an Torres Vedras; General Povoas befehligte sie; die 3. besetzte Torres Vedras und Cintra unter Pinto; und dehnte sich über die genannten zwei Städte aus; die 4. welche der Vizconde de Santa Martha anführte stand in Oporto und am Ufer des Douro; die 5. Division war zur Verfügung des Gouverneurs von Algarbien Vizconde de Moellos gestellt; — im Süden von Lissabon zwischen Almada und Setubal bewegte sich die mobile Colonne, die aus Milizen bestand. — Das stehende Heer war aus folgenden Truppen zusammengesetzt: 3 Reg. Artillerie mit 29 Kanonen und 7 Haubitzen, 8 Reg. Cavallerie und 5 Escadrons Polizei (5546 M. mit 2852 Pf.), 16 Inf.-Reg., 4 Ingenieur-Reg. und Polizei-Garde 24,136 M.), dann 49 Bataill. Royalisten (18,336 M. und 209 Pf.), wozu noch 50 Reg. Milizen (27,508 M.) gerechnet werden müssen, die wenn auch nicht zum Felddienste, so doch als Besatzung gebraucht werden konnten.

mittel eines von der Natur reich ausgestatteten Landes, alle Städte und festen Plätze, Magazine und Arsenale zu Gebote standen.

Am 8. schickte Dom Pedro einen Parlamentär an den Brigadier Cardoza, Gouverneur von Bianna, einen von allen Parteien geachteten Mann. Die Antwort war abweisend und den Begriffen militärischer Ehre gemäß. Dieser erste unglückliche Versuch scheint im Lager Dom Pedros eine gewisse Consternation hervorgebracht zu haben. Die Flotille verließ Villa do Conde am nächsten Morgen, warf in der Bucht von Mindello (nach dem alten Namen: Arnoza de Pampelido) — zwei Leguas von Dporto — die Anker aus, und begann gegen Mittag die Ausseifung der Truppen im Angesichte der Vorposten des Vizconde de Santa Martha, dessen Division von 12,000 Mann in Dporto und an den Ufern des Douro cantonnirte und ihre rechte Flanke bis Villa do Conde ausdehnte. Sie ließen die Ausseifung ruhig geschehen und eröffneten nur Abends ein schwaches Musketenfeuer; Santa Martha selbst aber, der in Dporto 4000 Mann um sich hatte, setzte bei der ersten Nachricht vom Anmarsch des Feindes über den

Douro, replürte auf Oliveira und gab bedeutendes Kriegsmaterial, das Schloß von San João da Foz, welches die Mündung des Flusses vertheidigt, und die vortheilhafte Position des Conventes de la Serra auf, das die Stadt dominirt. Dom Pedro rückte noch denselben Tag ohne Schwertstreich in Oporto ein, und wurde von der überwiegend constitutionellen Stadt freudig aufgenommen. Diese wenigen Zeilen werden genügen das unverantwortliche Benehmen der miguelistischen Generale darzustellen. Es bleibt in der neueren Kriegsgeschichte aller andern Völker beisspiellos; doch in diesem Lande haben während der letzten Campagne sich so viel ähnliche Fälle gezeigt, daß man sich über das Angeführte nicht wundern darf.

Lange betrachtete ich die flache Küste von Mindello und die Hügel, die natürlichen Fortifikationen gleich sie umgeben, als wollten sie den Vertheidigern jener Punkte anzeigen, daß sie bestimmt sind Batterien zu tragen und das Ufer rein zu halten. Der Liverpool fuhr indessen weiter am Canale N. S. da Luz vorbei, und hielt bald an der Barre von Oporto vor dem Schlosse San João da Foz. Vorher sahen wir eine kleine Kapelle, hart am Meere,

nicht weit vom Städtchen Matozinhos. Sie war einem menschlichen Arme zu Ehren gebaut worden, der an dieser Stelle im Sande gefunden ward und wunderthätig sein soll; die Kapelle heißt Senhor de Arreia (Herr vom Sande), hat aber seit der constitutionellen Periode an Credit verloren. Die Einfahrt in die Barre von Oporto gewährt einen herrlichen Anblick; der Douro scheint sich jeden Augenblick in den Krümmungen der lachenden Anhöhen zu verlieren, die beide Ufer begrenzen; im Hintergrunde des Gemäldes sieht man einen Theil der Stadt, meist von durchsichtigen Dünsten halb umgeben. An der Barre kamen Barken die Correspondenz und Reisenden abzuholen. Nachts fuhren wir an der Mündung des Mondego vorbei und am nächsten Morgen passirten wir zwischen der Inselgruppe der Berlengas und dem Vorgebirge von Peniche oder Feizerão, einer ungefähr sechs Seemeilen langen, schmal ins Meer vorspringenden Landspitze. Die Gruppe der Berlengas besteht aus der Hauptinsel Berlenga und vielen kleinen Felsenspitzen, die sie umgeben. Erstere ist von mäßiger Höhe und geringem Umfange, mit flacher Kuppe. Eine Kluft spaltet den

Fels senkrecht der ganzen Länge nach in zwei isolirte Theile, die Carreiro-dos-Caços und Carreiro-do-Mosteiro heißen. Die Ufer sind steil. Südwestlich von Mosteiro krönt ein Castell einen hohen Fels, der durch eine schmale Brücke mit der Berlenga verbunden ist; ein enger Fußsteig führt auf die Spitze, deren westlicher höchster Gipfel einen farailon oder kleinen Leuchthurm trägt, der den Seefahrern bei Nacht diese seltsamen Gruppen und ihre Riffe bezeichnet, die spizen Zähnen gleich aus dem Meere hervorragen. Die Berlengas gelten für die gefährlichsten Felsen der europäischen Gewässer und es sollen ihres Gleichen nur in den Antillen und den Meeren des australischen Archipels sein.

Auf zwölf Seemeilen vom Cap Peniche blickten wir das hohe Vorgebirge Cabo da Roca, gewöhnlich von brittischen Seeleuten the Rock of Lisbon genannt. Es bildet den letzten Ausläufer des felsigen Gebirgskammes, der von Cintra aus dem Meere sich zuwendet. Von hier konnten wir die ganze Kette erblicken; sie erhebt sich in festen Umrissen und vulkanischen Formen ungefähr 1800 Fuß hoch über die Ebenen von Mafra und Lissabon.

Auf einer der höchsten Spitzen sieht man halb in Wolken gehüllt das Schloß von Penha. Kühn und frei scheint es von diesem erhabenen Standpunkte über Land und Meer zu gebieten. Dieses schöne Penha, das ich später so oft und so gern besucht, kam mir immer wie der Horst eines königlichen Adlers vor, und es war gewiß ein glücklicher Gedanke des jungen ritterlichen Fürsten den Deutschland diesem Reiche zum Könige gegeben, seine Ritterburg auf diese höchste Spitze zu bauen, wo König Emanuel täglich Vasco de Gamas rückkehrende Flotte erspähte. Nun soll kein König von Portugal seine Blicke nach dem Meere wenden; von dort hat sein Land nichts mehr zu erwarten. Diese hohe Spitze aber bleibt dennoch symbolisch reich; von ihr schaut man herab auf viele Thäler, Felder, Fluren, auf das öde Mafra das einem Giganten Sarkophag gleicht, auf den königlichen Tagus der so verlassen dahinströmt und nicht mehr Wimpeln aller Nationen in seinen blauen Fluthen abspiegelt, auf alles Elend in Lissabon und im ganzen Lande, auf diese herrliche, von Gott so reich begabte Landschaft, die doch so unendlich

melancholisch aussieht als wollte sie dahinsterben. Das Alles hat der junge königliche Herr, von dort oben täglich vor Augen und er wird viele Wunden heilen, so Gott ihm ein langes Leben schenkt.

Von Cabo da Roca aus drängt sich ein reizendes Bild an das andere; Leuchttürme, Castelle, Villas und Dörfer zeigen sich am Ufer; dann kommen die zwei Thürme von San Julião und Bougie, die vorgerückten Bedetten gleich, den Tagus bewachen. Nach wenig Minuten fahren wir in den großen Strom ein. Lissabon ist so oft beschrieben worden, daß ich nicht daran denken darf, matt und farblos jene Eindrücke wieder zu geben, die eine geniale deutsche Frau in neuester Zeit und vor ihr zwei große Dichter so glänzend und schillernd beschrieben; denn majestätisch und prachtvoll ist der Tagus über alle Erwartung. Nur Reichthum und Leben fehlt hier, und es ist die Einfahrt in eine Welthauptstadt, nicht in die Residenz eines kleinen Reiches. Bekanntlich wird die Mündung des Tagus mit den Häfen von Neapel und Genua verglichen; ich muß gestehen, für diese Zusammenstellung keinen Beleg finden zu können; Genua und Neapel zeigen

auf einmal Alles was sie bieten können, wie ein Panorama oder eine Theaterdecoration; am Tagus wechseln die Bilder, das Interesse steigt, und endlich, im letzten Plan wird die Erwartung gekrönt. Zuerst die Einfahrt, der breiteste Strom der alten Welt, das grüne Meer und der blaue Fluß, Thürme, Dörfer, Phare und Castelle, Cascaes und Deiras, links die Berge von Cintra, rechts die Sierra de Arrabida, die sich am fernsten Horizonte bis zum Cap Espichel in das Meer hinausdehnt; dann kommt Belem mit seinem altmaurischen Thurne, dem finstern Staatsgefängnisse des letzten Herzogs von Aveiro und der schönen Gräfin von Tavora; hoch auf dem Berge die kolossalen Dimensionen des Pallastes von Ajuda und als Gegenstück das Castell und die Hügel von Almada; endlich als dritte Erscheinung Lissabon, so groß und düster, so vornehm und nachlässig, wie eine schöne Frau die sich vergessen doch ich will in diesem Bilde nicht fortfahren.

Der Tagus war ziemlich leer, wie es wohl meist seit dem Abfall Brasiliens sein mag; ein englisches und ein französisches Kriegsschiff lagen vor Anker, gleichsam Repräsentanten der zwei Mächte,

die gern auf seinen Wellen dominiren möchten; dann kam das portugiesische Wachtschiff, die Fregatte Duqueza de Braganza, ein elegantes Gebäude, das gut equipirt scheint; endlich zwei abgetafelte und unbemannte Linienschiffe, der João VI. (der die Erzherzogin von Oesterreich nach Brasilien gebracht) und der Vasco de Gama, letzte Ueberbleibsel ehemaliger Herrlichkeit, seitdem Portugal die Herrschaft der Meere verloren und in jüngster Zeit Dom Miguel sich seine Flotte vor der Nase wegnehmen ließ, deren Nest bei Cabo San Vicente durch Napier geschlagen wurde. Hunderte von Fischerbarken und Transportfähnen, einige Rauffahrer, meist Amerikaner, und etliche kleine Dampfschiffe die den Tagus befahren, gaben allein dem Strome Leben. Endlich warfen auch wir die Anker auf geringe Entfernung vom Ufer.

Ein Befehl der portugiesischen Gesandtschaft in London, verschonte meine Habe vor der in Lissabon äußerst lästigen Durchsuchung; der Kahn des Inspectors der Douane wurde zu meiner Verfügung gestellt und ich beeilte mich ans Land zu kommen. Was jedem Fremden sogleich auffallen muß, ist bei

den bekanntlich zerrütteten Finanzzuständen dieses Landes, eine überaus große Eleganz in Allem anzutreffen, was zum öffentlichen Dienste gehört. Die Barken der Douane waren sauber angestrichen, die Sitze mit Polstern belegt und auf den Zeltbälchern das portugiesische Wappen manns hoch in grellen Farben gemalt. Die Ruderer trugen blendend weiße Westen mit blauen Umschlägen, rothe Schärpen und glanzleberne Hüte mit goldener Aufschrift. Sie arbeiteten mit englischer Präzision und setzten mich rasch an den Quai des Handelsplatzes. Nach dem ersten Anblicke dieses großen regelmäßigen Platzes, der parallel auslaufenden Straßen, breiten Quais, des neuen Stadttheils überhaupt, glaubt man Lissabon den glänzendsten Hauptstädten Europas auch in Hinsicht der Eleganz gleichstellen zu dürfen. Man denke sich drei und vierzig tausend Häuser die amphitheatralisch auf den südlichen Abhang sieben lachender Hügel gebaut sind und den Tagus von Belem bis Kabregas, in einer Länge von sechs englischen Meilen wie mit einem Saume einfassen; schöne Plätze, großartige öffentliche Gebäude, eine Wasserleitung die Römerwerken

gleich, die weißen Kuppeln von Corazaõ de Jezus, das gothisch=maurische Kloster von Belem und die lieblichen Terrassen von San Pedro de Alcantara. Dieß ist der Anblick, den Lissabon heute gewährt; von der alten, finstern, winkeligen Stadt, wie sie vor dem Erdbeben von 1755 bestand, ist nur wenig mehr zu sehen, besonders in den untern Theilen. Die Mauer, die Lissabon früher umgab, war mit sieben und siebenzig Thürmen flankirt, die Alle einstürzten; jetzt ist die Stadt durch die berühmten Linien von Torres Vedras vertheidigt, gegen die alle Anstrengungen Massenas scheiterten, und durch die Redouten des Plateau von Ourique, die Dom Pedro 1836 aufführte. Das alte königliche Schloß am Ufer des Tagus, dessen originelle Gestalt man noch auf alten Plänen und Ansichten sieht, ist auch ein Opfer der erzürnten Erde geworden *) und

*) Unermeßliche Reichthümer sollen dabei zu Grunde gegangen sein. Dieß Schloß war mit Kunstgegenständen und Schätzen aller Art angefüllt, deren Verlust auf 15 Millionen Livres Tournois gerechnet wird. Die sämmtlichen im Schooß der Erde ver-

elegante Quais strecken sich an seiner Stelle. Der kräftig schaffende Geist des Erbauers des heutigen Vissabon, des großen Marquis von Pombal, ist an allen seinen Schöpfungen unverkennbar; sie tragen Alle den Stempel eines mächtigen Geistes und es ist einer der sichersten Beweise des moralischen Verfalls dieser Nation, daß einer ihrer größten Männer, nachdem er nun beinahe siebenzig Jahre von der Bühne abgetreten, noch immer so wenig Anerkennung findet. Nur im Munde des Volkes ist sein Name noch eher populär geblieben und es gibt viele aus den niedersten Ständen die sich noch heute des Epigramms, vielleicht nicht ohne Anspielung erinnern, das nach Pombals Sturze in aller Munde war: „Mal por mal, melhor Pombal.“ — Wenn man die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes mit Aufmerksamkeit liest, muß seine Ähnlichkeit mit dem Cardinal von Richelieu lebhaft auffallen; es dürfte schwer sein dem letzteren ein unbedingtes Lob zu

schwundenen edlen Metalle, Juwelen, Gemälde, Statuen u. d. Stadt, werden auf die ungeheure Summe von 2,284 Millionen geschätzt.

zollen, doch waren die Verhältnisse beider Länder wohl auch zu verschieden, und was Richelieu vorgeworfen werden könnte, muß vielleicht bei Pombal als Gebot imperativer Nothwendigkeit angesehen werden. Wie auch seine Strenge gegen den übermächtigen und demoralisirten Adel, die Hinrichtung der zehn Verschwornen (Aveiro, Lavoura etc.) und hauptsächlich die Vertreibung der Jesuiten beurtheilt werden mögen, den großen Institutionen die er zum Wohl des Landes ins Leben rief, müssen alle Meinungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sein kräftiges Wirken und Schaffen nach dem Erdbeben ist über jedes Lob erhaben; es sichert seinen Platz in der Geschichte, und Lissabon in seiner jetzigen Gestalt ist das Denkmal, das er sich für die Unsterblichkeit gesetzt. Nicht Portugal allein, wie viele Länder und Reiche würden — auch ohne Erdbeben — noch heute einen Pombal brauchen.

Ich eilte durch die Arkaden die den Platz umgeben und ihm ein grazioses Ansehen verleihen; seine Gebäude, sämmtlich Hotels der Regierung, sind jedoch einförmig und schwerfällig, im Style der Jesuiten-Collegien. Eine ziemlich geschmacklose

Reiterstatue Josephs I. nimmt die Mitte ein; an ihrem Sockel war Pombals Brustbild in Bronze früher angebracht, doch von seinen Feinden am Vorabend der Krönung Maria I. weggenommen und durch das Stadtwappen ersetzt worden. — Vom Handels-
 plaze kömmt man durch die breite und schöne Arsenal-Straße nach dem Plaze do Pelourinho, auf dem ein säulenartiges Monument steht, das mir später als der ehemalige adelige Galgen (forca dos fidalgos) bezeichnet wurde; es soll noch zur Zeit Dom Miguels functionnirt haben und ist erst durch die Constitution nebst andern Privilegien des Adels außer Wirksamkeit gekommen.

In der rua do Alecrim nahm mich ein englisches Hotel auf. Die Wirthin, eine ci-devant schöne Frau mit noch classischen Spuren abnehmender Reize, soll früher in einem zarten Verhältnisse zu Dom Miguel gestanden haben; es gibt sogar Leute die böshaft genug sind zu behaupten, daß lebende Folgen dieser königlichen Praedilection existiren. Ich glaube sie hat es seither mit dem Range ihrer Anbeter nicht mehr so strenge genommen. Mich führte sie in ein leidliches Appartement mit

der reizendsten Aussicht nach dem Plage dos Romulares, dem Quai do Sodero und dem schönen Tagus, den ich immer froh war sehen zu können. Die Zimmer waren geräumig, hoch, lustig, kühl und hatten breite Betten; aus denen man nach dem Maßstabe der preussischen Provinzialwirthshäuser vier bis fünf sogenannte Einschläferige heraus-schneiden könnte. Mir sind diese engen Säрге ein Gräuel; ich nahm also mit Freuden von meiner neuen Wohnung Besitz. Die Dielen waren, wie in ganz Portugal üblich, mit feinen, lichtgelben Matten belegt, die aus Aloefäden geflochten, sehr zierlich und angenehm sind. Diese Teppiche wären auch bei uns für Pavillons und Sommerwohnungen zu empfehlen, nur müssen sie nicht auf Tanzsäle ausgedehnt werden; ich habe leider aus eigener Erfahrung lernen müssen, welche Marter es ist auf diesen Aloeteppichen herumzuwalzen.

Nachdem meine ersten Einrichtungen getroffen waren, verabredete ich meine Bedürfnisse mit einem wohlbeleibten Gallego, einer Gattung Factotum, der mehr einem Meerschweine als einem Menschen glich. Ich habe es in allen Ländern für das Vernünftigste

gehalten, materiell wie die Einwohner zu leben, da man sonst nothwendig in die Categorie jener kurmärkischen Vaterlandsbefreier fällt, die in der Champagne ihre Wirthse prügeln, weil sie ihnen Champagner und kein Weißbier vorsetzen. Bei der furchtbaren Hitze die den Tag über, im Sommer jeden Menschen paralyfirt, der kein Neger oder Wasserträger ist, muß man alle Beschäftigung — so viel als thunlich — sehr früh, sehr spät oder Nachts vornehmen. So ist es auch mit dem Essen, *cette manière agréable de satisfaire à un besoin impérieux*, wie eine gastronome, sehr gelehrte und geistreiche Frau sagte, die immer sehr gnädig für mich war und sich hier wohl wieder erkennen wird, wenn sie Zeit haben sollte dieses Geschreibsel zu lesen. Die höhere Gesellschaft und die müßigen Stände speisen in Portugal gegen acht Uhr Abends; diese Stunde nahm ich denn auch an und verzehrte ein ziemlich genießbares Diner, obgleich im Allgemeinen die Küche in Portugal schwer und fett ist, und die Menschen verderben, was Land und Meer von so vorzüglichen Qualitäten liefern; alle Früchte hingegen, sowohl frische als eingemachte sind vor-

trefflich, die Weine köstlich, doch zu stark, selbst der in Lissabon als Tischwein meist übliche rothe Wein von Colares und weiße von Arinto. Im Innern des Landes ist er an manchen Orten ungenießbar, in der Gegend von Oporto aber der leichte Wein, der wenig ausgeführt wird, sehr trinkbar; er heißt Vinho maduro do alto Douro, d. h. reifer oder abgelegener Wein — im Gegensatz von Vinho verde, grüner, junger Wein, der schauderhaft schmeckt. Wie alle Südvölker legen die Portugiesen großen Werth auf den Nachtisch; ich brauche wohl nicht der Früchte aller Zonen und namentlich der weltberühmten Orangen zu erwähnen, von deren Geschmack wir wenig Begriff haben, wenn wir das saure, dickhäutige und faserige Obst genießen, das in unseren nordischen Treibhäusern zwischen Mist und Frost auf verkümmerten Bäumen gezogen wird, oder die sogenannten italienischen Apfelsinen der norddeutschen Conditoren-Laden, die des Transportes wegen unreif gepflückt werden müssen. Als Gegensatz dieser Herrlichkeiten ist die Milch mit allen ihren Kunstprodukten sehr schlecht; die Rüge werden wie in Spanien wenig und nur in

den Gebirgen gemolken, da man glaubt den Rälbern dadurch Abbruch zu thun; auch trinkt man viel Ziegenmilch und speist alte, ranzige Butter. Dieser Geschmack am Ranzigen ist bei den Portugiesen ziemlich allgemein; auch Del lieben sie meist nur, wenn es einen alten oder dicken Beigeschmack hat. Als vor einiger Zeit der österreichische Gesandte eine Sendung frisches Tischöl aus Spanien erhielt, kosteten es die Lissaboner Zollbeamten um sich vom Inhalte des Behältnisses zu überzeugen, und wunderten sich höchlich über den sonderbaren Geschmack des nordischen Diplomaten der Del liebe, das weder riecht noch die Zunge äzt. — Zu den gastronomischen Thorheiten, deren jede Nation ihre besonderen hat, und die meist darin bestehen, aus fernen Ländern mit bedeutenden Kosten Dinge kommen zu lassen die man im Eigenen weit besser bekommt, zu diesen Thorheiten gehört, daß man fast in ganz Portugal, besonders in den größeren Städten, ausschließlich holländische Käse in großen Quantitäten consumirt, während in der Serra de Estrella vortreffliche Käse zu billigen Preisen angefertigt werden, die dem englischen

Stilton gleichen und dem verben kugelförmigen Süßmilch weit vorzuziehen sind.

Nachdem ich mein Diner eingenommen, benützte ich den ersten Abend die große Oper zu besuchen. Die Theater sind mir auf vielen Reisen immer als eine schnelle Art vorgekommen, Eindrücke über die verschiedenen Classen der Gesellschaft eng zu empfangen, wenn man noch nicht Zeit gehabt in die Details einzubringen. Das Theater San Carlos in Lissabon ist eines der schönsten und bedeutendsten Gebäude dieser Stadt und kann unstreitig den ersten in Europa zur Seite gestellt werden. Es wurde 1773 in Zeit von fünf Monaten durch Joseph da Costa, einen Italiener, erbaut und ist ausschließlich der italienischen Oper und dem Ballet bestimmt, wozu in neuester Zeit, leider! politische Stücke kamen, sogenannte patriotische Aufführungen, die besonders an Gallatagen hervorgesucht werden und denen dann der Hof und Alles was dazu gehört, in Uniform beiwohnt. In so einem politischen Stücke werden mit nothwendiger Begleitung von Pulverdampf, türkischer Musik, Cosophonium und bengalischem Feuer, die wichtigsten

Ereignisse und bedeutendsten Personen der Tages-Geschichte Portugals auf die Bühne gebracht; auch gleicht es vollkommen einem Spectakelstücke bei Franconi und schien mir eines ernsten Hauses und der königlichen Gegenwart ganz unwürdig. Am Tage meiner Ankunft in Lissabon wurde die Königin von Golconda gegeben, die mich dann während meines zweimonatlichen Aufenthaltes abwechselnd mit den Gefängnissen von Edinburg beständig verfolgte. Die Bühne ist hoch und weit; die Decorationen sind mittelmäßig, die Garderoben ärmlich und mangelhaft, die italienische Truppe aber kam mir verwunderlich gut vor; sie kann mit denen italienischer Städte zweiter Ordnung die Parallele halten. Der Saal selbst ist groß und imposant; hundert und zwanzig geschlossene Logen reihen sich in fünf Stockwerken an die Bühne und an die große Hof-Loge die derselben gegenüber, auf Säulen gestützt, vom ersten Stock bis unter den Plafond reicht. Im Proscenium befindet sich auf der einen Seite die kleine königliche Loge, die J. J. W. an gewöhnlichen Tagen besuchen, auf der Andern umgeben ähnliche Draperien die Loge des

Grafen von Farrobo, eines Financiers dessen Vater Ende des vorigen Jahrhunderts zu großem Vermögen gekommen und dem man lächerlicher Weise für Gelder, die er zum Theaterbau vorgeschossen, dieses insolente Privilegium zugestanden. Nie ist mir in einer Stadt Europas etwas vorgekommen, das mehr den Character der Prahlucht des Geldstolzes getragen hätte, obwohl vielleicht die beiden rothen Logen des Herrn von R. in F. als Seitenstück angeführt werden könnten, doch sind diese, so viel mir bekannt, keine Erblogen wie die des Grafen von Farrobo. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung des Opernhauses in Lissabon sind die Schlüssel, deren es eigene für jede einzelne Loge gibt. Sie tragen ihre Nummer im Barte und öffnen nur die gleich bezeichnete Thür; miethet man eine Loge, so erhält man statt der schmutzigen Billets oder langweiligen Coupons den Schlüssel, der erst wieder abgefordert wird, wenn die Miethzeit oder das Abonnement zu Ende ist. Dagegen sieht das Innere der Logen sehr ärmlich aus; kahle Wände, keine Teppiche, lange, ungepolsterte Bänke aus rohem Holze gezimmert und ein gänzlicher Mangel an

jedem Comfort müssen unglaublich vorkommen, wenn man an die raffinierte Eleganz und Bequemlichkeit der Pariser und Londoner Oper gewöhnt ist. Dafür sind aber die Lissaboner Logen geschlossen und haben Seitenwände, so daß man doch in dem bezahlten Raume vollkommen Herr und zu Hause ist, ohne dem vorwiegigen Hörsen der Nachbarn ausgesetzt zu sein, wie dieß noch immer in so vielen Theatern deutscher Residenzen der Fall ist. Hingegen wäre es gut etwas von der ängstlichen Polizeiordnung, die gegen das Rauchen in den meisten der Letzteren gehandhabt wird, nach Lissabon zu versetzen. Während der ganzen Vorstellung, auch wenn der Hof zugegen ist, wird im Foyer und auf allen Gängen beständig wie in einem Estaminet gedampft, und mit jener Spazierlustigkeit die den Völkern der pyrenäischen Halbinsel eigen ist, laut conversirend auf und ab gelaufen. In den engen, kellerartigen Gängen der Wiener Theater wäre dieß freilich nicht möglich, in Lissabon aber sind sie breit, hoch und gewölbt. Die Vorstellung dauert lang und die Abwechslung der Stücke ist nach italienischer Art nur gering, so daß mit Ausnahme beliebter Momente

oder des Auftretens der ersten Subjecte, Alles in den Logen plaudert, Besuche abstattet oder vom Parterre in die Gänge drängt.

Die Ausschmückung des Saals ist, so viel ich mich erinnere, in Weiß und Gold und auf dem elliptischen Plafond sind die Himmelskörper mit dem Planetensystem abgebildet; über dem Proscenium ist eine große Uhr angebracht die rechts von Saturn, links von den Mufen gehalten wird; ein ziemlich großer Cupido reitet auf dem Uhrgehäuse und sieht vielleicht mit Unwillen auf die mitunter schönen Lissaboner Damen herab, die wenig Toilette machen um sich vor ihm zu zeigen. Sie kommen meist in die Oper in Hüten und Frühlleidern, die Herren in Morgenröcken, farbigen Halstüchern und abscheulichen Handschuhen. Die Damen legen dann gewöhnlich ihre Hüte ab, wie Männer es in manchen Ländern zu thun pflegen, wenn sie in ein Zimmer treten, und sitzen dann mit bloßen Haaren und langen Fächern da, halb vom Publikum abgewendet, in eifriger Conversation in das Innere ihrer Logen begriffen; der letzte Ankömmling verdrängt in der Regel, wie es in Italien üblich, den ältesten Be-

sucher, und so geht es fort bis gegen Mitternacht der Vorhang zum letztenmal fällt.

Am nächsten Morgen besuchte ich den Herzog von Terceira. Er gehört unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen des heutigen Portugal und ich war begierig einen Mann kennen zu lernen, dessen brillanter Tapferkeit, ritterlichem Sinne und strenger Rechtlichkeit alle politischen Fractionen gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sein erstes Auftreten ist einnehmend; er verbindet auf eine ungesuchte Weise das freie, offene Wesen eines Kriegersoldaten mit den feinsten Sitten der guten Gesellschaft und einer beinahe auffallenden, fast jungfräulichen Schüchternheit, so oft auf seine Celebrität angespielt wird. Der Herzog ist ein Mann in den sogenannten besten Jahren, und obgleich Wunden und Campaignen hart auf seine Gesundheit eingewirkt haben, so mahnt der schlanke Wuchs, das lebhafteste Auge und die leichte Grazie seiner Manieren mehr an das erste Mannesalter als an die hohe Stellung meist reiferer Jahre. Was ich in späterem Umgange mit dem Herzoge stets bemerkt, ist ein von aller Intrigue freier Geist, ein biedres Wohlwollen, die

Freude am Leben. Wer nach so vielen, mitunter herben Erfahrungen sich so gar nicht blasirt zeigt, mit so herzlichem Wohlwollen entgegenkommt, muß warm und redlich fühlen, das Herz — wie man zu sagen pflegt — am rechten Fleck haben. Obgleich viel in den letzten zehn Jahren über den Herzog von Terceira geschrieben worden, kann ich es mir doch nicht versagen, in leichten Zügen dieses thätige Leben hinzustellen, das so entscheidend auf die Schicksale seines Vaterlandes eingewirkt.

Dom Antonio Jose de Sousa Manoel e Meneses Severim de Noronha, jetziger Marschall-Herzog von Terceira, früher als Graf von Villa Flor bekannt, ward am 18. März 1792 geboren und gehört einem der wenigen großen portugiesischen Häuser an, das von den Königen als ihnen verwandt betrachtet wird. *) Er trat 1803 in das

*) Titulos o familias que gozão das honras de Parente, nach dem portugiesischen Ausdrucke; sie gehen allen Uebrigen vor und haben einige Privilegien, u. a. ihren Leuten die königliche Livree geben zu dürfen; es sind im Ganzen zwölf; 3 Herzoge

Heer, durchlief alle Grade und nahm an den Kriegen gegen die Franzosen in der Halbinsel mit Auszeichnung Theil. 1816 schiffte er sich nach Brasilien ein, wo seiner Thätigkeit ein weiteres Feld geöffnet ward; schon im nächsten Jahre an die Spitze eines Regiments in Pernambuco gestellt, befehligte er bald darauf als Gouverneur in der Provinz Para und 1820 in Bahia. Drei Jahre später kehrte er mit Johann VI. nach Europa zurück. Dort ward er durch mehrere Jahre zu verschiedenen militärischen und diplomatischen Posten verwendet, bis endlich die Rückkehr Dom MIGUELS 1828 ihn auszuwandern zwang. Er nahm im selben Jahre am constitu-

(Cadaval, Lafões und Terceira); vier Marquis und fünf Grafen; darunter zwei Fremde, der Herzog von Villa-Permosa unter dem Titel Graf von Moita, als legitimer Nachkömmling König PEDROS des Grausamen und der berühmten Inez de Castro, — dann der Friedensfürst Godoy, als Graf von Evora Monte. — Das große Haus Egmont war auch Conde Pariento, zugleich mit der Grandezza, der reichsfürstlichen Würde und dem Fürstenthum Gavre; dieses und Villa Permosa sind die einzigen zwei Beispiele.

tionellen Aufstände Theil, der in Oporto ausbrach, bei Cruz de Moroucos und der Brücke von Maruel (an der Vouga) seinen Culminationspunkt erreichte, jedoch mit der Abdanfung Saldanhas und der Einschiffung an Bord des Velfast ein schnelles Ende nahm. Das thätige Ehrgefühl Villa Flor's konnte sich über ein Mißgeschick nicht trösten, das er als einen Makel seines militärischen Rufes ansah. Er ruhte nicht und entwarf bald in England mit dem Herzog, damals Marquis von Palmella einen neuen Operationsplan. Demzufolge schiffte sich Villa Flor am 5. Juni 1829 nur von wenig Offizieren begleitet in Havre ein; es gelang ihm durch die blockirende miguelistische Flotte durchzubringen und am 22. desselben Monats stieg das kleine Häuflein bei Villa de Praia auf der Insel Terceira ans Land. Diese Insel war bekanntlich die einzige die Dom Miguel's Autorität nie anerkannt; das dort garnisonirende fünfte Jägerbataillon *) hatte die Königin proclamirt und das Volk, in Erinne-

*) Das bekannte spätere Leibbataillon Dom Pedros und des Herzogs August von Leuchtenberg.

rung der langen Widersegligkeit seiner Vorfahren
 gegen Philipp II. von Spanien, sich den Truppen
 beigesellt. Die Lage der Insel, mitten im Welt-
 meer, ihre Entfernung vom Mutterlande und die
 heftigen Winde, die in diesen Gegenden meist herr-
 schen, erleichterten jeden Widerstand; steile Felsen,
 hohe vulkanische Berge, deren zerriffene Klanten sich
 schroff in das Meer senken, erschweren die Landung
 auf den meisten Seiten. So abgeschlossen, ist die
 Insel meist auf ihre eigenen Erzeugnisse beschränkt,
 die glücklicher Weise zur Ernährung der Einwohner
 genügen; sie ärndten Weizen, Mais und Wein in
 Menge und ziehen zahlreiche Heerden. Auf dieser
 kleinen Scholle gerathen die verschiedensten Produkte
 aller Zonen: Ananas und Cocusnüsse, Citronen,
 Orangen und Bananen reifen neben der Erdbeere
 und der nordischen Birne. Myrthen, Eschen und
 Kastanien wachsen zu dichten Wäldern; immer
 grüne Fluren, ein ewig blauer Himmel, das sanf-
 teste Klima, laue Seelüste und heiße Quellen;
 60,000 Einwohner und eine kleine hübsche Haupt-
 stadt Angra; — so weit die Beschreibung dieses
 kleinen Eden und man wird zugeben, ohne das

Verdienst dieser Herren zu schmälern, daß der erste Anfang ihrer Campagne eben nicht die Mühseligkeiten eines russischen Feldzugs oder die Entbehrungen des baskischen Gebirgskrieges bot. Villa Flor übernahm nach seiner Ankunft sogleich den Befehl, löste die provisorische Regierung auf und befestigte die Landungspunkte. Bald zeigte sich die miguelistische Flotte, wurde jedoch am 11. August bei Villa de Praia geschlagen. Dieser erste Sieg gab den Vertheidigern der Königin Vertrauen in ihre Zukunft; eine Regentschaft ward ernannt, der Herzog von Palmella an die Spitze gestellt und Alles angewandt um ein kleines Heer zu organisiren, den Bedürfnissen einer größeren Menschenmasse zu genügen und Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Aus den Gloden wurde Scheidemünze geprägt, Papiergeld in Umlauf gebracht, die Fischerbarken mußten eine kleine Kriegsmarine bilden; jeder Ankömmling, sowohl Offiziere als Beamte, wurde zu strengem Dienste verhalten und Keinem mehr als eine Ration bewilligt. Als demungeachtet die Hilfsquellen abnahmen, das Land verarmte, die Hoffnung schwand, als mehr als dieses, Ver-

zweiflung und Insubordination einzureißen drohten, da faßte die Regentschaft den Entschluß auf Eroberung der übrigen Açoren auszugehen. So sonderbar dieser Satz auch klingen muß, so ist er doch vollkommen richtig und wurde mir wörtlich, wie ich ihn hier niederschreibe, vom Herzoge von Palmella selbst mitgetheilt. Auch erscheint er bei näherer Beleuchtung ganz natürlich, da zwischen der Sicherheit elend auf dem eigenen Eilande zu Grunde zu gehen und der Möglichkeit durch Besetzung der Anderen sich aufzuhelfen, die Wahl wohl nicht lange zweifelhaft sein konnte.

Es war im April 1831 als Villa Flor sich mit dreihundert Mann auf einer kleinen Brigg und vier Barken einschiffte; er nahm zuerst ohne Widerstand die Insel Pico, dann San Jorge am nächsten 31. Mai nach zwei siegreichen Affairen (Urgeline und Calhete), und endlich die größere Insel Fayal. *)

*) Zur Erinnerung an die Regentschaft der Açoren gab die Königin 1834 dem Herzoge von Palmella für den jedesmaligen ältesten Sohn seines Hauses den Titel Marquis von Fayal, so wie sie den Grafen von Villa Flor 1832 zum Herzog von Terceira erhob.

Flores, Santa-Maria, Graciosa und Corvo hatten bald dasselbe Schicksal. Noch blieb die bedeutendste der Azoren, San Miguel in der Gewalt des Feindes. Sie enthielt 50,000 Einwohner, 4000 Mann Garnison, eine zahlreiche Artillerie und war der Sitz des miguelistischen Gouverneurs. Villa Flor sammelte alle disponiblen Streitkräfte der Regentschaft und landete in der Nacht des 1. August auf einem kahlen Fels der vom Feinde für unbesteigbar erachtet worden. Senkrechte Abgründe wurden erklettert, Schluchten übersprungen und bei Tagesanbruch einige Höhen besetzt. Am nächsten Morgen fand ein Gefecht bei Ladoeira da Velha statt. Das miguelistische Corps wurde geschlagen und Ponta-del-Gada, der Hauptort der Insel, genommen. An dieß vortheilhafte Ereigniß das die Eroberung der Azoren beendete, knüpft sich die Rückkehr Dom Pedros nach Europa, die so überwiegend auf das Schicksal Portugals einwirkte. Auf der Insel San Miguel erhielt Villa Flor diese Nachricht durch ein Schreiben des Kaisers, das er an Bord der englischen Fregatte La Volage am 30. Mai in der Rhede von Fayal an ihn gerichtet und das dem

General durch einen Fischer, von Seiten des englischen Consuls, heimlich zugestellt wurde. Dom Pedro dankte in den wärmsten Ausdrücken und versprach seine thätige Hülfe. Von nun an nahmen mit den Hoffnungen auch die Operationen einen größern Maßstab an; was bisher mehr mittelalterlichen Handstreich, romantischen Zügen geglichen, ward nun zum ernstern Campagneplan. Dom Pedro ließ sich bewegen selbst nach Terceira zu kommen, sich an die Spitze der Regentschaft zu stellen. Er landete im März 1832 auf der Insel und am 8. Juli desselben Jahres setzte er bei Mindello den Fuß auf portugiesischen Boden. Villa Flor der zuerst zum commandirenden General des Expeditions corps ernannt worden, resignirte nach einigen Monaten auf die, durch Gegenwart eines Souverains und allerlei Intriguen unheimlich gewordene Stelle; er begnügte sich als erster Adjutant des Kaisers bei der Vertheidigung von Dporto thätig mitzuwirken.

Die bekannte Diversion nach Algarbien, die er erdacht und so glücklich ausgeführt, ist eine der glänzendsten Perioden der militärischen Laufbahn des nunmehrigen Herzogs von Terceira. An der

Spitze von nur 2500 Mann landete er in Cacella, an der Südküste Algarbiens, am 24. Juni 1833, drang rasch durch diese Provinz und Alem-teso, täuschte durch eine schnelle Bewegung den miguelistischen General Molellos, der ihn vor Beja mit 6000 Mann erwartete, gewann so einen Vorsprung von zwei Tagen, warf sich auf Setubal, schlug am 21. Juli die Division des Brigadiers Freitas, am 23. Telles Jordão bei Cacilhas und rückte am 24. Morgens in Lissabon ein, das wenig Stunden vorher der Herzog von Cadaval mit vierfach überlegenen Kräften geräumt hatte; obwohl der breite Strom und eine zahlreiche Artillerie die Vertheidigung so sehr erleichterten, daß der geringste Widerstand Cadavals den Herzog von Terceira in die Unmöglichkeit gesetzt hätte, je einen Angriff auf Lissabon zu wagen. Demungeachtet war er seiner Sache so sicher, daß er am Vorabende, als noch längst Cadavals Truppen Lissabon besetzten, dem Kaiser die Einnahme der Hauptstadt schriftlich ankündigte. *)

*) Ich besitze dieses denkwürdige Schreiben im Original; es folgt hier verdeutscht: „Sire! Ich habe die

Mit der Vertheidigung der Linien von Lissabon beauftragt, wurde der Herzog von Terceira am 5. September verwundet, befehligte demungeachtet gleich darauf das Observationscorps von Santarem und ward endlich von Dom Pedro an die Spitze der Ex-

Ehre E. M. zu melden, daß ich so eben die Truppen von Telles Jordão aufs Haupt geschlagen; drei Schwadronen, 15 Geschütze und 700 Mann Fußvolk befinden sich in meiner Gewalt. Das Betragen der Streitkräfte die ich befehlige, ist über jedes Lob erhaben. Ich hoffe meinen nächsten Bericht aus dem Castell von Lissabon zu datiren. Ich küsse Ew. Kais. Maj. ehrfurchtsvoll die Hand.

Herzog von Terceira.

Cacilhas, am 23. Juli 1833."

Ueber diesen so antik einfachen und bescheidenen Bericht schrieb auf meine Bitte die schöne Herzogin folgende Aufschrift: Carta do Duque da Terceira ao Imperador na vespera da entrada em Lisboa. Ich erlaubte mir vorzuschlagen das Wort entrada (Einzug) mit tomada (Einnahme) zu vertauschen, dem sich der Herzog jedoch schnell mit den Worten widersetzte: „Nicht Einnahme, denn der Feind hat nicht Stand gehalten, es war nur ein Einzug.“ Wie viel befeuerte Bulletinschreiber hätten wohl dieselbe Antwort gegeben?

pedition gestellt, die im Norden Portugals operiren sollte. Er schiffte sich mit seinem Generalstabe am 1. April 1834 in Lissabon ein, rückte fünf Tage darauf an der Spitze seiner Colonne aus Oporto, durchzog und unterwarf die Provinzen Minho, Traz-os-Montes und Beira und erfocht am 16. Mai den entscheidenden Sieg von Alfeiceira der die Convention von Evora Monte zur Folge hatte und die Campagne beendete. Sie schloß auch die militärische Carriere des Herzogs von Terceira; nun hat er sein Schwert in die Scheide gesteckt und wird es wohl hoffentlich nicht mehr zu ziehen brauchen, da nicht Krieg, sondern langer, tiefer Friede Portugal Noth thut. Dieß hat der edle Herzog auch gefühlt und seine große Popularität der Regierung, seine Kräfte dem Lande nicht entzogen. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Lissabon war er Präsident des Ministerrathes und mit den Portefeuilles des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt. Die klassische Ruhe, die ihm beim Kugelregen eigen, verließ ihn auch im Sturme parlamentarischer Debatten nicht. Einigemal sah ich ihn mitten in der lebhaftesten Discus-

sion, im Saale der oft überlauten Pairstammer erscheinen und durch die Würde seines stillen, gemessenen Auftretens imponiren, die einen scharfen Gegensatz zu manchem seiner Standesgenossen bildet.

Der Hof war in Cintra wo er die meisten Sommermonate zuzubringen pflegt. Meine Vorstellung durch den preussischen Gesandten und den Herzog von Terceira als fungirenden Obersthofmeister konnte also erst in einigen Tagen stattfinden, wenn J. J. MM. nach Lissabon kommen würden. Ich benützte diese Zeit einige Personen und die Stadt kennen zu lernen.

Einen meiner ersten Abende brachte ich bei der Herzogin von Terceira zu. Das Innere des Salonlebens aus Privatconversationsen in die Definitivität zu ziehen, ist in der letzten Zeit sehr Mode geworden; früher las man derlei nur in Memoiren oder wenn die Leute längst gestorben waren; jetzt aber huldigen selbst geniale und bedeutende Schriftsteller dieser neugierigen Anforderung des Publikums und der Liebe am Skandal;

mir ist dieß immer als eine große Indiscretion vorgekommen und ich glaube, daß Niemand Lust hat seine in vertrautem Gespräche entschlüpften Worte vor der lesenden Welt commentirt und diffecirt zu sehen; daher müssen sich auch (ob aus Metier oder aus Vergnügen) schreibende Touristen nicht wundern, wenn sie wie Parias an vielen Orten behandelt werden, sobald unbewachte Blicke belauscht und Gardinen-Geheimnisse erspäht werden um daran à la face d'Israel Zusammenstellungen zu knüpfen, oder wenn vor halb Europa gefragt wird, womit die weichen Teppiche bezahlt wurden, die der höflich aufgenommene Tourist betreten und die bequemen Lehnstühle in denen er gelegen. Da ich, auch lobend, nicht in diesen Fehler verfallen will, muß ich es mir leider versagen das angenehme Haus der Herzogin von Terceira zu beschreiben, das so elegant als comfortable auf englischem Fuße montirt ist und von dessen Fenstern à pic über den Strom eine der reizendsten Aussichten nach dem Tagus, Aldea Gallega, und dem Berg-Schlosse Palmella sich ausbreitet. Die lebenswürdige Wirthin ist nicht nur eine sehr schöne Frau, sondern

auch eine sehr große Dame; man vergebe mir diesen etwas aristokratischen Ausdruck der hier nur dem hohen Anstande, der Würde und feinen Sitte gelten soll, diesen bei hochstehenden Frauen, besonders wenn sie obligate Salons halten, so bezaubern den — mitunter seltenen — Eigenschaften.

Vortreffliche Diners, deren Anordnungen der Marschall Herzog mit weiser Sachkenntniß dirigirt, vermehren die Annehmlichkeit seines Hauses auf eine nicht zu verachtende Weise. Mehrere seiner Adjutanten, die ich in seinem Hause kennen lernte, sind artige Offiziere; einer von ihnen, Dom Manoel da Camara, Bruder des Grafen von Taipa, war später so liebenswürdig mein Cicerone zu sein; er ist ein ausgezeichnete Mann, dem ich hier meinen freundlichsten Dank für die viele Geduld ausdrücke, die er an den Tag gelegt, wenn ich manchmal über die Gebühr bei einzelnen Gegenständen verweilte.

In Lissabon wacht man ziemlich lange, es war also schon spät geworden, als ich den Pallast von San João da Praça, des Herzogs Hotel, verließ und meine Geje bestieg. Die Gejen sind ein

sehr primitives Fuhrwerk, das alle Reisenden beschrieben haben; sie erinnern unwillkürlich an die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts und die unbequemen Transportmittel dieser übrigens so liebenswürdigen Zeit. Man denke sich einen halbgeschlossenen Kasten, der zwischen zwei großen Rädern mehr aufstützt als hängt und die Mitte zwischen den Berliner Droschken und dem Pariser Mäz-Cabriolet einnimmt, also eine entseßliche Mitte. Indessen sollen sie für die steilen Straßen berechnet und deshalb zweckmäßiger sein, als unsre Cabriolets und Carriages; ich glaube sie könnten leicht bequemer und eleganter sein, unbeschadet ihrer gepriesenen Zweckmäßigkeit. Zwei Pferde oder Maulthiere sind vorgespannt, das eine läuft in der Gabel, das andere trägt den Kutscher auf der Sattelseite in der Wildbahn. Wird angehalten, so steigt der Kutscher oder Postillon ab und zieht unter dem Sige einen vier Fuß langen Spieß hervor, welche Operation einem gewissen deutschen Reisenden unheimlich vorgekommen sein mag; dieser Spieß wird aber ganz friedlich unter die Gese gespreizt, worauf der mit hohen Kanonenstiefeln und

gewichtigen Sporen versehene Postillon den steifen Vorderdeckel aufschlägt und dem unglücklichen Fahr-
 lustigen aus seinem Käfig heraushilft. Um auf
 solchen Gesen hinten aufstehen zu können, gehören
 portugiesische Padeien-Naturen oder ganz besondere
 equilibristische Anlagen. In Abwesenheit meines
 Lissaboner Lohndieners hatte einst einer meiner
 Leute durch ein paar Straßen auf meiner Geje zu
 stehen, doch kam er so gerüttelt von seinem zittern-
 den Brettchen herunter, daß er mir schmerzvoll er-
 klärte, lieber zu Fuß nach Deutschland zurückzu-
 kehren, als noch einmal auf eine Geje aufzuspringen.
 Mein Portugiese hingegen, João mit Namen, ein
 rothbrauner stämmiger Bursche, befand sich stunden-
 lang bei dieser Uebung seiner Glieder sehr wohl.
 Er trug gewöhnlich lange Sporen und ein spani-
 sches Rohr, was bei Lohndienern unserer Hotels
 allerdings sonderbar schiene, in Lissabon aber ganz
 natürlich war, da man dort die meisten Besuche
 reitend abmacht, er somit stets bereit sein mußte zu
 Pferde zu steigen; der Stod hingegen war zum
 Abwehren der Hunde bestimmt, wenn João auf
 eigenen Beinen über die Straßen spazierte.

Da ich der Hunde erwähnt, muß doch ein Wort über die in ganz Europa so verschrienen Bissaboner Straßenhunde gesagt werden, die indessen lange nicht mehr so arg sind, als es früher der Fall war, da einmal ein kleines Blutbad unter ihnen angerichtet worden; so erschlug man kurze Zeit vor meiner Ankunft 900 in einer Woche. Sie werden bekanntlich von den ärmeren Einwohnern, besonders der bergigen und älteren Stadttheile, sehr beschützt, da diese zu faul sind den Unrath ihrer Häuser und den Abfall der Küchen wegzuschaffen, und nach Sonnenuntergang alle denkbaren Immondicien ohne Umstände auf die Straße werfen; das Feste fliegt zur Hausthür hinaus, das Flüssige wird unter dem Schrei: „Agoa vai!“ zum Fenster herabgeschüttet. In den eleganten Quartieren, Plätzen und breiten Straßen der unteren Stadt ist dieß allerdings nicht der Fall, desto mehr aber in den winkeligen Gassen und schmalen Durchgängen (travessas) der oberen Theile. Dort wirthschaften die Hunde um so ungestörter, halten bei Tag ihre Siesten auf den schmalen Trottoirs in der Sonne liegend, so daß man sie aussagen

oder über sie wegspringen muß; bei Nacht durchziehen sie die Straßen in größeren Haufen unter kläglichem Geheul. Kommt man unglücklicher Weise gerade dazu, wenn sie ihr schauerhaftes Scruper verschlingen, so glauben sie wahrscheinlich man wolle es mit ihnen theilen und fallen Reiter und Fußgänger mit wüthendem Gebelle an; es läuft dann nicht immer friedlich ab. Diese ekelhaften Bestien, die nur in Bissabon anzutreffen sind, haben sich dort so eingebürgert, daß es nur wenig Portugiesen gibt, die eine Möglichkeit ihrer gänzlichen Ausrottung zugeben. Als ich einst die Vortheile einer solchen Maßregel anpries, meinten mehrere, ziemlich bedeutende und angesehene Männer, das ginge wohl nicht an und sei nicht ausführbar. Nur der kluge Herzog von Palmella mit dem stets freundlichen Gesichte, von dem man nicht weiß ob es lächelt oder höhnt, erlaubte sich zu bemerken, es würde wohl keine Herkules-Arbeit sein, sich dieser herrenlosen Unthiere zu entledigen.

Beim Geheule dieser Recken fuhr ich also in meiner Cese durch die langen Straßen, die nun öde und still waren; es glich einer verlassenen, aus-

gestorbenen Stadt; aber auch bei Tage hat Bissabon einen traurigen Anstrich, sowohl wegen der Einförmigkeit der Häuser, die alle nach demselben Plan gebaut sind, als wegen des geringen Lebens auf den Straßen, der spärlichen Bevölkerung so großer Räume; doch da belebt und erlustigt doch die Sonne. Als ich auf den Quai do Sodere blutigen Andenkens kam, hatte längst der Kanonenschuß der Wachtschiffe dem Leben auf dem Strome ein Ende gemacht. Der Tagus war herrlich in dieser imposanten Ruhe; unbeweglich schwammen die hölzernen Häuser auf seiner tiefblauen Fläche, kein Rüstchen regte sich, die kleinsten Rachen aneinander gedrängt, schienen an ihre Stellen gebannt; nur wenige verspätete Rähne plätscherten leise auf der Fluth und ließen in schneller Flucht lange weiße Furchen hinter sich. Der klarste Mond, die in südlichem Himmel so hell und feurig blinkenden Sterne beleuchteten die große Fläche; sie glich einer im Silberglanz flimmernden Ebene. Einem schwarzen Fantome gleich zeigten sich die Umrisse des Thurmes von Belem; von Almada herüber leuchteten noch spärliche Lichter, Cacilhas war in tiefen Schlaf versunken und

wo der Tagus am breitesten, verloren sich in Nacht und Wasser die ersten Häuser von Aldea Gallega.

Die Landschaft von Lissabon bei Nacht von den Quais aus gesehen, ist ein so magischer Anblick wie wir mit unserem fahlen Monde, unsern blassen Sternen und kalten Nächten es gar nicht träumen können.

II.

Eintra. — Diez. — Lord Howard. — Der englische Handels-Vertrag. — Queluz. — Die Wasserleitung von Alcantara. — Die Gärten um Lissabon. Botanische und geognostische Bemerkungen. — Bemfica und Quintella. — Der Pallast von Neceffidades. — Der König und die Königin. — Das Meer. — Die kirchlichen Wirren. — Prozeffionen und politisirende Geistlichkeit. — Der Herzog von Palmella.

Lo! Cintra's glorious Eden intervenes
In variegated maze of mount and glen.
Ah me! what hand can pencil guide, or pen,
To follow half on which the eye dilates,
Through views more dazzling unto mortal ken
Than those whereof such things the bard
relates,
Who to the awe-struck world unlock'd Ely-
sium's gates.

Childe Harold.

E nas serras da Lua conhecidas
Subjuga a fria Cintra o duro braço,
Cintra, donde as Naiadas escondidas
Nas fontes vão fugindo ao duro braço.

Camões.

Cintra, Byrons „glorious Eden“, das
lusitanische Paradies — wer hat nicht davon ge-
träumt oder sich diesen Zauberort mit den glänzend-
sten Farben, als schimmerndes Phantasiegebilde
ausgemalt! Auch eilt jeder Fremde Cintra zu be-
suchen, um dann gewöhnlich beim ersten Anblick in

obligates Entzücken zu verfallen oder sich aufrichtig zu gestehen, daß die Erwartungen nicht erreicht wurden. Dieß trifft in der Regel bei allen Gegenständen ein, die einer sogenannten Europäischen Celebrität sich erfreuen, von denen man lang und viel reden hört. Jeder hat wohl Paris kleiner, den Montblanc niedriger, den Rhein schmaler gefunden; so erging es mir in Cintra; ich schämte mich beinahe nach zwei Tagen Aufenthalt in Lissabon, Cintra noch nicht gesehen zu haben; als ich aber hinkam, fand ich mich enttäuscht und suchte im ersten Erstaunen nach den Effectmomenten die plötzlich den geheimen Zauber des gepriesenen Cintra vor meinen Blicken enthüllen würden. Sie kamen nicht; aber je öfter und je länger ich später in Cintra weilte, je lieblicher, traulich romantischer erschien es mir, und als ich endlich scheiden mußte, riß ich mich so schwer los, daß es mir klar wurde, hier sei mehr als mein profanes Auge zuerst entdeckt. Mein Schmerz beim Scheiden war die Rache des verkannten Zaubers. Diese kühlen Laubgänge, der majestätisch üppige Busch der Vegetation, die frischen Quellen und Rastaden, die Berge und

Felsen, die Aussicht auf Thal und Meer, ich werde dieß Alles nie vergessen, und mit Byron und Camões, mit Dichtern und Laien aller Zeiten und Völker Cintra für den schönsten Fleck der Erde erklären.

Cintra ist vier portugiesische Leguas von Lissabon gelegen; die Kette seiner Berge begrenzt den Horizont der Hauptstadt und dehnt sich hoch und steil in wilden, phantastischen Umrissen von N. O. nach S. W. bis zum Cabo da Roca. Der Weg von Lissabon nach Cintra, beinahe die einzige Chaussee in Portugal, ist weder gut unterhalten noch angenehm; sie führt über unfruchtbare, felsige Hügel, Gerölle von Sand und Kalkstein. Die umliegenden Berge selbst sind Granitfelsen, mit weißem Quarz, etwas röthlichem Feldspath, blättrigem und grauweißem Kalkstein. Auf der Südseite ist der Boden trocken, nackt und ausgebrannt; aufgethürmte kahle Blöcke geben dem Ganzen ein düsteres und trauriges Aussehen. Da demungeachtet unter diesem Himmel Alles, auch bei spärlicher Pflege gedeiht, so bieten die Felder hie und da einen reichen Anblick; hoher Mais, dichtes Korn,

doch nur wenig Schatten, meist verkrüppelte Del-
 bäume oder knotige Korkeichen; hohe Aloes säumen
 den Weg ein und strecken melancholisch ihre spizen
 Blätter zum Himmel. In dieser öden Gegend liegt
 das königliche Lustschloß Queluz, einer kleinen Dase
 gleich. Doch kaum erreicht man Ramalhã, so
 wechselt der Anblick; die Senkung ist sanft und
 belaubt; freundliche Landhäuser schimmern in der
 Ebene und an den Lehnen, zwischen Gärten, dem
 üppigsten Grün und vulkanisch herumgeworfenen
 Felsklumpen; Eichen mehrerer Gattungen, Pinien,
 Citronen und Drangenbäume, Myrthen, Vorbeeren
 und Feigen drängen sich um die Häuser zu dichten
 Gebüsch. Mannshohe Cactusstauden, dunkle Gra-
 naten, Reben mit langen vollen Trauben, Rosen,
 Georginen, Blumen aller Art blicken über Mauern
 und Terrassen hervor; überall rieseln Quellen aus
 Bergspalten und schlängeln sich durch grüne Matten.
 In den Gärten gedeihen zu Baumstärke tropische
 Gewächse die von den portugiesischen Inseln vor
 Jahrhunderten verpflanzt, hier einheimisch gewor-
 den sind, wie der Erdbeerbaum (*arbutus uredo*)
 die Phillyreen und die *Myrica fraya* von Madeira.

Auf den zwei höchsten Spitzen des Bergkammes steht Penha und die Ruine eines maurischen Castells; tiefer unten, halb zwischen Berg und Thal, liegt das königliche Schloß mit seinen seltsamen Schornsteinen, die Minarets gleichen, so voll maurischer und christlicher Erinnerungen, mit Spitzbögen, Arkaden und Fontainen, wie zum Ritterspiel und Minnedienst geschaffen. Doch was Cintra vor allen Orten einen lieblichen Reiz gibt, sind die ewig kühlen Schatten. Als ich Lissabon verließ, war die Hitze bis zu 30° R. gestiegen, doch bei der Annäherung an die Berge wehte es mich lustig und kühl an und auf dem breiten, von einem Laubdach überwölbten Wege, der von Ramalhão nach dem Plage von Cintra führt, war die Luft so angenehm lau, wie an einem schönen Sommertage am Rhein oder an der Donau. Dieß ist keine Ausnahme, denn gewöhnlich beträgt der Unterschied der Temperatur zwischen Lissabon und Cintra 8 bis 10° R.

Cintra ist seit langen Jahren das Brighton der portugiesischen Großen, die dem Hofe nachzogen und zwischen den Felsen, mit möglichster Benützung des Terrains und der freien Aussicht,

Palläste und Landhäuser erbaut haben. Dom Miguel bewohnte fast nie Cintra, da seine Neigung zu Stiergefechten, bei denen er oft in eigener Person mitwirkte, hier keine Ausübung finden konnte; die jetzigen Herrschaften bringen jährlich mehrere Monate in Cintra zu; auch hat es wieder sehr gewonnen. Nur wenige Quintas verarmter oder ausgewanderter Fidalgos stehen leer, alles Uebrige ist besetzt; wer hier kein eigenes Haus hat, wohnt zur Miethe; ein Theil des diplomatischen Corps folgt ebenfalls dem Hofe und in den wenigen Gasthöfen ist fast nie Platz zu finden, besonders seit es in England Mode geworden nach dem Zauberort zu wallfahrten den Byron besungen. Wenn das so fortbauert, wird das Leben in Cintra in einigen Jahren so unheimlich sein, als es durch die reisenden Insulaner bereits in der Schweiz und am Rhein geworden.

Ich fand glücklicher Weise noch einige leere Zimmer und beüllte mich meine Karte dem Commandeur Diez, Cabinets-Secretair des Königs, zu senden, dem ich Briefe und Paquete für Se. Majestät zu übergeben hatte. Er kam bald mich aufzu-

suchen, und ich hatte Gelegenheit in einer längeren Unterredung, wie in mehreren folgenden, diesen Mann kennen zu lernen, der damals und seither in der periodischen Presse schonungslos angegriffen, in letzter Zeit dadurch mehr die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, als es während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Portugal geschehen war. Ein Urtheil über so zarte Verhältnisse kann mir nicht zustehen, da ich durch einen kurzen Aufenthalt im Lande nur eine oberflächliche Kenntniß der dortigen Zustände erlangen konnte, und in Portugal mehr als in irgend einem andern Lande mehrere Jahre erforderlich sind, um durch das verworrene Gewebe von Intriguen zu klarer Anschauung zu gelangen; doch kann ich mit gutem Gewissen Herrn Diez jeder unlautern Absicht freisprechen; ich halte ihn für einen durchaus redlichen Mann, seinem Herrn und dessen Hause treu ergebener Diener, der besonders das ungetrübte häusliche Glück, das zufriedene Familienleben des jungen königlichen Paares beständig im Auge hat und mit den wärmsten Wünschen verfolgt. Ob er mit deutscher Biederkeit und geradem Sinne dort

ausreicht, die Localverhältnisse vollkommen zu unterscheiden versteht, ob er endlich seinem Urtheile stets den richtigen Maßstab anzulegen wußte, mag dahingestellt bleiben. Es kann sein, daß einige Portugiesen, auch bedeutende und redliche Männer, eine Beruhigung darin erblickt hätten, wenn der König beim Eintritt in sein Adoptiv-Land sich aller früheren Umgebung entschlagen hätte und hierin dem Beispiel eines weisen und lebensklugen Königs seines Hauses gefolgt wäre. Doch wer vermöchte den jungen Fürsten zu tadeln, der seine Eltern und seine Heimat verläßt, auf eine sorgenfreie, in jeder Beziehung glänzende Zukunft verzichtet und über Länder und Meere ein vom Bürgerkriege noch blutendes, in seinen Grundvesten erschüttertes Reich betritt, daß er in dieses neue Vaterland, in diese fremden Umgebungen den Rathgeber und Leiter seiner Jugendjahre mit hinüber nimmt. Der König kennt Portugal und die dortigen Verhältnisse viel zu genau, spricht die Sprache des Landes zu vollkommen, hat die Bedürfnisse zu sehr ergründet und die Leute zu sehr durchschaut, um Einflüsterungen Gehör zu geben oder der Rathschläge

besonders zu bedürfen. Der seltne Tact und das feine Gefühl, von denen er so viele Beweise gab, lassen jeden Gedanken an einen überwiegenden Einfluß verwerfen, er komme von einem Portugiesen oder von einem Fremden her. Der Prinz Ferdinand von Sachsen-Coburg ist heute König von Portugal und dadurch Portugiese; er leidet an den Leiden und freut sich am Wohlstande Portugals — seines einzigen Vaterlandes; er gehört keiner politischen Fraktion an, sondern steht über alle erhaben. Das weiß Niemand besser als eben er selbst; jede Hoffnung ihn wanken zu machen ist verbrecherisch und jede Besorgniß hierüber ist thöricht, es mag sie hegen wer da wolle. Meine Ansicht über dieses Alles ist um so unparteiischer und unbefangener, als ich sie am andern Ende von Europa niederschreibe. Ich stehe in keinerlei Verhältniß zu Portugal und werde dieses schöne Land wohl schwerlich wieder sehen; ich habe demnach keinen Grund etwas zu verschweigen oder Dinge zu sagen, die ich nicht denke.

Als Hr. Diez mich verließ, suchte ich Lord Howard auf, den englischen Gesandten, der durch

einen vieljährigen Aufenthalt im Lande mit dessen Verhältnissen vertraut, beinahe ein halber Portugiese geworden ist. Er bewohnte ein freundliches Landhaus auf zehn Minuten von der eigentlichen Stadt Eintra. Die Equipagen und Communicationsmittel beschränken sich dort auf kleine Maulthiere und Esel, die auf Stunden oder Tage gemiethet werden. Nur wenige Personen, Diplomaten oder Fidalgos erlauben sich den Luxus eines Pferdes, das jedoch selten die Taille der Doppelponys erreicht. Ein unförmlicher Bock (*bát de mulet*) wird dem Esel aufgelegt, die Füße stecken in Holzschuhen und ein kleiner, zerlumpter Bursche läuft, mit langer Ruthe bewaffnet, bergauf und ab dem Thiere nach. Will man Bekannte besuchen, so klingelt der Bursche an der Hausthür und man bleibt sitzen bis man angenommen worden. Geht man weg, so liegt meist der baarfüße Groom schlafend im Schatten eines Baumes bei seinem geduldigen harrenden Esel und wird mit dem Rufe: *o rapaz!* geweckt. So sagte ich auch dem Meinigen: *o Lord Inglez!* und galopirte zu Lord Heward, der mich in seiner komfortablen Villa mit herzlichem Zuvor-

kommenheit empfing. Ein artiger kleiner Garten voll erotischer Gewächse stößt an sein Haus. Lord Howard hat sich das Leben in Portugal so bequem als möglich mit jener Kenntniß einzurichten gewußt, die nur seinen Landsleuten eigen ist. Man erzählte sich über seine liebenswürdige Nonchalance ergötzliche Szenen, besonders eine, die zwischen ihm und einem nordischen Diplomaten vorgefallen, der gewöhnlich seine Depeschen durch die englische Gesandtschaft zu erhalten pflegt und einst den Wunsch ausdrückte, sie am nächsten Morgen vor 6 Uhr abholen lassen zu dürfen, worüber denn alle Anwesenden in lautes Gelächter geriethen, da es eine in ganz Portugal bekannte Sache ist, daß außerordentliche Fälle ausgenommen, selbst für Depeschen, des edlen Lord Haus bis elf Uhr Morgens hermetisch verschlossen ist. Als ich ihn zuerst sah, war er eben sehr beschäftigt, da es kurze Zeit vor dem Abschlusse der letzten Verträge war, des Handelsvertrags und des Vertrags zur Abschaffung des Sklavenhandels.

Im Auslande denkt man sich gewöhnlich unter einem englischen Gesandten in Portugal eine Art römischen Proconsul am Hofe der asiatischen oder

afrikanischen tributairen Könige; besonders haben die Declamationen vieler Zeitungen über den prae-dominirenden drückenden Einfluß Englands diese Meinung bei allen politischen Rannegießern verbreitet. Ein kurzer Aufenthalt im Lande ist genügend um das Uebertriebene solcher Darstellungen zu erkennen. Allerdings ist die Stellung des englischen Gesandten bedeutender als die der Repräsentanten anderer Mächte, die sich wenig oder gar nicht um Portugal bekümmern, seine Regierung durch mehr als ein Dezennium ignorirt haben und nur dem Drange imperativer Nothwendigkeit nachgebend, in der letzten Zeit die lang unterbrochenen Verbindungen wieder anknüpften. Von diesen kann also vorerst nicht die Rede sein. Aber selbst den Gesandten Frankreichs und Spaniens gegenüber, behauptet sich trotz Familien-Verhältnisse oder Nachbarschaft, die Suprematie des brittischen Diplomaten von selbst, folgererecht und natürlich ohne sein Dazuthun. Die Spanier und Portugiesen hassen sich seit allen Zeiten, seit der Schlacht von Aljubarotte und seit der Usurpation Philipps des Zweiten; und als Napoleon in Bayonne den

Grafen von Lima frug: „Was wollt Ihr, Ihr Portugiesen, wollt Ihr Spanier werden?“ Da streckte sich der Botschafter, faßte nach seinem Degengriff und rief: „Non!“ so laut und aus so voller Brust, daß die Gewölbe des Schlosses Marrac erdröhnten. Ein Funke von Johann dem Zweiten und dem großen Albuquerque war in diesem Momente in den Grafen von Lima gefahren. Der spanische Gesandte kann in Lissabon nur durchdringen, wenn er droht, und der Schuß gegen diese Drohungen ist wieder nur in Englands Freundschaft, da Frankreich seit zwölf Jahren doch noch Keinem half, der sich auf seine Regierung verlassen hat. Je stürmischer und blutiger es in Spanien zugeht, je hochtrabender und insolenter die Sprache Esparteros wird, desto inniger wird sich Portugal an England schmiegen, trotz aller Manipulationen der Tuilerien. Was den letzten Handels-Vertrag anbetrifft, so ist er natürlich lange nicht so oneros als die französische Presse ihn dargestellt und die deutsche ihr nachgebetet. Früher hatte England allerdings das Vorrecht, daß seine Erzeugnisse nur 15 Procent Einfuhrzoll zahlten,

während die aller übrigen Länder mit 30 belastet waren; auch genügte es daß die Ladung unter britischer Flagge einlief, um daß die Declaration über den Werth der Güter ohne weitere Durchsichtung angenommen wurde, sobald ein portugiesischer in England residirender Consul sie unterzeichnet hatte; daher geschah es oftmals, daß diese Declarationen weit unter dem Werthe ausgestellt waren und da die portugiesische Douane nur das Recht hatte die Waaren zu zehn Procent über dem Taxations-Werthe anzukaufen, so erfolgten häufig bedeutende Verluste für den Schatz. Doch haben nach der Revolution vom 9. September 1836 die siegreichen Septembristen sich auf Anschüren Frankreichs sogleich beeilt diesem Vorrechte, das englische Monopol genannt, ein Ende zu machen. Die Publikation eines neuen Zolltarifs war einer ihrer ersten Akte; er unterwarf ohne Unterschied alle ausländischen Produkte einem Zolle von fünfzehn Procent. Die Revolution des 27. Jänner 1842 behielt zuerst den allgemeinen Zolltarif der Septembristen bei und auch der letzte Vertrag hat England nicht bevorzugt; im Gegentheile läßt die noch in

Frage stehende wechselseitige Reduction der Zölle eher eine für England minder vortheilhafte Lösung vermuthen, obwohl diese Macht alle möglichen Concessionen anbietet. So gab im letzten October (1842) die mit Unterhandlung wegen der erwähnten wechselseitigen Zoll-Reduction beauftragte portugiesische Commission ihr Ultimatum ab, worin sie sich weigerte die schweren Ausfuhrzölle ihrer Weine zu ermäßigen, während England seine Zölle auf dieselben Weine um die Hälfte zu reduciren anbot. Als Grund obiger Weigerung ward angegeben, England sei durch die Zollermäßigung von brittischen Fabrikaten hinlänglich entschädigt, obwohl die englischen Baumwollenwaaren, die den Hauptartikel bilden, mit ungefähr 25 Procent vom Fabrikpreise auf den Hauptmauten von Lissabon und Oporto jetzt verzollt werden und andere geringere Waaren bis 30 Procent und mehr zahlen sollen. Der sämmtliche Handel zwischen England und Portugal beträgt ungefähr 1,100.000 Pf. St. jährlich; es werden im Durchschnitt um 900.000 Pf. St. Weine ausgeführt, ferner Früchte (im letzten Jahre 250 Schiffe), dann Salz, Del und Rork. Die

Einfuhr besteht hauptsächlich in Baumwollenwaaren; diese allein betragen ungefähr 400.000 Pf. St., wovon jedoch nur der kleinste Theil im Lande verbraucht wird, das Uebrige geht als Contrebande nach Spanien. Stahl und sogenannte kurze Waaren bilden den zweiten Artikel. Mit Feinwand und Glas werden von England aus, nur schlechte Geschäfte gemacht, da die böhmischen, sächsischen und schlesischen Producte einen lang begründeten Ruf haben, wohlfeil sind und für gebiegen gelten. *)

*) Allerdings hat der Absatz der deutschen Produkte durch die Unterbrechung der diplomatischen Verbindungen der deutschen Höfe mit den beiden Staaten der pyrenäischen Halbinsel, besonders in den ersten Jahren gelitten, doch nicht in dem Maße als man glauben könnte, wenn man gewisse Klagen in deutschen Blättern liest. Die Consulate haben stets fortbestanden, und wenn gleich ihnen die officiële Exequatur genommen war, so fungirten sie doch auf außerdienstlichem Wege (*officieusement*); die Agenten einiger Regierungen waren sogar und sind zum Theil noch angewiesen in Collisionsfällen und wenn die Landes-Autoritäten Schuß verweigern oder Schwierigkeiten erheben, sich an die Gesandtschaft einer (früher mit Portugal und Spanien, jetzt

Im Allgemeinen balancirt sich der Ein- und Ausfuhrhandel. Gewiß, wenn das Volk arbeitsamer, industriöser wäre, das Land gehörig bebaut würde,

nur mehr mit letzterer Macht) befreundeten Regierung zu wenden, deren Einschreiten ohne Ausnahme stets angenommen wurde; so haben die österreichischen Consular-Agenten in Spanien den Auftrag an die französische Botschaft in Madrid zu referiren; auch nichtdeutsche Staaten sind diesem Beispiele gefolgt; z. B. Sardinien, dessen Consulate in Spanien an die belgische Gesandtschaft berichten. Das demungeachtet, besonders während der ersten Wirren und Bürgerkriege eine gewisse Stodung auf einzelnen Märkten eingetreten sei, kann nicht bezweifelt werden, um so mehr als diese Stodung, wie voraus zu sehen war, zu Gunsten jener Länder ausfallen mußte, die sich schnell der neuen Ordnung der Dinge in den transpyrenäischen Staaten angeschlossen. Daher kann es wohl sein, daß die lange Zögerung einer Anerkennung Portugals gewissen Marktplätzen die Gewohnheit gab, sich statt mit schlesischen und böhmischen, mit englischen Waaren zu versehen; aber unwiederbringlich ist gewiß nichts verloren, da — wenn auch vielleicht etwas flau — die Verbindungen doch noch fortbauern; — ich selbst habe böhmische und deutsche Handlungstreisende in allen bedeutenden Städten Portugals und der spanischen

Fabriken entstanden, dann könnte Portugal seinen Bedürfnissen wenigstens zum großen Theile genügen; aber dazu gehören so viel andere Dinge, daß vor einer langen Reihe von Jahren daran wohl nicht zu denken ist; vor Allem muß die Veränderungs- und Revolutionsucht aus den Bewohnern der großen Städte und ihren Führern verschwunden oder wenigstens unschädlich geworden sein, auch Brasilien müssen sie vergessen und verschmerzt haben, das mit seinen Schätzen das Mutterland nährte, bereicherte, apathisch und träge, zu jeder Anstrengung unfähig machte.

Ich mußte noch denselben Abend Cintra verlassen, da am nächsten Morgen meine Vorstellung im Pallaste zu Lissabon statt finden sollte. Unglück-

Rußen angetroffen, die mich alle versicherten, seit mehreren Jahren die bedeutendsten Geschäfte abzuschließen; in Oporto ist so viel ich weiß ein Haus, das sich ausschließlich mit dem Ankauf und Absatz schlesischer und sächsischer Leinwand beschäftigt, und das größte Glaswaarenlager in Sevilla gehört zwei Böhmen, die mehrere junge Leute ihrer Nation darin angestellt haben.

licher Weise war ich in einer Cese gekommen, die mich durch mehrere Stunden einer Folterbank gleich, auf dem spigen Kieselpflaster rüttelte. Vor dem Schlosse. Queluz sprang ich ab, um meine gemarterten Glieder etwas dehnen und strecken zu können. Queluz liegt in einem tiefen Grunde, ohne Aussicht, von niedern, baumlosen Hügeln umgeben. Das Schloß, eine geschmacklose Agglomeration von Pavillons und Flügeln, im schlechten Styl der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts gebaut, gibt die richtige Lösung der Frage, wie es möglich war, ein so großes Gebäude hierher zu bauen; nur wer im Stande ist eine so häßliche Steinmasse aufzuführen, kann auch den Ort so schlecht wählen. Alles sieht hier öde, moros und verlassen aus; ein unheimlicher Geist, eine drückende Luft scheint in diesem Orte zu wehen und alle Erinnerungen sind trauriger oder widerwärtiger Natur. Hier hat ein großer Herr gehaust und was von ihm erzählt und gezeigt wird, gleicht den Sagen von Wilhelm von der Mark, dem Eber der Ardennen oder mahnt an Walter Scotts Redgauntlet; aus unserer Zeit ist dies nicht und

doch muß der schauernde Zweifel der Evidenz weichen. Hier kamen auch Johann VI. und sein Sohn Dom Pedro zur Welt, und hier starb er, dessen unruhiger Geist, sich selbst verzehrend, so viel gesucht, vielleicht so wenig gefunden. Hier steht ein großer Lehnstuhl von rothem Saffian, in dem Johann VI. krank gelegen, Dom Miguel nach seinem Beinbruche gelitten und Dom Pedro seine Seele ausgehaucht. Obschon unwürdig, setzte auch ich mich hinein und das Erste was ich erblickte, waren zwei dunkle, feurige Augen, die mich ernst, gleichsam strafend ansahen. Die wohlbekannten gravitätischen Züge, der rothe Bart, die bourbonische Nase, — ich habe dem Original dieses Bildes zu lange gedient, es in zu entscheidenden Momenten gesehen, um es je vergessen zu können.

Eine ziemlich große Enfilade nimmt das Erdgeschloß ein, doch ist nur der Thronsaal von etwas Bedeutung; große Vasen von Mayolika und chinesischem Porzellan stehen in Menge auf allen Meubeln; einige schöne Spiegel, schlechte Fresken, das Ganze im Genre der kleinen Appartemens von

Versailles gehalten. Sonderbarer Weise heißt das Zimmer worin Don Pedro starb: la Sala de Don Quijote, und ist mit Szenen aus den Abentheuern des Ritters von der traurigen Gestalt ausgeschmückt. Daran stößt die Kapelle, in rothen Damast gekleidet und mit Vergoldungen überladen; in einer Ecke derselben steht eine schöne Agat-Säule, Geschenk Papst Pius VII. an Johann VI.; sie schien mir weit größer als die vom selben Papste dem Fürsten Metternich gegebene, die — glaube ich — noch jetzt in einem Salon der Staatskanzlei aufgestellt ist. Auch ist die Säule in Querschnitt durch den Vandalismus einer aufgenagelten Metallplatte, Art von Motivtafel, verunziert. In einem etwas relegirten Speisesaal hängen die Portraits des Herzogs von Bordeaux, seiner Mutter und des Fürsten Metternich; sie sind seit Don Miguels Zeiten hier vergessen worden. Ein altfranzösisches Parterre mit Statuen, Bassins und springenden Wässern ist wahrscheinlich nach dem Plane des alten Marly angelegt; man sieht darin einige erotische Blumen und Sträucher von besonderer Schönheit, als Mangolien und Geranium

vom Cap; die Bäume sind sauber unter der Scheere gehalten, mehrere in Stern auslaufende Alleen eines ziemlich geräumigen Parks stoßen daran. Obwohl seit dem Tode Dom Pedros Queluz nicht bewohnt wird, fand ich doch Alles, sowohl Schloß als Garten in befriedigender Ordnung und wohl conservirt, was bei den geringen Summen die darauf verwendet werden, dem damaligen Intendanten der königlichen Gebäude Herrn von A. zur Ehre gereicht. Ich machte später seine Bekanntschaft und fand einen liebenswürdigen Mann von gewandten Manieren und feinem Tone, nur seiner Schönheit vielleicht etwas zu sehr bewußt. Doch ist er einer der wenigen Portugiesen, die einen leidlichen Begriff vom Auslande haben. Seither wurde bei den letzten Hofreformen seine Stelle als Sinekur betrachtet und aufgehoben, worauf er seine Entlassung als Guarda Jóos (Aufseher der Juwelen der Krone) einreichte. Hierdurch verlor Hr. v. A. sein Haupt-Einkommen von ungefähr zehntausend Francs, das ihm aber durch die verwitwete Kaiserin sogleich ersetzt ward. Sie soll ihm in den gnädigsten Ausdrücken geschrieben haben,

er möchte eine Pension von dieser Höhe zur Erinnerung der Dienste annehmen, die er ihrem Gemahl geleistet. Da ich dieser Fürstin Erwähnung that, die in den letzten Jahren vom Schicksal so herb und so unerbittlich geprüft ward, so mag mir gestattet sein zu sagen, daß im Munde aller Portugiesen nur eine lobende und segnende Stimme über sie laut wird. In einem Lande, wo Haß und Verleumdung mit ihrem Geiße alles Hochstehende zu besetzen trachten, habe ich nie ein zweideutiges Wort über diese hohe Frau gehört; sie lebt nur der Erziehung ihrer Töchter und wenn sie sich zeigt, so ist es um als guter Engel der Armen und Waisen zu walten. Da ich nie den Fuß in ihren Pallast gesetzt, so sind mir diese Thatsachen nur durch die öffentliche Meinung bekannt.

Als ich Queluz verließ, war es bereits Abend geworden; bald zeichneten sich am dunklen Himmel die colossalen Dimensionen der Wasserleitung von Alcantara, vom Monde geisterbleich erleuchtet. Kinscy sagt mit Recht in seinem Portugal illustrated, daß man beim ersten Anblick dieses Aquaducts die Worte Rousseaus über den Pont

dü Gard bei Rhmes ausrufen könnte; er scheint in der That ein Werk der Giganten, das stehen geblieben aus heroischen Zeiten; wie groß auch die Erwartung gespannt sein mochte, der erste Eindruck übertrifft sie gewiß. Die Bogen der freien Wässer (Arcos das Agoas livres) wie sie gewöhnlich von den Portugiesen genannt werden, erhalten ihren Hauptzufluß beim Dorfe Caneffas, ungefähr zwei Leguas von Lissabon; doch gibt es noch mehrere andere Quellen, die abgeleitet wurden um die Wasserleitung zu versehen. Sie durchschneidet das Thal von Alcántara in 35 Bogen; 14 davon, mit Einschluß des großen mittleren, sind Spitzbogen, die anderen von halbrunder Form. Die Spannung des Hauptbogens von Basis zu Basis beträgt 107 Fuß und die Höhe bis zum Parapet 230. Die Länge der ganzen Wasserleitung ist von ungefähr 2400 Fuß; der Körper selbst mißt über 24 Fuß in der Breite. Darin befindet sich ein gewölbter Gang der längs der ganzen inneren Linie der Wasserleitung läuft, um einen freien Raum für die mit Legung der Rinnen, Reinigung der Aquäle und Ausbesserung des

Mauerwerks beauftragten Personen zu lassen. Die schmalen offenen Thürme, die in verschiedenen Zwischenräumen sich erheben und die man bei Wasserleitungen gewöhnlich nicht antrifft, tragen zur Verschönerung des Ganzen nicht bei, sind jedoch zweckmäßig, um das Innere des Gemäuers beständig der frischen Luft auszusetzen. Ein halbrunder Kanal von 13 Zoll Durchmesser läuft auf jeder Seite der bedeckten Gallerie und dient nach dem Ermessen der Wärter zum Ab- und Zulassen des Wassers. Ein Fußsteig der darüber führt, gewährt einen bequemen Spaziergang, die herrlichste Fernsicht und ist um so angenehmer als er den Weg von Lissabon nach dem freundlichen Dorfe Bemfica für Fußgänger bedeutend abkürzt. Es heißt in Lissabon und wurde auch von ein paar deutschen Reisenden wiederholt, daß dieser Weg unsicher sei, indem Diebe und Räuber den einsamen Fußgängern oben auslauern, sie plündern und herabwerfen; ich habe hievon nichts bemerkt, so wenig als von den Gefahren auf Straßen und Wegen und den Mordabsichten der mit Schlüsselbunden bewaffneten Rüfter, sämmtlich Fictionen etwas kleinstädtischer Imagi-

nationen, die aus ihrem Geburtorte plötzlich auf diesen vulkanischen Boden versetzt, sich wie auf Aloe-Stauden gepropfte Borsdorfer Äpfel ausnehmen. Was den Weg auf der Wasserleitung von Alcántara anbetrifft, so bin ich zu allen Stunden vor und nach Sonnenuntergang auf demselben allein herumspaziert und habe nur eben so harmlosen Leuten begegnet, als ich selbst bin.

Die ganze Wasserleitung, die den bedeutendsten Römerwerken gleich kommt, ist das Werk Emanuel de Maya's und kostete Johann V. mehrere Millionen, ist aber leider nicht in vollkommenem Bauzustande, was wahrscheinlich der gänzlichen Vernachlässigung während der Regierung Dom Miguels zuzuschreiben ist, die eine so große Degradation zur Folge hatte, daß bei den jetzt zerrütteten Finanzen noch keine gründliche Wiederherstellung vorgenommen werden konnte. Auch soll das Wasser nicht so gut und reichhaltig sein, als früher, so daß die Bewohner der unteren Stadttheile zum Wasser des Tagus ihre Zuflucht nehmen und sich durch die Wasserbote von Almada versorgen müssen.

Lange blickte ich nach diesem großartigen Zeugen geschwundener Herrlichkeit, bis die Senkung des Terrains die letzten Arkaden verdeckte und ich nach dem Dorfe Bemfica kam. Die um Lissabon liegenden Dörfer sind mit Pallästen und Villas portugiesischer Großen und reicher Einwohner der Hauptstadt angefüllt. Diese oft geschmackvollen Gebäude, umgeben von freundlichen Gärten, verleihen den Umgebungen Lissabons einen eigenen Reiz, den von allen Hauptstädten Europas nur Wien widerzugeben vermag — freilich nur matt, denn den Ufern der Donau fehlt die südliche Gluth, das dunkle Blau des lusitanischen Himmels, der juwelenartige Schimmer aller Farben der Natur. Dieser Glanz der Vegetation ist es, der den Gärten um Lissabon eine eigene Anmuth verleiht; für Nordländer insbesondere ist es so ergreifend alle Gewächse hier frei und stark gedeihen zu sehen, die in den kleinen Töpfen unserer engen Treibhäuser nur mühsam und kümmerlich gezogen werden. Die schönsten Mangolien, Dattelpalmen und Pisangs, mit Blüten bedeckte Bananen sprießen in freier Erde; das Geranium vom Cap, alle Gattungen ameri-

kanischen Cereus bilden Hecken, der Mesembryan-
thema rankt längs der Mauern und bedeckt sie, unse-
rem Epheu gleich, in dichtem Buchse. Die selten-
sten Pflanzen sind in allen Gärten anzutreffen, nur
meist mit maurischer Eifersucht geheimnißvoll den
Blickern des Publikums durch hohe Mauern entzogen,
die oftmals eine Schichte gebrochener Flaschen auf
der obersten Kante vor ungebetenen Gästen schützt.
Diese Mauern geben vielen Straßen der entlegenen
Stadttheile und Vorstädte ein trauriges, halb orien-
talisches Ansehen; sie durchkreuzen sich in allen
Richtungen und stundenlang kann man mit Gefahr
sich zu verirren, durch dieselben reiten, ohne etwas
Anderes als die graue Farbe des Mörtels und hie
und da eine sorgfältig verrammelte Thür zu sehen.
Dieß mag nun einem finstern, mißtrauischen Cha-
racter oder ähnlichen Eigenschaften zugeschrieben
werden, gewiß ist jedenfalls daß diese Mauern eher
den Bollwerken einer Festung, als friedlichen Garten-
Einfassungen gleichen. Die Gärten der Bürger-
klasse sind oft von großer Ausdehnung, meist eher
auf Ertrag, als auf Annehmlichkeit berechnet, und
doch schön in einem Lande, wo Orangen und

Weinstöcke so ziemlich die Stelle unserer Apfelbäume und Kartoffelfelder einnehmen. Gewöhnlich ist ein Pavillon oder Sommerhaus an den Garten gebaut, wo dann das Ganze den Namen Quinta führt. Die portugiesische Sprache hat mehrere Bezeichnungen für das Wort Garten; die Gärten hinter den Wohnhäusern heißen Quintal; die eine besondere Bestimmung haben Jardin, und ein offener oder bloß mit Hecken umgebener Gemüsegarten Horta. Letztere sind im Norden selten, jedoch häufig am linken Ufer des Tagus. Obgleich mit Ausnahme der um Lissabon gelegenen Quintas großer Herren, nicht viel Kunst auf die Anlegung und den Unterhalt derselben verwendet wird, gewähren sie doch meist einen angenehmen Anblick; oft sind es nur am Ufer eines Baches gepflanzte Lorbeeren, die sich schlank und grazios bis zu dreißig Fuß erheben. Auf der Westseite, hinter Lissabon, ist der Boden im Allgemeinen nicht gut bearbeitet, an hügeligen Stellen nackt und steinig, an einigen Anderen jedoch von erstaunender Fruchtbarkeit, die das ganze Land übertrifft. Vorzüglich gilt dieß von den Basalthügeln; dieser Stein geht

durch Verwitterung in fruchtbare Thonerde über, die, durch große Winterregen befeuchtet, die schönsten Frühlingsblumen hervorbringt. Auf einem kleinen Hügel hinter der Pulvermühle bei Alcántara fand ein deutscher Naturforscher fünfzehn verschiedene Gattungen gemeinen Wiesenklees, und der französische Botaniker l'Ecluse, der vor dritthalb Jahrhunderten dort herborisirte, lobte den Pflanzenreichtum dieser Hügel. Bei Vissabon sind die Wiesen meist auf Hügeln gelegen, da dort wie in den meisten südlichen Ländern die niederen und heißen Gründe nicht wie im Norden mit dichtem und buschigem Grase bewachsene Wiesen geben. Der Boden, auf dem die Stadt gebaut ist, besteht aus Kalkstein und Basalt; an manchen Stellen ist er freideweiß und von unangenehm blendendem Effecte für das Auge, doch zum Bau gut zu gebrauchen, obwohl zu grobkörnig für Bildhauerarbeiten. Die meisterhaft geschnittenen Verzierungen und Basreliefs des Klosters von Belem und des Schlosses Penha sind aus ähnlichem Material, doch ist es feiner und wird mehrere Meilen hergeholt. Es gibt auch um Vissabon einen sonder-

baren kalkigen Stein, eine Verfeinerung, die sich unter andere Lagen verbirgt und nur in einer gewissen Tiefe angetroffen wird. Die großen Basaltmassen der Umgebung, über die hie und da Schichten von Kalkstein lagern, erstrecken sich auf einige Meilen in der Runde bis Villas und Cabeça de Montachique. Merkwürdiger Weise zeigt sich der Basalt nur in dieser Region und am Cabo San Vicente, Beides Punkte, wo das Erdbeben von 1755 die größten Verheerungen anrichtete. Dennoch hat Belem, das unmittelbar auf Basaltfelsen gebaut ist, weniger gelitten, als die auf Kalkstein ruhenden Stadttheile. Das alte königliche Schloß gehörte zu Legteren und wurde bekanntlich ganz von der Erde verschlungen, während die königliche Familie, die sich im Augenblicke der größten Erschütterung zufällig in Belem auf offener Straße fahrend befand, unversehrt blieb.

Doch haben mich diese botanischen und tellurischen Reflexionen weit von Bemfica abgewendet, wo einige elegante Villas und ein dem Marquis von Fronteira gehöriger Pallast meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Legterer ist in italieni-

hem Styl gebaut und hat ein ganz vornehmes Aeußere. Ich habe später viele angenehme Stunden in diesem Hause zugebracht, dessen Herrin eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen ihres Landes ist. Der Marquis, ein großer Herr im alten Sinne des Wortes, verbindet mit einem bedeutenden Vermögen eine durchaus würdige Unabhängigkeit der Stellung und Gesinnungen. In seinem Eßsaal sah ich eine en relief gearbeitete lebensgroße Reiterfigur seines berühmten Ahnherrn Dom Pedro de Mascarenhas, Vicekönigs von Indien und letzten Priors von Crato aus nicht königlichem Geschlechte *). Der zierlich in altfranzösischem Geschmace gehaltene Garten stößt mit

*) Das Priorat von Crato, Malteser Priorat von Portugal, wurde später der Krone einverleibt und entweder vom Könige selbst behalten oder einem der Infanten verlehnen (Dom Miguel war Prior von Crato); es galt für das bedeutendste Priorat von Portugal — die der drei Ritterorden vom Christus in Thomar, von San Bento in Aviz und von San Thiago in Palmella wurden bekanntlich auch der Krone einverleibt.

seinen Treppen und Terrassen an die Appartemens; ein ziemlich großes in Marmor eingefasstes Bassin, mit Statuen und Grotten umgeben, trägt ein paar Rähne, auf denen ich einst nach Lische das Glück hatte mit den zwei liebenswürdigsten Frauen Lissabons spazieren zu fahren. Das ganze Haus des Marquis ist comfortable eingerichtet und mahnt in vielen Dingen an die beständige Verbindung Portugals mit England, obwohl es in anderen rein portugiesisch geblieben, z. B. was den gänzlichen Mangel an Parquets anbetrifft. Diese Worte sollen keine Critik des gastfreien Marquis enthalten, sondern bedeuten nur eben, daß in seinem Lande die Parquets nicht üblich sind und er sich wahrscheinlich gegen die herrschende Sitte nicht auflehnen wollte. Dem Fremden erschwert es allerdings das Tanzen, besonders wenn prätextirt wird, man solle auf den blanken Brettern schnell herumgleiten. Diese kleine Fatalität abgerechnet, fand ich eine Soiree dansante, der ich im Pallaste von Bemfica beiwohnte, recht angenehm und unterhaltend; die Elite der Lissaboner Gesellschaft war versammelt, die Damen hatten Alle schöne Augen, Einige

waren hübsch und ein paar zogen sich gut an. Ihre Manieren, ihr ganzes Wesen erinnerten in Vielem an die liebenswürdige Vertraulichkeit der Spanierinnen und in Anderem an so Manches, was an den Französinen so hinreißend ist; gewiß ein allerliebstes *Juste milieu*, dem zu Liebe die portugiesischen Frauen mir hoffentlich vergeben werden, wenn ich nicht zu Allem, unbedingt und immer das Knie beuge.

Von Bemfica nach Lissabon kommt man an Quintella vorbei, der Quinta des Grafen von Farrobo. Ich habe die fast allgemeine Bewunderung für diese Anlage nie theilen können, obschon ich vielleicht weniger im Stande bin ihre Verdienste gehörig zu würdigen, da ich nur von Außen längs des Gitters hineingesehen und durch die Einfahrt geguckt habe, die ein paar Bloßhäusern gleicht und durch ein großes D gekrönt wird, das sinnreich auf den Namen des Orts und Besitzers anspielt. *)

*) Der Besitzer, seit einigen Jahren Graf von Farrobo, hieß vorher Baron von Quintella, sein Vater war ein reicher Banquier und gab dieser Quinta seinen Namen.

Doch sagte man mir, es sei nichts weiter zu sehen, als was man auf den ersten Anblick gewahrt, und da hatte ich vollends genug an der geschmacklosen Anhäufung von Gebäuden, Fabriken, Parasols und derlei aus größeren englischen Gärten längst abgeschafften Dingen; das Ganze machte auf mich den Eindruck eines Quincaillerie-Ladens.

Als ich in die ersten Straßen von Lissabon kam, war es vollends Nacht geworden; zahlreiche Patrouillen zu Pferde und zu Fuß durchstreiften alle Straßen und Plätze, da die bevorstehenden Wahlen, die ersten, seit der Wiederherstellung der Carta, den unzufriedenen Anarchisten Gelegenheit geben konnten, durch arbeitscheues und herrenloses Gefindel eine tumultuarische Bewegung zu versuchen. Doch regte sich nichts und gegen Mitternacht war Niemand mehr auf den Straßen zu sehen.

Am nächsten Morgen holte mich Graf N. ab, um mich in den Pallast von Necessidades zu führen, den gewöhnlich J. J. M. bewohnen, da das große, unausgebaute Schloß Ajuda der Entfernung und der unbequemen Eintheilung der Appartemens wegen, nur bei großen Festlichkeiten

benützt wird. Necessidades entspricht in keiner Weise dem Begriffe eines königlichen Pallastes, und hat von seiner früheren Bestimmung (Nossa Senhora das Necessidades war bekanntlich ein Nonnenkloster) im Aeußern und Innern viele Reminiscenzen behalten. Ein roth übertünchtes, ein Stock hohes Gebäude aus Backstein, ohne bestimmte Architectur, mit höchstens 30 Fenstern Façade, einigen ärmlichen Säulen, die den Balcon tragen und einem Glockenthurme seitwärts, dann ein paar innere Höfe und Seitengebäude, woran ein unbedeutender Garten stößt, bilden das Ganze, in dem kaum Raum genug ist, die höchsten Herrschaften und ihr gewöhnliches Gefolge zu beherbergen. Wie eng mag diese Wohnung dem Erben der größten ungarischen Schlösser vorgekommen sein. — Eine gewöhnliche Haustreppe führt in ein paar Zimmer mittlerer Größe, wovon eines der Saal der Marischälle genannt wird, einigen Portraits zu Ehren, die dessen Wände schmücken und die Marischälle Terceira und Salbanya, und den Cap. Sir Charles Napier (der in Portugal Admirals-Rang hat) vorstellen; daran stößt ein Cabinet, in dem J. J. M.

das diplomatische Corps empfangen und worin ein ziemlich schlechtes Bild der Königin hängt. Ein paar Thürhüter in schwarzer, altportugiesischer Tracht, die dem französischen Degenkleide gleicht, und einige Leibgarden stehen auf den Treppen und im Vorsaal. Letztere bilden eine vom stehenden Heere ganz verschiedene Körperschaft, sind ansässige, verheirathete Leute aller Gewerbe, mit deren erblicher Gardistenstelle einige Privilegien verknüpft sind und die nominell vom Herzog von Palmella befehligt werden. Sie tragen rothe Uniform im Schnitte des letzten Jahrhunderts, mit sogenannten Holztreffen auf allen Nahten und sind mit Hellebarden bewaffnet, die sich in den Händen dieser friedlichen Trabanten sonderbar genug ausnehmen. Eine Abtheilung Linientruppen versieht die äußere Wache. Der Herzog von Terceira, in eleganter Marschalls-Uniform, die — blau und Gold mit Epauletten — ziemlich der französischen gleicht, befand sich bereits im Marschallsaal nicht weit von seinem Bilde und erinnerte mich unwillkürlich an einen andern berühmten Marschall und Herzog, der im Pallaste seiner Gebieterin sich gern unter ein

weltbekanntes Schlachtgemälde stellt, worin er allerdings die Hauptrolle spielt. Bei Terceira jedoch geschah es gewiß ganz absichtlich. Der dienstthuende Kammerherr, Marquis de Santa Iria, führte uns in das diplomatische Cabinet, wo J. J. MM. uns empfingen. Es wäre tact- und geschmacklos, ein Portrait des königlichen Paares hier wieder geben zu wollen; ich wurde zu gnädig aufgenommen, um daß nicht als fades Lob gelten könnte, was doch nach meiner Ueberzeugung nur die strengste Wahrheit wäre. Der König war in einfacher Civil-Tracht, wie ein eleganter junger Mann von guter Gesellschaft sich überall zu kleiden pflegt, doch ohne Decorationen oder irgend ein Abzeichen des höchsten Ranges. Die Königin trug ein geschmackvolles Morgenkleid, das eher den Ufern der Seine als denen des Tagus angehörte. Ihr blaues Auge und blondes Haar sind ein Erbtheil des Hauses Oesterreich; der König ist ein wahrhaft deutscher Prinz, aus einem uralten, ritterlichen Hause, beides im klavervollsten Sinne des Wortes. Da die Königin nicht deutsch spricht, obwohl sie — wie ich glaube — es vollkommen versteht, so sprach der

König vor ihr im gewähltesten Französisch; später hatte ich oft die Ehre mit Sr. Majestät in seiner Muttersprache zu reden. Alle Portugiesen kommen darin überein, daß auch nicht der mindeste fremde Accent kenntlich ist, wenn der König sich ihrer Sprache bedient und bei Vorstellung meines Reiseführten, des Grafen Teleky, unterredete sich der König mit ihm längere Zeit im fließendsten Ungarisch zum nicht geringen Erstaunen mehrerer nahe stehender Herren vom diplomatischen Corps, die kein Wort von der königlichen Conversation verstanden.

Nach aufgehobener Audienz sah ich einige Truppenabtheilungen auf dem Plage vor dem Palaste aufgestellt. Die öftere Vereinigung des portugiesischen Heeres mit dem englischen, sowie das Commando des Marschalls Beresford haben den Uniformen der Portugiesen viel vom brittischen Zuschnitte gegeben, und was noch zu vollkommener Aehnlichkeit abgehen mochte, kam in letzter Zeit hinzu, als die ganze Armee mit theilweiser Beibehaltung der alten Hauptfarben fast durchgängig nach englischem Fuße modificirt wurde. Die Truppen, die ich sah, waren Alle äußerst elegant

und bildeten einen schlagenden Contrast zu den seit ein paar Jahren herabgekommenen und elend equipirten spanischen Soldaten. Besonders gut sehen die Lanciers aus; das in Vissabon und Cintra garnisirende Regiment, eine als Dragoner von Chaves in der portugiesischen Kriegsgeschichte oft genannte Truppe, war sämmtlich mit englischen Pferden beritten und trug blau und rothe Collets mit gelben Abzeichen und rothen Capfas, ganz wie polnische Ulanen. Auch die Infanterie hat geschmackvolle blaue Uniformen, weiße Pantalons und Jakos von etwas zugespitzter Form. Am meisten fielen mir die Jäger auf; leider konnte ich das berühmte fünfte Bataillon nicht sehen, da es zur Strafe für politische Umtriebe in eine kleine Garnison des südlichen Portugal versetzt worden. Doch hatte ich später Gelegenheit, ein anderes Bataillon, ich glaube das zweite, in Parade-Aufstellung zu besichtigen. Die Jäger sind durchgängig ausgesuchte Leute von gedrungener Gestalt, schienen mir wohlgebildet und vom vollkommensten Ebenmaß der Glieder; sie messen wenig über 4' 10" und bewegen sich mit der nur südlichen

Völkern eigenen Gewandtheit; die etwas sonderbaren langen Bärte stehen übrigens den dunklen Gesichtern recht wohl, aus denen meist feurige Augen blitzen. Ihre Uniformen sind von ernster, doch ausgefuchter Eleganz; braune Spencer mit schwarzem Kragen und Vorstoß, Schnüre und Achselbänder von gleicher Farbe, Jagdmesser und konische Zäkos von gepreßtem Leder (*cuir bouilli*) mit Roßbüschen, kurze englische Büchsen und um den Leib geschnallte Patronentaschen; das Ganze hielt auf ausgezeichnete Weise die Mitte zwischen dem englischen Rifle und dem französischen Jäger von Vincennes. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, den Manoeuvres dieser Truppen beizuwohnen, vermag also ihre Tüchtigkeit nicht zu beurtheilen, doch ist es eine anerkannte Thatsache, die sich in allen Kriegen dieses Jahrhunderts bewährt hat, daß der gemeine portugiesische Soldat sich vortrefflich schlägt, sobald er nur gut angeführt wird. Ob letzteres jetzt der Fall ist, mag einer gründlicheren Critik überlassen bleiben. Nur glaube ich bemerken zu dürfen, daß es scheint, als beschäftigten sich die Offiziere zu viel und zu hauptsächlich mit Politik, um Zeit zur tadellosen

Ausübung ihres Dienstes erübrigen zu können. Jedes Offiziercorps gehört, so viel mir bekannt, irgend einem politischen Club oder einem Maurer-System an und interessirt sich lebhaft und thätig für den Sieg oder Untergang einer Partei oder eines Ministeriums, unterstützt die Absichten der Krone oder opponirt dagegen. So war ein Bataillon in Folge politischer Intriguen nach dem einsamen Kloster von Masfra verlegt worden und man sagte, es würde wohl nothwendig werden, das Offiziercorps ganz aufzulösen, da es durchgängig aus Septembristen bestehe, die der Regierung abhold wären. Zu diesem unglücklichen Zustande kommt noch, daß es, in Folge fortwährender Revolutionen, in Portugal drei oder viermal so viel Offiziere gibt, als die Armee, selbst in Kriegszeiten, bedarf, da jede siegreiche Partei die ihr feindlich Gesinnten entfernt und alle Stellen bis zum Compagnie-Chef und Subaltern-Offizier herab, durch ihre Freunde und Kreaturen besetzt, um auf das Heer in entscheidenden Momenten zählen zu können. Diese abgedankten Offiziere, sowie der größte Theil des, nach der Convention von Evoramonte licen-

cirten Offiziercorps Dom Miguels, das von der Amnestie Gebrauch machte und nicht auswanderte *), bilden eine stets unzufriedene Kaste, die meist unter dem Namen Reformados und Retirados bekannt, bittere Feinde jeder bestehenden Ordnung der Dinge sind. Da nun durch den zerrütteten Finanzzustand, der kaum die laufenden Ausgaben zu decken erlaubt, die Regierung außer Stande ist, für alle diese, oft sehr bedürftigen Leute etwas zu thun, so muß sie sich oft darauf beschränken, ein wachsames Auge auf sie zu haben, um schädliche Einmischungen oder Einwirkung auf das active Heer zu verhüten. Was die Soldaten anbetrifft, so muß man ihnen zum Lobe nachsagen, daß sie mit Anhänglichkeit an den Häuptlingen hängen, die sie zum Siege ge-

*) Die meisten Auswanderer sind übrigens bereits zurückgekehrt und werden von der Regierung in keiner Weise molestirt; ja diese Toleranz geht so weit, daß sogar Mehrere bel Hof empfangen werden; so sah ich den Marquis de Bianna, früher Adjutant Dom Miguels, mit seiner Frau in Cintra 33. RM. seine Aufwartung machen und huldvoll aufgenommen werden.

führt; es haben sich in letzter Zeit mehrere Beispiele hiefür ergeben und der unbedingte Einfluß, den der Herzog von Terceira auf den Geist der Truppen ausübt, spricht für diese Behauptung. Die strenge Ordnung, die seit einigen Monaten mit kräftiger Hand in allen Zweigen der Administration eingeführt wird, das Vertrauen der großen Majorität des Volkes in die gegenwärtige Verwaltung, wovon die vorletzten und mehr noch die letzten Wahlen (Juni und November 1842) den eclatanten Beweis geben, läßt die feste Hoffnung hegen, daß auch die oben signalisirten Uebelstände in nicht langer Zeit sollen gehoben werden. Portugal braucht nur Ruhe und Vertrauen, um alle Wunden zu heilen; um wie viel ist es nicht glücklicher, als sein Nachbarland, wo unausbleiblich noch viel Blut fließen wird — vielleicht muß, bis es so weit kommt, nur ein Gleiches zu bedürfen.

Auf die Formation der portugiesischen Armee zurückzukommen, muß ich gestehen, daß ich nicht begreife, warum man zu hohen Preisen Pferde aus England kommen läßt, nachdem im ganzen Lande eine kräftige, gedrungene und feurige Race gezogen

wird. Die portugiesischen Pferde sind allerdings nicht so gestreckt und hochbeinig wie die englischen; ob aber letztere zum Kriegedienste so sehr vorzuziehen sind, dürfte doch vielleicht bezweifelt werden; jedenfalls aber passen die einheimischen Thiere besser auf den steinigen Wegen und vielen Bergen ihres unchauffirten Vaterlandes. Zwar soll in letzterer Zeit die Pferdezuucht in Portugal etwas herabgekommen sein, so daß vielleicht das Land jetzt die nöthige Anzahl nicht mehr auf einmal liefern könnte, dagegen ließe sich aber erwiebern, daß für ein Reich von beinahe vier Millionen Einwohner *) es nicht so schwer sein muß, eine Cavallerie von 3680 Pferden (so figurirt sie auf den Listen) zu remontiren; endlich scheint doch der Waarankauf im Lande, das beste Mittel der Pferdezuucht wieder aufzuhelfen. **)

*) 3,940.920 Ew. nach der letzten Zählung, mit Einschluß von Mabeira, den Azoren und dem grünen Vorgebirge; 5,198.420 mit allen überseeischen Colonien.

**) Von Seite des Hofes geschieht Alles, um die Pferdezuucht in Aufschwung zu bringen; der k. Marstall besteht größentheils aus portugiesischen Pferden, der

Vor den französischen Kriegen wurde in Portugal große Sorgfalt auf die Reiterei verwendet; viele Pferde kamen aus Andalusien, die übrigen von den Grenzdistrikten der Provinz Beira, aus portugiesisch Estremadura und Traz-os-Montes; damals galt die portugiesische Cavallerie für schnell und kräftig; oftmals sollen ganze Schwadronen in geschlossenen Reihen Gräben und Hecken übersprungen haben; ihre Tüchtigkeit und Disciplin wurde jedoch in Zweifel gestellt. Früher garnisonirten die portugiesischen Truppen sehr lang an demselben Orte, woraus jene Uebelstände entsprangen, die nothwendige Folgen einer so verkehrten Einrichtung sind; dem ist, so viel ich Gelegenheit hatte zu bemerken, jetzt abgeholfen, obwohl es bei der Cavallerie nicht ohne Schwierigkeiten sein konnte, da das Futter in mehreren Provinzen so verschieden ist, daß selbst der Maßstab größerer Reiche hierin nicht angelegt werden kann, so erstaunlich dieß bei einem Lande von so

König reitet sie oft und an Gala-Tagen sind sechs ausgesucht schöne Pferde portugiesischer Race dem Staatswagen der Königin vorgespannt.

geringer Ausdehnung scheinen muß. Früher erhielt der portugiesische Reiter doppelten Sold, doch dieß hat jetzt auch aufgehört. Von den vielen fremden Truppen und Offizieren, die beinahe seit einem Jahrhundert stets in portugiesischen Diensten standen, ist kaum mehr eine Spur zu finden, und nur traditionell wird noch der Regimentier Royal Emigré, Infanterie von Dillon, Mortemart und Castres gedacht; die großen Kriege der ersten Decennien dieses Jahrhunderts, die englischen Truppen und Beresford haben die Erinnerung an die französischen Emigrirten und schweizer Söldlinge verdrängt. Nur der Graf zur Lippe ist noch in allgemeinem und gutem Andenken, obwohl Beresford und Lippe und alle Nationen den beständig in aller Munde lauten Anklängen an die letzte Campagne weichen müssen. Von den fremden Truppen, die Dom Pedro mit nach Oporto brachte, sind, glaube ich, kaum noch spärliche Ueberreste im Lande und von älteren deutschen Offizieren, die schon früher in Portugal dienten, habe ich nur Einen kennen gelernt, doch dieser verdient die ehrenvollste Erwähnung; es ist der Oberst von Eschwege, der mit einigen deutschen Offizieren vor

mehr als dreißig Jahren von der portugiesischen Regierung zum Betrieb der Bergwerke angeworben wurde. Dieser, auch in der deutschen Literatur und Journalistik bekannte Offizier scheint sich nicht der besonderen Dankbarkeit der Portugiesen zu erfreuen, da er langer und ausgezeichnete Dienste ungeachtet, noch nicht zum General avancirt ist. Ich hatte das Vergnügen seine Bekanntschaft in Cintra zu machen, wo er vom Könige mit dem Ausbau des Schlosses Penha beauftragt ist. Die bisher vollendeten, meisterhaft ausgeführten Arbeiten zeugen eben so sehr vom edlen Geschmaack des königlichen Bauherrn, als von der Sachkenntniß des Herrn von Eschwege. Einen zweiten Landsmann, den General Schwalbach, nun Baron von Setubal, sah ich leider nicht, da er in Algarbien commandirte; seine Klinge hat in Portugal guten Ruf.

Vom Degen auf den Krummstab zu kommen, ist ein natürlicher Uebergang; doch will ich mir nur wenige Worte über die noch schwebende kirchliche Frage erlauben, deren Schlichtung mehr weise Festigkeit und kluge Nachgiebigkeit noch erfordern wird, als viele politische Fragen neuerer Zeiten. Nach

allen Gräueln, die eine so gewaltsame und ungerechte Maßregel, wie die Aufhebung der Klöster, mit sich führte und nach sich zog, muß eine Ausgleichung mit dem päpstlichen Stuhle die größten Schwierigkeiten darbieten. Dom Pedro, von fanatischer Begeisterung für die französische Juli-Revolution hingerissen, wußte in seinen ersten Decretalien weder Maß noch Ziel zu halten und vereinte auf eine sonderbare Weise in seiner Person den constitutionellen Befreier mit dem absoluten Dictator; in allen Dingen ward momentanen Eindrücken nachgegeben und kurzer Prozeß gemacht; so wurden die Klöster aufgehoben, das Kirchen-Eigenthum rücksichtslos confiscirt, viele kirchliche Gebäude saecularisirt und viele tausend geistliche Personen in die weite Welt mit so unzulänglichen Subsistenzmitteln hinausgestoßen, daß ein „Egresso“ und ein Bettler gleich viel geworden ist. Die Bisthümer besetzte man nach Gutdünken, ja Dom Pedro ging in seiner kirchlichen Omnipotenz so weit, sich endlich einzubilden, er könne auch Bischöfe in partibus creiren und ernannte den bekannten Almosenier der Königin, Padre Marco (nun caritistischen Deputirten für

Oporto), zum Erzbischof von Lacedemon. Daß allem diesem Unfuge ein Ende gemacht werden mußte, wenn die lusitanische Kirche mit dem päpstlichen Stuhle vereinigt werden sollte, liegt am Tage. Einige grobe Mißgriffe und Fehler, wie z. B. oben erwähntes *Episcopat in partibus*, sind allerdings bereits beseitigt; wie weit aber die Regociation selbst bis jetzt ihrem Ende näher gebracht, möchte wohl, nach so vielen Debatten, den Bevollmächtigten selbst schwer werden, genau zu definiren. *)

*) Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist die — allerdings bis heute (2. Jänner 1843) unverbürgte — Nachricht eingetroffen, die Unterhandlungen der portugiesischen Regierung mit Monsignor Capaccini wären zu einem glücklichen Ende gebracht. Das Uebereinkommen — heißt es — geht dahin, daß der Patriarch von Lissabon dem heiligen Vater schriftlich seine kanonische Unterwerfung anzeigt und Capaccini diesen Brief annimmt, der ohne die Privilegien der lusitanischen Kirche bloßzustellen, genügend die Suprematie des Papstes anerkennen soll. Die Inhaber der von der Krone ernannten vier Erzbisthümer und Bisthümer werden vom Papste bestätigt und hinsichtlich der vier anderen bischöflichen Sitze Se. Heiligkeit und Ihre Majestät sich in das Ernen-

Der Papst hat bekanntlich einen der eminentesten Diplomaten der römischen Curie, Monsignor Cappacini, nach Lissabon geschickt und die Regierung der Königin, den Herzog von Palmella speciell mit dieser schwierigen Unterhandlung beauftragt. Wenn die Einfalt der Taube und die Klugheit der Schlange zur Vollführung eines so heiligen Geschäftes als die Versöhnung mit der Kirche ist, noth thun, so senkt sich unbedingt die Wagschale zu Gunsten des geistlichen Diplomaten, denn ihm fehlt keine dieser bei-

nungsrecht theilen. In Bezug auf Dispense soll dem päpstlichen Stuhl ein gewisses Einkommen eingeräumt werden und auf dieser Basis das Concordat ohne Verzug zu Stande kommen. Vom Schicksal der vertriebenen Geistlichen und Mönche sprechen diese Nachrichten nichts, so auch nicht vom alten Rechte der portugiesischen Könige, die katholischen Bisthümer der großen englischen Besitzungen in Indien zu besetzen, einem Rechte, das durch Dekret des obersten Gerichtshofes der englischen Präsidentschaft zu Calcutta unter'm 27. März 1840 bestätigt ward. Vielleicht ist dieß Alles längst bestätigt oder widerlegt, bis diese Blätter in die Hände des Publikums kommen; doch hindert große Entfernung vom Druck-Orte, diese Note durch spätere Nachrichten zu rectificiren.

den apostolischen Eigenschaften. Er verbirgt unter einem bescheidenen, anspruchslosen Aeußeren einen geraden doch schlaunen Sinn. Seine Politik ist Aufsehen vermeidend und ruhig, aber sicher wirksam. Ein Mann von Verstand hat folgendes Urtheil über ihn gefällt: „Capaccini ist, gleich den meisten geistlichen Würdenträgern seines Vaterlandes, ein zu genauer Kenner der schönen Künste, als daß er nicht wissen sollte, daß bei dem antiken Apoll die Muskelkraft des Armes unter der Grazie des Umrisses verschleiert ist. Dieser Mann der streitenden Kirche führt ohne Geräusch und Grimasse scharfe Streiche und trägt wie Harmodius sein Schwert im Myrtenzweige.“ — Es ist manches Wahre in diesen Worten; wie sollte er aber nicht vorsichtig und fein achtsam auftreten, nach einer solchen letzten Vergangenheit, bei den beständigen Intriquen, die ihn umgeben und dem Diplomaten gegenüber, mit dem er zu unterhandeln hat. Der heilige Vater gab übrigens bereits mehrfache Beweise seiner Veröhnung und päpstlichen Huld; er hat vor ungefähr einem Jahre der Königin die goldene Rose geschickt, eine Auszeichnung, die dem Hause Bragança seit

Jahrhunderten nicht zu Theil geworden, und eine Woche nach seiner Ankunft hielt Monsignor Capaccini im Namen Gregor XVI. den Infanten Dom João, Herzog von Beja, über dem Taufbecken; — aber nachgeben kann in gewissen Dingen die römische Curie doch nicht und wird es wohl auch nicht, wenn man aus allen Antecedenzien früherer wie neuester Zeiten einen Schluß zu folgern berechtigt ist.

Trotz dieser kirchlichen Uneinigkeiten hat die Religiosität des Volkes doch nicht gelitten, was besonders erhebenswerth erscheint, wenn man die Demoralisation der großen spanischen Städte dagegen hält. Als ich an einem Sonntag die Cathedrale von Cadix besuchte, war sie während des Hochamtes beinahe leer; in Lissabon hingegen alle Kirchen an Festtagen stets zum Erdrücken voll. Während der noch in ganz Portugal üblichen öffentlichen Prozessionen habe ich nie ein bedecktes Haupt oder eine unanständige Störung bemerkt, obwohl einige Theile dieser Feierlichkeiten oft weit eher einer Fastnachtspoffe, als einer geistlichen Ceremonie gleichen. Es gibt mehrere gut katholische Länder, die im besten Einvernehmen mit Rom stehen, von

denen man aber nicht das oben Angeführte behaupten könnte. Dennoch bieten die portugiesischen Prozessionen Stoff genug zu komischen Bemerkungen. Nichts von dem paarweisen gravitärischen Einherstreiten der ernstesten Volksmassen nördlicher Länder bemerkt man dort; ja nicht einmal die vielfarbigen verummten Bruderschaften der italienischen Umzüge können die Parallele halten. Leider kam ich zu spät nach Lissabon, um der Frohnleichnamsprozession beiwohnen zu können, der einzigen, die wirklich großartig und imposant sein soll. Der König und der ganze Hof pflegen sich ihr anzuschließen; die Inhaber der drei alten Ritterorden (Christus, Aviz und San Thiago) tragen an diesem Tage die weißen, mit den Ordenszeichen geschmückten Dalmatiken, die sehr malerisch sich ausnehmen; manche lächerliche Beimischung ist von dieser Feierlichkeit ausgeschlossen. Desto unglaublicher sind dagegen andere Prozessionen; ich sah kurze Zeit nach meiner Ankunft einer solchen zu, die in Cacilhas, Lissabon gegenüber, am linken Tagusufer, bei Gelegenheit irgend eines Kirchensestes stattfand; eine Abtheilung National-Garden und einige Almazils eröffneten

den Zug; dann folgte Musik; hinter der, bewegten sich tanzend, maskirte Paare aus den untersten Volksklassen; sie trugen Costüme, die dem der spanischen Majos glichen — den Figaros unserer Oper; wenn ich sage Paare, so ist dieß nur figürlich gemeint, denn Alle waren desselben Geschlechtes, nur daß die härtigen Tänzer im männlichen Anzuge erschienen, und die, denen dieser virile Schmuck fehlte, als Tänzerinnen figurirten. Letztere sahen schauderhaft aus. Einige Reiter in voller Rüstung oder türkischer Tracht eskortirten das erwähnte Ballet; nach diesen kam eine lange Reihe Trompeter, Pauker und Fahnenträger, sämmtlich auf Eseln reitend; dann ein Aufzug Mohren, endlich die Honoratioren des Ortes und der Umgegend, meist beritten und durch aufgespannte Regenschirme gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Noch allerlei groteske Umzüge sah man nach und nach um die Ecke der Straße debouchiren, doch hinderte mich die sengende Gluth, sie länger in Augenschein zu nehmen, denn die ganze Ceremonie ging am hellen Mittag in den baumlosen Straßen vor sich, während die Sonnenstrahlen vom Pflaster und den weißen Wänden so gräßlich abprallten, daß man

hätte weich gefotten werden können. Auch war meine Neugierde nach einer Stunde Contemplation vollkommen befriedigt, und ich flüchtete mich unter das etwas kühlere Gewölbe der kleinen Kirche, in der ein Geistlicher aus Lissabon mit lebhaften Gesticulationen vor einer dichtgebrängten Anzahl gläubiger Zuhörer eben predigte und allerlei politische Anspielungen in den heiligen Text mischte. Dieser Unfug ist übrigens ziemlich allgemein, in Lissabon sowohl als in Oporto, die doch beinahe die einzigen Orte des Landes sind, wo man sich um Politik, Constitutionalismus, Wahlfreiheiten und derlei Dinge bekümmert. Dagegen geschieht es in diesen Städten mit um so größerem Eifer, gleichsam als sollte die Gleichgültigkeit der übrigen hiedurch compensirt werden.

Die Sucht zu politisiren hat alle Einwohner der Hauptstadt ergriffen, vom Fidalgo und Pair des Reiches bis zur Hefe des Pöbels herab. Nur die armen Pretos, die Neger aus den portugiesischen Besizungen in Afrika, die zu Tausenden in den Straßen von Lissabon sich herumtreiben, die politisiren nicht, so viel mir bekannt; auch werden sie von den Portugiesen nicht wie Menschen, sondern

wie eine schlechte Race Hausthiere behandelt; sie übertünchen bei voller Sonnengluth die äußere Façade der Häuser, man wirft sie am Ende der Stiergefächte den wüthend gewordenen Bestien vor und sind sie alt, so schleppen sie sich, weißbärtig (was zu den schwarzen Gesichtern schauerhaft aus- sieht) und mit ekelhaften Krankheiten behaftet, bettelnd durch die Straßen von Lissabon herum.

Doch, auf die Geistlichkeit von Lissabon zurück- zukommen, so ist ihre Einmischung in die Politik des Landes um so natürlicher, als die Verfassung desselben ihnen, wie in Belgien, alle constitutionellen Rechte der übrigen Staatsbürger einräumt; auch sitzen sie auf den Bänken beider Kammern, sowohl der Erbliehen als der Electiven. Doch würden sie wohl besser thun, diese weltliche Thätigkeit nicht in die Handlungen ihrer geistlichen Amtsführung einzumischen. So geschah es, daß ein Dignitaire der Kirche, der in vielfacher Verbindung zum Hofe steht, sich dermaßen angewöhnt hatte, aus seinen Predigten politische Dissertationen zu machen, daß es ihm höchsten Orts verboten werden mußte.

Unter den vielen Portugiesen, mit denen ich

verkehrt, ist mir nur Einer vorgekommen, der vor Leuten fast nie politisirt, und doch könnte er gewiß viel erzählen und wäre sicher angehört zu werden, wenn er nur wollte: es ist der Herzog von Palmella. *) Mag es nun eine Art sein, die ihm vom

*) D. Pedro de Sousa Holstein, erster Herzog, erster Marquis und erster Graf von Palmella, ist der Sohn des Grafen von Sanfre (in Piemont) und ward am 8. Mai 1781 zu Turin geboren. Sein Vater war als Diplomat in portugiesischen Diensten und durch eine Reihe von Jahren an den Höfen von Copenhagen, Berlin und Rom accreditirt. Der jetzige Herzog trat zuerst in Militär-Dienste und war 1796 Capitän-Adjutant des Herzogs Marschall-General. 1802 ward er als Botschafts-Rath seinem Vater nach Rom beigegeben; als dieser das Jahr darauf starb, übernahm der jetzige Herzog zuerst interimistisch die Geschäftsführung der Mission und ward 1805 als Geschäftsträger bestätigt; 1809 finden wir ihn wieder mit den Waffen die Franzosen bekämpfend und zum Major ernannt; noch im selben Jahr ward er als Gesandter zur Regentenschaft von Cadix geschickt. 1814 nach London designirt, figurirte er bekanntlich ein Jahr später beim Wiener Congreß als einer der Bevollmächtigten Portugals. (Auf dem bekannten Bilde Isabey's: Séance des plénipoten-

Wiener Congresse her eigen ist, gern über Kunst und Literatur zu sprechen, wie ein anderer großer

tiaries des huit puissances signataires du traité de Paris, ist sein wohlgetroffenes Bild, das noch heute nach 27 Jahren Spuren der Aehnlichkeit zeigt. Palmella sitzt auf demselben neben Castlereagh, der gleichgültig wegsieht, Metternich steht vor ihm und scheint ihn zu endoctriniren; dahinter beugt sich Nesselrode und lächelt angenehm). 1816 war Palmella Gesandter in London und 1818 mit verschiedenen Missionen in Paris beauftragt. 1820 zum Maréchal de Camp befördert (ein Posten, auf den er später resignirte) berief ihn im selben Jahre Johann VI. zu sich nach Rio de Janeiro als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Kurze Zeit darauf begleitete er den König nach Europa und zog sich von den Geschäften zurück. Doch sollte er nicht lange der Ruhe sich erfreuen; 1823 übergab ihm Johann VI. zum zweitenmale das auswärtige Portefeuille, schickte ihn 1825 als Botschafter nach London, wo er zuerst Johann VI. und nach dessen Tode (10. März 1828) Dom Pedro (König Peter IV.) repräsentirte. Nach Dom Miguels Ankunft, seiner Posten und Ehren entsezt, lebte er in sehr gedrückten Verhältnissen im Auslande und nahm 1828 an dem verunglückten Aufstande von Oporto Theil. — Seine heutige Stellung datirt von 1830, wo er als Präsident an die Spitze der Regentschaft der Insel Terceira gestellt

Staatsmann derselben Periode sich mit Vorliebe über Maschinen, industrielle Erfindungen und mystifizierende Anekdoten ausläßt, — das wage ich nicht zu entscheiden. Aber sicher wird die Conversation des geistreichen Herzogs dadurch nicht weniger interessant, da er vielseitig gebildet *), sehr belesen, im Gebiete der schönen Künste wohl bewandert ist und mit preiswürdiger Liberalität dem Untergange merkwürdiger Ueberreste der portugiesischen Vorzeit entgegenarbeitet. Seine Bauten und Restaurationen beim Kloster von Arrabida, zwischen Setubal und Cap Espichel, sprechen für das Gesagte.

Der Herzog von Palmella bewohnte seine palastartige Villa zu Lumiar, als ich nach Lissabon

wurde. Zur Belohnung seiner Dienste verlieh ihm die Königin 1833 die herzogliche Würde; zum Marquis und Grafen war er 1803 und 1812 von Johann VI. ernannt worden.

- *) Der Herzog von Palmella besitzt eine glückliche poetische Ader, der er sich in Stunden der Muße gern hinneigt. Es gibt eine gelungene Uebersetzung der Lusiaden von ihm, die um so höher geschätzt werden muß, als der Herzog Verse seiner Muttersprache in einer fremden wiedergibt.

kam. Unsere Briefe kreuzten sich und mein Besuch verfehlte ihn. Da kam er eines Morgens zu mir, rasch, schlüpfend, gleichsam verstohlener Weise; — ein kleines Männchen von unansehnlicher Statur mit blassem Gesichte, Habichtsnase und marquirten italienischen Zügen; nichts an der ganzen Gestalt ist ausgezeichnet oder imposant. Nur die klugen Augen und das sonderbare Lächeln deuten auf eine mehr als gewöhnliche Natur. Ich glaube nicht, daß sich irgend Jemand je mit diesem Lächeln befreunden könnte, obwohl der Herzog für großmüthig gilt, ein Freund seiner Freunde und in gewissen Fällen sogar gutmüthig sein soll. Vielleicht ist dieses Lächeln eine diplomatische Qualität, wie das gellende Gelächter, das ein sehr bekannter Botschafter ungarischer Nation, in England und auf dem Continente oft und mit Erfolg angeschlagen hat und vielleicht noch anschlägt. — Der Herzog von Palmella nimmt sich trotz seiner unansehnlichen Figur ganz stattlich aus, wenn er bei Eröffnung der Kammern auf seinem erhöhten Präsidentenstuhle im altspanischen Gewande thront. Noch stattlicher ist seine Villa in Lumiar, ein großer Herrensitz, der mit

ziemlichem Geschmacke und vielem neuem Purus
 ausstaffirt ist. Die Herzogin muß schön gewesen
 sein, besitzt, wie alle Portugiesinnen, ein paar prach-
 volle Augen, deren Glanz durch einen besonders
 entschiedenen Ausdruck noch erhöht wird, und ist
 eine sehr vornehme Frau, die das Glück hat von
 Vasco de Gama abzustammen; — ich wünsche ihr,
 daß Einer ihrer Nachkommen dem großen Ahn glei-
 chen möge. Den ältesten Sohn des Herzogs, nun-
 mehr Marquis de Fayal, konnte ich nicht sehen,
 da er eben auf Reisen war. Er ist bekanntlich mit
 der reichsten Erbin Portugals vermählt; D^a Maria
 Luiza de Sampayo, Tochter des Grafen von Povoa,
 von deren Millionen man sich in Portugal fabel-
 hafte Dinge erzählt. Sie ist jetzt kaum sechzehn Jahr
 alt und doch schon seit dem 3. Juli 1836 verhei-
 rathet. Ueber die sonderbare Geschichte dieser Ver-
 mählung, die mit mittelalterlichen Entführungszenen
 verknüpft war, haben alle Blätter seiner Zeit ge-
 sprochen; ich glaube es also überflüssig, darauf zu-
 rückzukommen, um so mehr, als ich nicht weiß,
 welche von den vielen Versionen die wahre ist, und
 welche der Herzog am liebsten gedruckt sähe. So

viel ist jedoch sicher, daß wenn von Raub die Rede sein kann — was ich nicht weiß — der geraubte Gegenstand sich dabei ganz wohl befindet; die kleine Marquise sieht durchaus nicht wie eine Victime aus. Ich saß einst neben ihr bei Tische, sie war munter und guter Dinge, und wie die Engländer zu sagen pflegen, in jenem interessanten Zustande, in dem die Gatten gern ihre Weiber sehen. Uebrigens hatte sie bereits ein Kindlein, das wie alle wohl- anständigen Sprösslinge Vater und Mutter frappant gleichen soll. Das Haus des Herzogs ist vortrefflich montirt; er gibt ausgesuchte Dinners und der Tisch biegt sich unter dem Gewichte des Silbers; auf einem eleganten Dessertservice von englischem Porzellan war sein Wappen angebracht, mit der Umschrift: „veritatem Regibus.“ Als ich dies bemerkte, setzte Palmella hinzu: „et populo“, und versicherte mich nach einer Weile, er habe diese Teller bereits vor mehreren Jahren machen lassen.

Die Verdienste des Herzogs von Palmella um die Königin und das heutige Portugal sind unstreitig groß und im ganzen Lande anerkannt. Er hat mit Thätigkeit, Ausdauer und Klugheit während

des Erils, in England und auf der Insel Terceira als Präsident der Regenschaft und als Minister der auswärtigen Angelegenheiten wichtige Dienste geleistet. Nach der Landung an der Küste von Mindello und bei der Formation einer provisorischen Regierung in Lissabon war er stets eifrig mitwirkend. Noch in den Jahren 1834 und 35 führte er im Ministerrathe den Vorsitz und leitete das auswärtige Departement. Bei ministeriellen Combinationen sehen wir zum letztenmale seinen Namen während der wenigen Tage figuriren, die von der dießjährigen Revolution von Oporto bis zur Wiedereinsetzung der Carta vergingen. Nun ist er Präsident der Pairskammer, was er bereits im Jahre 1833 war, eine allerdings hohe Würde, die aber den edlen Herzog aller Verantwortlichkeit enthebt und über jede ministerielle Fluctuation hinwegsetzt. Das mag es am Ende auch sein, was er zu erzielen wünschte. Der Herzog von Palmella ist heute zu reich, zu sehr mit Würden und Ehren gesättigt, seine Popularität ist zu gefahrlos sicher gestellt, um alle diese guten und schönen Dinge ohne positiven Grund aufs Spiel zu setzen. Wenn man in Kummer und Elend vegetirt,

im Exil halb hoffnungslos gedarbt hat, lernt man Freuden und Vortheile eines gemächlichen, angenehmen Lebens doppelt würdigen und will sie genießen. Dieser Grund der jetzigen Handlungsweise des Herzogs schien mir am Tage zu liegen, als sie eine Ministerial-Krise zur Folge haben konnte, und schon damals fand ich sie sehr leicht zu entschuldigen, ja vielleicht natürlich. Jetzt, da diese Zeit vorbei ist, und auch ohne seinen Beitritt das Cabinet fest und mächtig dasteht, jetzt ist sie ganz vortrefflich und vorzüglich sehr lebensklug. Am Ende hat der Herzog von Palmella auch genug gelitten und gearbeitet; er mag jetzt ausruhen. Nun ist er bald zwei und sechzig Jahre alt und kann auf ein Leben zurückblicken, das nicht ohne Ruhm und ohne Lichtblicke ist.

Ein Mehreres über ihn zu sagen, überlasse ich seinen Biographen; die werden ihm nicht fehlen, denn er füllt eine große Seite in der Geschichte seines Vaterlandes.

III.

**Costa Cabral und die politischen Parteien. — Die Eröffnung der
Kammern. — Ueber die Wahlen und Redner. — Der königliche
Marshall. — Die Stiergefechte. — Alhandra und Cobralinho. —
Der Graf von Villa Real. — Die Kirchen und Gebäude
Lissabon. — Belem. — Ajuda.**

[illegible]

Ac mihi multa agitati constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse, eoque factum uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret.

Sallust Catilina. Cap. 58.

Ich kann in diesen Skizzen der heutigen Zustände Portugals nicht fortfahren, ohne des Mannes zu gedenken, der jetzt am Staatseruber die Hauptrolle spielt, und um den die ganze gouvernementale Thätigkeit sich dreht: es ist der Minister des Innern Costa Cabral. Ich hoffe mich in meinem Urtheile durch keine der divergirenden Meinungen bestechen zu lassen, die in letzter Zeit so häufig über

diesen Staatsmann veröffentlicht wurden, und ihn einerseits als den einzigen Retter seines Vaterlandes anpreisen, während Andere von unheimlichen Antecedenzen, maßlosem Ehrgeize und verbrecherischen Intriguen sprechen. Ich will nur nach Thatsachen urtheilen und hiebei selbst die geistreiche Persönlichkeit Costa Cabral's zu vergessen trachten: *amicus Galba, magis amica veritas.*

Ob Costa Cabral in einem ruhig geregelten, still vor sich hin wirkenden Staate von gleicher Wichtigkeit gewesen wäre, will ich nicht entscheiden, da vielleicht mit Recht behauptet werden dürfte, daß der langsame Gang saeculärer Staatsmaschinen seinen feurigen Geist in nutzloser Thätigkeit aufzehren würde. Er mag sogar in jenen Staaten geringere Anerkennung finden, wo eine traditionell gewordene altfreie Verfassung die meisten Handlungen, Triebfedern, Gründe und sogenannten Staatsgeheimnisse in beständig offener und anerkannt freimüthiger Sprache vor das große Forum der erblichen und der gewählten Volksvertreter bringt. In ersteren Ländern gibt es keine politische Parteien und active Meinungen oder darf wenig-

stens keine geben; in letzteren vererben sie sich, wanken und wechseln fast nie in dem Gehirn eines einzelnen Menschen. Beides paßt nicht auf Portugal. Auch glaube ich gern, daß Costa Cabral in der Staatskanzlei oder dem foreign Office kaum an seinem Plage wäre; ob aber Metternich und Peel, an die Ufer des Tagus versetzt, den glühend thätigen, kühnen Portugiesen glücklich ersetzen würden, dürfte wohl eben so sehr zu bezweifeln sein.

Costa Cabral hat die Schwächen und Bedürfnisse seiner Nation besser aufgefaßt, als irgend Einer, und ist gerade darum so stark und so wichtig, weil er das in sich vereint, was den Meisten seiner Landsleute abgeht. Es kann unmöglich in meiner Absicht liegen, die Erste aller Eigenschaften, ohne die kein Heil auf Erden ist, einem Volke abzusprechen zu wollen, das glorreich in den Annalen vieler Jahrhunderte dasteht; aber auffallen muß es Jedem, wie ungern, trotz aller Umwälzungen, politischer Intriguen und Fractionen, die Leiter und Führer (leaders, chefs de parti) persönlich sich voranstellen, so zu sagen mit Leib und Leben einstehen. Die Hingebung und Aufopferung für

eine politische Conviction hört gewöhnlich auf, wenn es um Kopf und Kragen geht; — in Portugal scheinen thätige, energische, sich selbst verläugnende Männer noch seltner geworden zu sein, als in andern Ländern. Dennoch sind diese Eigenschaften dort wichtiger, als bei ruhigen Zuständen, da physischer Muth, soldateske Tapferkeit unentbehrlich sind, wo die Dolche der Insurgenten, die Blutdekrete geheimer Gesellschaften und die Revolten des Böbels Alle bedrohen, die nach Herstellung geselliger Ordnung trachten. Diesen Muth spricht Niemand dem gegenwärtigen Minister des Innern ab, nicht einmal die wüthende Oppositionspresse, deren zügellosen Diatriben man es anseht, daß die Pressfreiheit noch ein neues Geschenk für sie ist, mit dem sie nicht umzugehen wissen; auch scheinen die Redacteurs dieser frechen Tagesblätter in Jubel und Freude Alles sagen zu dürfen, was ihnen durch den Kopf fährt, des süßen Weines voll und nüchterner Gedanken leer, „unreifem Enthusiasmus“ hingegeben, nach meines Freundes Dahlmann klassischem Ausdrücke.

Zwei Vorwürfe sind, vorzüglich vom Auslande

her, gegen Costa Cabral gerichtet worden; es ist der politische Farbenwechsel und seine Stellung zu den geheimen Gesellschaften. Eine Liste der Eide der französischen Pairskammer und Alles, was zur Vertheidigung sogenannter nothwendiger Uebertritte in den letzten Dezzennien geschrieben worden, wäre vielleicht die beste Antwort auf erstere Beschuldigung und es dürfte der strenge Maßstab rein gebliebener monarchischer Staaten dort keine Anwendung finden, wo Ministerien, Verfassungen und selbst Dynastien schneller wechseln, als das Kanzlei=Personale der Ersteren. Was die geheimen Gesellschaften anbelangt, so ist ihre Ausrottung in Portugal unmöglich oder wenigstens an so große und gewaltsame Umwälzungen geknüpft, daß unter den jetzigen, sowohl persönlichen als dinglichen Verhältnissen daran nicht gedacht werden darf. Ihr Einfluß ist unläugbar, ihre Verbreitung allgemein und die Tendenz ganz verschieden von dem philanthropischen und controllirten Wirken anderer Maurer=Systeme. Die Tendenz der portugiesischen Logen ist ausschließlich politisch und war bisher überwiegend revolutionär. Niemand wird läugnen, daß es unter solchen Umständen am klüg-

ten ist, sich jener Waffen als Regierungshebel zu bedienen, die so furchtbar werden, sobald von oben herab das Heft aus den Händen gelassen wird. Costa Cabral, Großmeister der Freimaurer von Portugal, der seinen weit verbreiteten Einfluß auf Wahlen hinwendet, die der Regierung günstig, ihr die Majorität geben, darf vielleicht von revolutionären Clubs, gewiß aber nicht von Monarchisch-Gesinnnten beschuldigt werden. Allerdings verleiht ihm diese Stellung eine von der Krone unabhängige Macht, die in Collisionenfällen gefährlich werden könnte, wenn nicht die Krone selbst, genügende Beweise seiner Aufrichtigkeit und Maßhaltung bereits erhalten hätte. Wer sich nur halbwegs eine oberflächliche Kenntniß portugiesischer Zustände aus Zeitungen verschafft hat, wird wissen, daß hier von der unumschränkten Dictators-Gewalt die Rede ist, von der Costa Cabral einen so gemäßigten, constitutionell legalen Gebrauch machte, daß jene unter seinen Gegnern, die einen zweiten Espartero in ihm sahen, sich beschämt fühlen müssen.

Es dürften hier einige Worte über die politischen Fractionen nöthig sein, um Costa Cabral und

seine Stellung vom richtigen Gesichtspunkte auffassen zu können. Mit Ausnahme der Miguelisten, die sich meist still verhalten oder an die wenigen Anarchisten bei Bewegungen und Wahlen anschließen, gibt es jetzt drei thätige Parteien in den Kammern; ich sage mit Vorbedacht: in den Kammern, und nicht: im Volke, denn das Volk ist, besonders im Innern des Landes, überwiegend indifferent. Die drei Parteien in den Kammern sind die Septembristen, die Cartisten und die abtrünnigen oder unzufriedenen Cartisten. Erstere waren seit dem 9. September 1836 am Ruder; es gibt unter ihnen ausgezeichnete, mitunter im Grunde ihres Herzens monarchisch gesinnte Männer, die ihrem Lande die größten Dienste erwiesen, und die man erstaunt ist in einer Partei zu finden, die unvollkommen ausgebildet, mit sich selbst unklar, ihre eigenen Interessen so wenig versteht, daß nach und nach ihre entschiedenen Gegner sich noch zur Zeit ihrer Constitution der bedeutendsten Posten bemächtigen konnten. Die Septembristen sind im Allgemeinen gewiß nicht Republikaner, aber sie möchten die Prärogativen der Krone bis zur gänzlichen Nullität auf

bloße Repräsentation beschränken. Sie dehnten das Wahlprinzip unverhältnißmäßig auf alle Räder der Staatsmaschine aus; ihre Constitution litt an denselben Mängeln und war da fehlerhaft, wo die belgische Verfassung noch heute leidet und fehlt: an dem Wahlprinzip beider Kammern, das der Bewegung, dem Drange nach Veränderung und der turbulenten Thätigkeit der zweiten Kammer das Gegengewicht eines natürlichen Vertheidigers des Bestehenden benimmt und die Erste zu einer ohnmächtigen Succursale der Zweiten herabwürdigt. An die Haltbarkeit der Constitution von 1826 hat Niemand, weder in Portugal noch im Auslande, je geglaubt. Doch ward allerdings der größte Beweis ihrer Debität durch ihren schnellen und blutlosen Umsturz gegeben. Bekannte Cartisten, wie Rodrigo da Fonseca Magalhaes und Costa Cabral, waren im Ministerium; die Wahlen von 1840 hatten bereits eine große Anzahl cartistischer Senatoren und Deputirten in die Kammern gebracht, was von Vielen als der erste Schritt zur Wiederherstellung der Carta angesehen wurde; es war sogar von Einigen verlangt worden, durch einen gesetzlichen Act in

Uebereinstimmung mit der Krone die Carta in Giltigkeit zu erklären; doch wurde dieß hintertrieben.

Endlich kam Costa Cabral nach Oporto; die Carta ward am 27. Jänner 1842 proclamirt und galt nach dreizehn Tagen in ganz Portugal als Fundamental-Gesetz des Reiches. Alle Unzufriedenen ermangelten nicht zu verbreiten, daß Costa Cabral in Uebereinstimmung und in Folge heimlicher Besprechungen mit Ihren Majestäten sich nach Oporto verfügt hätte und daß Alles, was seither geschehen, Folge dieser Allerhöchsten Instruktionen sei. Doch ist dieß durchaus grundlos, falsch und muß Jedem, der die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, als abgeschmackt erscheinen. Niemand, selbst nicht die intimsten Freunde Costa Cabrals ahnten, was vorgehen würde; vielleicht wußte er selbst nicht, was ihm bevorstehe. Frühere Versuche waren bekanntlich verunglückt, Niemand konnte mit Zuversicht ein Gelingen prophezeien und wenn Costa Cabral auch in Oporto durchdrang, durfte doch ein gleiches Resultat in der Hauptstadt daraus noch nicht gefolgert werden. Es gelang ihm, und gewiß zum Wohle Portugals. — Daß dieß die allgemein verbreitete

Meinung ist, beweist sein steigender Einfluß, so wie die seither in zwei Wahlen stets zunehmende Majorität. Zwar hat sich eine Fraction gebildet, die bei gewöhnlichen Combinationen in anderen constitutionellen Staaten weder vorauszu sehen war, noch zu begreifen wäre: die unzufriedenen oder vielmehr abtrünnigen Cartisten. Diese Leute, die stets Cartisten waren und gegen die Septembristen zu Felde zogen, als Letztere dominirten, verfolgen das jetzige Ministerium und namentlich Costa Cabral mit einer ganz südlichen Erbitterung, die nichts motivirt, sobald an der Aufrichtigkeit ihrer constitutionellen Grundsätze nicht gezweifelt wird. Nur wenn diese unklar sind, wenn vielleicht einige unter den erwähnten abtrünnigen Cartisten im Grund ihres Herzens eine Rückkehr der alten Regierungsform wünschten, von dieser träumten, an eine von unten ausgehende gewaltsame Veränderung zu diesem Endzweck dachten, dann allerdings haben sie sich verrechnet und ihre Hoffnungen sind sehr weit hinausgeschoben. Ist aber dieß nicht der Fall oder nimmt man es nicht an, dann ist ihre heutige Opposition inconsequent, gewissenlos, vielleicht absurd. Die

von ihnen geliebte, beweinte Carta wird blutlos, schnell und vollkommen wieder hergestellt, ein monarchisches, cortistisches Ministerium erreicht Alles, wonach sie so lange und so oft, vergeblich gestrebt; Mehrere von ihnen sitzen wieder in der erblichen Kammer, die der Gegenstand ihres beständigen Sehens war; Andere haben die Hoffnung, über kurz oder lang auch darin zu sitzen. Dieß Alles verdanken sie den Männern, die sie heute verfolgen und zu dieser Verfolgung kann man nur den einen Grund finden, daß sie nicht selbst mitwirkten, daß sie ruhig bekamen, was sie lieber genommen, lieber sich selbst gegeben als geschenktweise erhalten hätten.

Antonio Bernardo da Costa Cabral wurde im Jahre 1803 zu Fornos de Algodra, Provinz Ober-Beira, geboren und gehört einer zwar nicht alt-adeligen, aber begüterten Familie an. Sein Vater gab allen seinen Söhnen eine bessere Erziehung, als es gewöhnlich in Portugal der Fall ist; drei von ihnen waren schon in ihrer Jugend Mitglieder der Cortes und bekleideten die bedeutendsten Aemter in der Magistratur und beim Tribunal des öffentlichen Schazes. Antonio Bernardo begann in seinem fünf-

zehnten Jahre die höheren Studien an der Universität zu Coimbra und erhielt nach fünf Jahren die juridische Doctorwürde. Dann wählte er den Advokatenstand, den er jedoch bald auf Wunsch seiner Familie aufgab, um sich der Magistratur zu widmen. Zuerst zum Richter in Fora de Perella ernannt, ward er darauf eines der Mitglieder des in Terceira errichteten Gerichtshofes und während der Regentschaft daselbst als Beisitzer des obersten Kriegsrathes bestellt. Dom Pedro, der ihn später in Oporto als Secretär des General-Auditors der Armee fand, gab ihm die königliche Prokuratur bei dem Obertribunal dieser Stadt. Hierauf ward er Richter des ersten Gerichtshofs der Agoren und dann des Obertribunals von Lissabon. Als am 7. März 1838 Soares Baldeira in Folge stets zunehmender Anarchie seiner Stelle entsetzt ward, kam Costa Cabral an die Spitze der Verwaltung. Hier eröffnete sich ihm eine glänzende Gelegenheit, jene Energie zu entwickeln, von der er später so viele Beweise gegeben. Die Hauptstadt, den Excessen eines anarchischen Zustandes Preis gegeben, befand sich in völliger Unordnung; alle gesetzlichen

Verhältnisse waren der Auflösung nahe; den Ministern, die diesem Zustande abzuhelpfen suchten, fehlte es an Muth und Talent; die Börse und alle Kaufmannsläden waren geschlossen, keine Geschäfte wurden mehr gemacht, die ganze Bevölkerung stand unter den Waffen und verstärkte die zwanzig Bataillone der National-Garde, die größtentheils aus den eraltirtesten Revolutionärs bestanden und nur von ihresgleichen angeführt wurden; selbst dem Throne drohte Gefahr. Da ergriff Costa Cabral mit kräftiger Hand die Zügel der Verwaltung, fünf Tage darauf waren alle Meuterer entdeckt, entwaffnet und Lissabon sah den Tagen der Unordnung und Gesetzlosigkeit die vollkommenste Ruhe und Sicherheit folgen. Costa Cabral war seit 1835 beständig Mitglied des Parlaments gewesen, seine Stellung in demselben war bald bedeutend, und 1839 hatten seine Verdienste vom letzten Jahre ihm einen solchen Ruf gegeben, daß, obwohl er noch jung war, die Königin ihn in den Ministerrath berief und mit dem Portefeuille der Justiz und geistlichen Angelegenheiten beauftragte. Durch königliches Dekret vom 28. Januar 1842 seiner Stelle

wegen der Bewegung des Vorabends dieses Tages (die durch telegraphische Depesche eben in Lissabon bekannt geworden) verlustig erklärt, trat er im nächstfolgenden März wieder in das Cabinet als Minister des Innern. Ihm verdanken die Portugiesen mehrere der wichtigsten Gesetze, die von ihm entworfen und eingeführt wurden: eine Reform des Gerichtswesens, ein Gesetz über das Verwaltungswesen und eine neue Organisation der Nationalgarde. Während des Bestehens der Ministerien, deren Mitglied er war, wurden die politischen Verbindungen mit den nordischen Mächten eröffnet und wieder hergestellt, Unterhandlungen mit der römischen Curie angeknüpft, Tractate über den Handel im Allgemeinen und den Sklavenhandel mit England und ein Handels- und Navigations-Vertrag mit den nordamerikanischen Freistaaten abgeschlossen. Auf seine große Majorität gestützt, fährt Costa Cabral noch heute fort, den Kammern Vorschläge zu machen, die ein geregeltes Ersparsystem einführen und allerlei Mißbräuche abschaffen sollen; eine Richtschnur der innern Administration und Maßregeln für die öffentliche Sicherheit beschäftigen ihn

gleichfalls. In letzter Zeit hat er eine Commission aus den unterrichtesthsten Deputirten und intelligentesten Männern zusammengesetzt, den öffentlichen Unterricht zu organisiren; ihre Arbeiten sind bereits bedeutend vorgeschritten und während der nächsten Sitzungen (1843) soll ein hierauf bezügliches Gesetz den Kammern vorgelegt werden. Die Wege und Verbindungen im Innern des Landes, diese wichtige, in Portugal so vernachlässigte Branche, ist ein Gegenstand der besondern Sorgfalt dieses thätigen Ministers, ungeachtet der vielen Schwierigkeiten, die eine mehr als halbhundertjährige Degradation, zerrüttete Finanzen und ein gebirgiges, felsiges Land nothwendig darbieten müssen. Alles, mit Einem Worte, berechtigt zur Hoffnung, daß unter einer so kräftigen Verwaltung, die im innigsten Einklange zur Krone steht, dieses schöne, von Gott so reich begabte Land aus seinem lethargischen Zustande sich erheben wird, wenn nur die Intriguen und die widersinnige Opposition jener Leute und Fractionen, die für monarchisch und ordnungsliebend gelten wollen, nicht den Gang der Regierung hemmen und ihre segensvollen Maßregeln hinauschieben oder zerstören.

Die erste Erscheinung Costa Cabral's bietet viel Aehnlichkeit mit Thiers; dieselbe leichte Auffassung, lebendige Beweglichkeit, Freude am Ringen und Wagen fällt in Beiden um so mehr auf, als dieß bei den jetzigen Staatsmännern constitutioneller, wie absoluter Staaten seltne Eigenschaften sind. Auch im Aeußern sind sie nicht unähnlich; die kleine schwächliche Taille, das glühende vibrirende Auge, der feurige Blick, die leidende Gesichtsfarbe, die von Wachen und Arbeiten zeugt und auf innere Aufzehrung deutet. Wird die Unterredung warm oder wendet sie sich nach einem Lieblings Thema, dann ist an Beiden dasselbe leidenschaftliche Aufwallen bemerklich, ein begeistertes Zucken, eine nahe liegende Fähigkeit zu hohem Enthusiasmus. Nur in der Kammer ist ihre Haltung verschieden, und es wäre dem portugiesischen Minister etwas von der ironischen Ruhe zu wünschen, die bei heftigen Angriffen Einzelner oder stürmischem Aufbrausen Vieler den Deputirten von Aix nie verläßt. Allerdings mag es schwerer sein, im Kloster von San Bento ruhig zu bleiben, als während der Attaquen im Pallaste Bourbon, denn vom Luxemburg kann

nicht die Rede sein; die gravitätischen Herren Pairs von Frankreich sind immer artig und ihre Entgegnungen selten böse gemeint, geschweige denn beleidigend. Aber auch die französische Deputirtenkammer ist wohlzogener, manierlicher, sie bewegt sich auf dem Parquet und auf Teppichen, und wenn sie noch so sehr schreit oder tobt, so bleiben es immer die lebenswürdigen Vertreter einer fein gebildeten Nation; sie werden nie pöbelhaft, ihre Angriffe, mit seltener Ausnahme, sind elegante, spitze Pariser Klagen, Waffen der guten Gesellschaft, nicht dicke Kolben oder schwere Knüppel, mit denen grob und verb hın und her geschlagen und gestoßen wird. Das mag es Thiers leichter machen, ruhig zu bleiben und durch seine Ruhe zu imponiren. Von manchen vereinzeltten Ausfällen, die ihn hie und da apostrophiren, nimmt er keine Notiz oder lächelt fein und antwortet später durch einen Wig; wird er gestört, überschrien, so kann er abwarten, ein Glas Zuckerwasser trinken und auf der Tribüne mit gekreuzten Armen ruhig dastehen, bis er wieder angehört wird und dann da fortfährt, wo er abgebrochen hat. Die portugiesischen Kammern, sowohl

die Erblüche als die Elective, sind wahrscheinlich in der Ausübung ihrer Rechte noch zu neu, um sie gehörig würdigen, ihre Reden abhobeln, deren Ausdrücke von Schmutz und Schlacke befreien zu können. Daher scheint es oft weniger der Salon einer gebildeten Versammlung, als die Taverne eines tumultuarischen Clubs; von Sammt und Seide und feinem Auftreten ist hier nicht mehr die Rede, man bewegt sich auf der Gasse und bewirft sich mit Roth und Plastersteinen; statt des attischen Salzes verbrämt man die Reden mit den größten Schimpfworten, des gros mots. Da sagt ein Oppositionsmitglied einem Minister der Krone: „Unter Deiner Verwaltung ist Alles Concussion und Simonie“; der Minister erhebt sich und schreit dazwischen: „Als Du im Cabinet warst, stahlst Du noch viel toller!“ — „Nein“, ruft der Andere, „Du bist der größte Dieb.“ Der Präsident klingelt vergeblich mit aller Kraft seines Armes, Keiner gibt darauf Acht oder hört des Andern Wort; die Meisten erheben sich, drehen sich um einzelne Bänke und peroriren durch einander, während die Gallerie, von oben laut einfallend, diesen Sabbath accompagnirt. Daß bei

einer solchen Zucht ein eifriger und thätiger Rathgeber der Krone nicht immer kaltes Blut behält, wird Niemand wundern, besonders wenn man erwägt, daß portugiesisches Blut in seinen Adern fließt. Ich selbst hatte Gelegenheit, einer solchen Sitzung beizuwohnen und hätte gern neben Costa Cabral gestanden, um ihm das obligate Zuckerrwasser einzugeben, so oft er sich erhitzte und überschrie, was so häufig geschah, daß ihm endlich die Stimme ausging. Es war in der Pairskammer; mehrere Redner hatten bereits gesprochen; den Gegenstand der Tagesordnung habe ich leider vergessen. Einer nach dem Andern griff den Minister des Innern an, Jeder verber als sein Vorgänger, als wollten sie sich überbieten, so daß die Attaquen vollkommen crescendo gingen, und endlich zum Schlusse ergoß sich der Graf von Lavrado in eine Fluth unparlamentarischer Persönlichkeiten, die er mit schwacher Stimme vor sich hin flüsterte und die man im Munde eines Diplomaten und Mannes von Welt gewiß nicht erwartet hätte. An demselben Tage war in der erblichen Kammer die Aufnahme der migueлистischen Pairs besprochen worden, eine für Portugal wichtige und um so zartere

Frage, als jene Pairs, die im Hause des Herzogs von Cadaval die bekannte Adresse an Dom Miguel (zur unbeschränkten Annahme des Thrones) unterzeichneten, sämmtlich zu den größten Häusern des Landes gehören, in demselben noch heute, und zum Theil sehr bedeutend, begütert sind und mit den meisten in der Kammer sitzenden Pairs in vielfacher, verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Dem ungeachtet wurden mehrere dieser Herren bei ihren Namen genannt, als meineidig und Verräther bezeichnet, trotz Amnestie und Klingel des Präsidenten.

Dieser grobe Ton dehnt sich auf Alles aus, was zum Gebiete der Politik gehört, und ist um so auffallender, da die Portugiesen, wie alle südlichen Völker Europas, und noch mehr als die übrigen, einen durch alle wohlhabenden Stände allgemein verbreiteten, gesellschaftlichen Schlift besitzen. Ungeachtet der krassen Ignoranz, die nur in Folge der letzten politischen Auswanderungen bei Einzelnen aufhörte, und trotz einer, bei uns unbekannten, sehr häufigen Corruption und Verfehrtheit moralischer und politischer Begriffe, findet man doch eine zwar oberflächliche, aber ziemlich generelle

Bildung, liebenswürdigen Ton, feinen Anstrich und eine angenehme Art sich zu präsentiren, — Alles Dinge, die den gelehrtesten, tüchtigsten und biedersten Männern unseres vortrefflichen Vaterlandes großentheils in bedeutendem Maße abgehen. Diese leichte, freundliche Maske des Portugiesen fällt aber wie schlechte Glasur ab, sobald politische Leidenschaften ins Spiel treten; sein angenehm lächelndes Gesicht verzieht sich dann schnell zur boshaften, häßlichen Frage; er kann nicht mehr gleichgültig bleiben, verfällt vom Hundertsten ins Tausendste, häuft Insulte auf Insurie, und das Alles in so kolossalem Maßstabe, daß es gar keinen Eindruck mehr hervorbringt. Während der Juni-Wahlen 1842 hatte ein gewählter Wähler *) aus Estremadura für das Ministerium votirt, während seine politischen Freunde das Gegentheil von ihm erwarteten. Tags darauf stand in der Revolução de Setembro,

*) Bekanntlich sind in Portugal die Wahlen doppelt; jede der sieben Provinzen wählt eine Anzahl Wähler, die dann die Deputirten für die Provinz durch Listen in öffentlichem Scrutin wählen.

dem Organ der Septembristen, mit wahrer Runenschrift folgender Bannfluch: „Wegen Verraths und Treulosigkeit an seinen politischen Freunden, wegen Beschimpfung des Electoral-Collegiums von Estremadura, wegen der schädlichsten aller Regierungen geleisteter Beihülfe und Dienste, ist der öffentlichen Verachtung Preis gegeben: João Antonio Rodrigues de Miranda, Richter des Districts von Thomar.“

Während meines Aufenthaltes in Lissabon fand die Eröffnung der Kammern statt. Alles sah mit um so größerer Spannung diesem Tage entgegen, als seit Wiederherstellung der Carta es das erstemal war, daß die Deputirten, und seit sechs Jahren das erstemal, daß die Pairs sich versammeln sollten. Zwar hatten sich die Wahlen als überwiegend ministeriell ausgewiesen, doch schien sich hierauf noch kein allgemeines Vertrauen begründen zu wollen. Beunruhigende Gerüchte wurden ausgesprengt, von einem Aufstande der Anarchisten gesprochen und bis in die höchsten Stände Zweifel in die nächste Zukunft verbreitet, die um so mehr Anklang fanden, als man in convulsivisch bewegten Ländern immer geneigter ist, das Außerordentliche als wahrscheinlich anzu-

nehmen. Mehrere Herren vom diplomatischen Corps glaubten noch wenige Tage zuvor mit fester Zuversicht, daß man auf einem Vulkane herumsteige. Dem ungeachtet ging Alles sehr friedlich vor sich und das so gefährdet geglaubte Ministerium hat sich seit dieser Zeit täglich befestigt.

Am Morgen des 10. Juli fuhren wir beim herrlichsten Wetter durch die festlich gepuzten Straßen, die gepfropft voll Menschen waren. Von vielen Fenstern hingen Teppiche und flatterten Fahnen in den neuen Nationalfarben *). Das ungarische Kleid des Grafen Teleky zog viele neugierige, mitunter sehr schöne Blicke auf sich. In den meisten Straßen machte das Linienmilitär und die Municipalgarde Spalier; beide wetteiferten in Eleganz. Die Kammern versammeln sich in der ehemaligen Benedictiner-Abtei San Bento, die in einen National-Palast umgewandelt ist; 1821 kamen sie bekanntlich in

*) Die alten portugiesischen Reichsfarben, blau und roth, wurden auf der Insel Terceira in blau und weiß verändert, um Irrungen, besonders der Flaggen, vorzubeugen, da die Riguelisten erstere beibehalten hatten.

Necessidades zusammen. San Bento liegt auf der Terrasse von Estrella, zwischen Alcántara und D Mejo; es ist ein großes Gebäude, dessen Hauptfacade 150 Fuß mißt. Zur Zeit seiner geistlichen Bewohner wurden die königlichen Archive (Torre do Tombo) und die der diplomatischen Schule darin aufbewahrt, und hiezu die feuerfesten Gewölbe unter der Abtei verwendet. Jetzt enthält dieses Kloster die Säle für beide Kammern und deren Bureaux. Die Deputirten occupiren eine mit Tribunen umgebene große Halle, in der die Königin die Kammern eröffnet. Soll diese Feierlichkeit vor sich gehen, so wird der Präsidentenstuhl weggeschafft und ein Thron sammt Baldachin an seiner Stelle aufgeschlagen. Die Pairs nehmen die Hälfte rechts vom Throne ein, die Deputirten sitzen links; der mittlere Raum bleibt für das königliche Cortège offen. Die beiden Tribunen auf der Thronseite sind für den Hof und das diplomatische Corps reservirt; die an den drei übrigen Wänden sind für das Publikum; es werden wie überall Billets zu denselben ausgetheilt. Die diplomatische Tribune war sehr voll, ein Umstand, der gewiß von Allen bemerkt wurde, da es in frühe-

ren Jahren schwerer möglich gewesen wäre. Den ersten Rang nahm der schwarze Talar Monsignor Capaccinis ein; sein geistreiches Gesicht war in die ruhigsten und gutmüthigsten Falten gelegt; hinter ihm guckte die scharf geschnittene, ascetische Physiognomie des Abbate Bizzardelli hervor, und Capaccini zunächst, blickte aus weißer Uniform das südlich gewordene Antlitz des österreichischen Diplomaten. Daneben stand Lord Howard gleichmüthig lächelnd und zufrieden vor sich hin blickend, während der magere, strickartige Hals und das Geiergesicht Aguilers, des Esparteristischen Agenten, sich in seine Nähe zu drängen trachtete. Auch die Farben meines Vaterlandes waren seit Kurzem da zu sehen, ein als Kunstkenner bekannter Missions-Chef und ein eben debarquirter eleganter junger Secretair, Sohn eines berühmten Professors. Schweden, Dänemark, Belgien, Holland, Brasilien und Sardinien (ich hoffe nichts vergessen zu haben) hatten auch ihre Repräsentanten, und ein junger härtiger Blondin stellte Frankreich vor, wie man mir sagte. Nach einigen Augenblicken durchschritt die Kaiserin die diplomatische Tribune, um sich in die ihrige zu begeben; ihr

Obersthofmeister, der Marquis de Rezende, ein altes, kleines, besterntes Männchen, hatte die Ehre sie zu führen. Sie trug ein mit Diamanten besätes Trauerkleid und auf der Brust Dom Pedros Portrait mit großen Brillanten umgeben. Viele Deputirte hatten sich bereits versammelt, saßen auf ihren Bänken oder gruppirtten sich um einzelne Führer. Mehrere von ihnen waren in Uniform, die Mitglieder der Tribunale in schwarzer Robe, die Geistlichen im Talar, die Meisten jedoch im bürgerlichen Frack. Alle schienen eine gewisse Ungezwungenheit zu affectiren und stachen dadurch um so mehr gegen die feierliche Grandezza der Pairs ab, die im altspanischen Costüme von schwarzem Sammt und (echtem oder falschem) Hermelin, sich auf ihren Lehnstühlen drappirten oder gravitatisch einherkollirten. Es ist heut zu Tage sehr schwer geworden, mittelalterliche Tracht würdevoll zu tragen, ohne lächerlich zu werden, da man leicht von einem Extrem ins andere fällt, entweder einem Theaterprinzen oder Kleiderstocke gleicht; dieß war wohl auch bei den guten portugiesischen Pairs mit geringer Ausnahme der Fall; zu den letzteren gehörte unbedingt der Herzog

von Terceira; der sah aus wie das Ahnenbild irgend eines großen Kronfeldherrn, der auf sein Schwert vertraut und auf Alle, die davon abhängen. Auch der Herzog von Palmella kam mir recht stattlich vor, wie bereits erwähnt; er hatte die Vorsicht gebraucht, seinen vorgerückten Präsidentenstuhl etwas erhöhen zu lassen; nur wäre vielleicht zu raten gewesen, diesen Stuhl mit einem neuen Stoffe zu überziehen, da der alte blaugrün, fahl und abgeschossen schillerte. Schon lange vor Eröffnung saß der edle Herzog ganz vornehm darauf; die große Colane des goldenen Bließes wiegte sich imposant über Spitzenkrause, Hermelinkragen und einem Firmamente von Sternen. In seiner Nähe stand sein Schwager, der Graf von Villa Real, mit vornehmen Gesicht und kahler, hoher Stirne. Doch vergeblich blickte ich mich nach dem Schönsten um, dem dieser Anzug gewiß herrlich gestanden hätte. Der Marquis von Loulé in der Tracht der Granden Philipps des Zweiten muß wie Bodingham aussehen, oder wie der Geliebte aller galanten Königinnen alter Ritterzeiten. Doch war er leider nicht da und erst später konnte ich den fast menschenscheu gewordenen

wunderschönen Portugiesen sehen, bei dessen Anblick es mir klar ward, daß er so viele Weiberköpfe verdrehen mußte. Wir sahen eine Weile auf dieses bunte Gewimmel herab, in dem ein schmaler Gang drei Jahrhunderte zu trennen schien, als einige Kanonenschüsse die Abfahrt Ihrer Majestäten verkündigten. Alles beeilte sich seine Plätze einzunehmen; mehrere der Herren, die in den Couloirs und Sprechzimmern gewesen, erschienen hastig im Saale und alle Blicke wandten sich nach den zwei Häuptionern des Cabinet's, die eben den Ministerialbänken zuschritten. Terceira war so ruhig und kaltblütig, als ritte er auf dem Schlachtfelde dem Feinde entgegen; in den Augen, im Ausdrücke, in der ganzen Figur des Andern schien vom Wirbel bis zur Ferse Alles zu gähren und zu arbeiten.

Endlich verrieth ein gewisses Drängen und Klästern die Annäherung der königlichen Herrschaften. Alles erhob sich und gleich darauf zeigten sich am Mittelthor die Huissiers mit ihren silbernen Keulen; hierauf folgten paarweise die Reichsherolde im Wappenrothe von Portugal und Algarbien und ihre Poursuivans im Farbenkleide des vierzehnten

Jahrhunderts, die Großoffiziere des königlichen Hauses, die Hofdamen der Königin, das Reichsbanner und das königliche Schwert, zuletzt die Verfassungs-Urkunde. Die Königin erschien darauf in rosenfarbenem Schleppkleide von schwerem Seidenstoffe, in Farben und Gold gestickt und wörtlich mit den prachtvollsten Juwelen beider Hemisphären bedeckt. Ein Diadem und eine kleine geschlossene Krone von Brillanten schmückten ihr jugendliches Haupt. Ihre Majestät gab dem Könige den Arm und war sichtbar bewegt. Sie durchschritt mit vieler Würde den Saal, bestieg den Thron und setzte sich zur Rechten. Der König nahm ihr zur Seite Platz; er trug die portugiesische Feldmarschalls-Uniform und die königliche Decoration der drei vereinten alten Ritter-Orden. Der kriegerische Schmuck stand seiner schlanken, hübschen Gestalt sehr wohl. Als die Königin sich niedergelassen, näherte sich Costa Cabral dem Throne, beugte ein Knie und überreichte Ihrer Majestät die Thronrede. Sie las mit wohlklingender, Anfangs etwas befangener Stimme, die jedoch bald fester wurde:

„Würdige Pairs des Reichs und Herren De-

putirte der portugiesischen Nation! Der National-Wille, der sich in diesen Reichen frei ausgesprochen, bestimmte Mich, eine heilige Pflicht zu erfüllen und die constitutionelle Carta der Monarchie, wie sie von Meinem Erlauchten Vater, sehnsuchtsvollen Andenkens *), gegeben worden, als Grundgesetz des Staates für in Kraft bestehend zu erklären. Ihre Aufgabe ist, sie zu befestigen und Ich habe die Zuversicht, daß Sie dieselbe erfüllen werden. Ich fahre fort, von den Souverainen, Meinen Allirten, befriedigende Versicherungen von Freundschaft und Eintracht zu erhalten, und Meine Regierung trachtet unaufhörlich, unsere politischen und Handels-Verbindungen auszudehnen. Ich habe mit großer Genugthuung den Internuntius Seiner Heiligkeit an diesen Hof gekommen sehen. Die vielen Tugenden und die Weisheit des heiligen Vaters sind eine sichere Bürgschaft der Eintracht, sowie dafür, daß die lusitanische Kirche, unbeschadet der Kronpräro-

*) Da saudosa memoria; — saudade = Sehnsucht; ein Wort, das nur die deutsche und die portugiesische Sprache besitzen.

gative, die Meine Regierung stets aufrecht halten muß, fortan den zur Wahrung der öffentlichen Ordnung und der Gewissensruhe so nöthigen Frieden genießen werde. Gleichfalls mit großem Vergnügen zeige Ich Ihnen an, daß die Repräsentanten der Könige von Preußen und Sardinien an diesem Hofe angelangt sind und ihre Creditive überreicht haben. Zwei Verträge, die Ich mit Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien abgeschlossen, sind unterzeichnet und werden nach erfolgter Ratification Ihnen sogleich vorgelegt werden. Einer derselben bezweckt die Unterdrückung des Sklavenhandels, der andere die Befestigung der gegenseitigen Handels- und Schiffahrts-Verhältnisse. Das Budget der Einnahmen und Ausgaben für das laufende Finanzjahr wird Ihnen vorgelegt werden. Ich versehe Mich zu dem Patriotismus der Cortes alles Eifers in Erfüllung ihrer Obliegenheiten, auf daß die Grundlage des Finanzsystems festgestellt, die wichtigen Hülfquellen Unserer überseeischen Besitzungen von Neuem entwickelt und alle Zweige der Verwaltung dieses Reichs immer verbessert werden mögen. Die Sitzung ist eröffnet."

Diese Thronrede konnte am Ende so ziemlich wie alle Thronreden nicht viel besonders Wichtiges und Erhebliches sagen, doch ist die Weise, in der von der Revolution von Oporto und der Wiederherstellung der Carta gesprochen wird, gewiß klug und tactvoll, obwohl die Opposition kritisirte, daß von Spontaneität der Nation zu Gunsten der Carta die Rede ist. Im Ganzen waren fünf und zwanzig bis dreißig Pairs und eine vielleicht um die Hälfte größere Anzahl Deputirte gegenwärtig. Von Ersteren fehlten Mehrere ohne besondern Grund, Andere, weil sie Stellen in den Provinzen oder im Auslande bekleiden, wie der Marschall Marquis von Saldanha in Wien, der Visconde de Carreira in Paris, die Barone von Moncorvo und Renduffe in London und Berlin, und der alte Graf von Terena, beständiger Rector der Universität Coimbra. Auch alle Deputirte waren noch nicht eingetroffen und siebzehn Wahlen sollten wiederholt werden, die die Minister cumulirten. Dieses Cumuliren der Wahlen ist bei politischen Notabilitäten eine Art Eitelkeitsache geworden, die manchmal auf ganz abnorme Weise ausartet. Während in der fran-

zöfischen Kammer wenige Doppelwahlen und nur ausnahmsweise dreifache vorkommen, ist es in Portugal durchaus gewöhnlich, daß Parteihäupter oder Minister von fünf bis sechs der sieben Electoral-Collegien gewählt werden, was im selben Verhältnisse steht, als wenn in Frankreich ein Deputirter die Stimme von ein paar hundert Wahlbezirken vereinte. Diese Cumulation wird dann als ein Ehrentitel bei allen Gelegenheiten angeführt und man hört nicht selten auch verständige Leute ausrufen: dieser oder jener Minister, ihr Freund, habe alle Stimmen des Reichs, bis auf Eine, während seine bevorzugtesten Gegner nur vier oder fünf Wahlen aufzuweisen hätten. Noch sonderbarer ist, daß dieselben Wähler auf dieselben Listen die Namen diametral entgegenstehender Candidaten setzen, so daß z. B. der Minister Costa-Cabral und sein caritistischer Antagonist Rodrigo da Fonseca Magalhães von demselben Collegium und denselben Wählern zu gleicher Zeit gewählt werden. Mit den gewöhnlichen Begriffen auch noch so corrupter und verwidelter Electoral-Manipulationen kommt man übrigens in Portugal nicht aus, da die geringe

Anzahl Wahl-Collegien und die doppelten Wahlen dem gouvernementalen Einflusse eine ganz verschiedene, doppelte Richtung geben, die sich zuerst auf große Massen ausdehnt und dann auf wenige Personen beschränkt. Es werden daher wohl zuerst die in England üblichen Stärkungsmittel der nüchternen Volkshäufen bei der Wahl der Wähler vorgenommen, worauf wahrscheinlich die in Frankreich sprichwörtlich gewordene Agiotage mit Tabakbureau, halben und ganzen Stipendien und dergleichen mehr an die Reihe kommt und eine ähnliche, den Umständen zugerichtete Anwendung finden mag. Dieses doppelte Näherwerk der Electoral-Maschine complicirt natürlich die Einwirkung auf die Wahlen von Seite der Regierung. Diese Einwirkung bleibt aber dennoch nothwendiger als in vielen anderen Ländern, da durch die beständigen Machinationen der Clubs und geheimen Gesellschaften und die rastlose Thätigkeit vieler politischer Intriganten, bei einem theilnahmlosen Zusehen und Gewähren von Seite der Regierung, nicht der Willensausdruck der Majorität, sondern das Resultat ränkevoller Combinationen sich aus den Electoral-Urnen ergeben

würde. Daß diese Einmischung der Regierung, die übrigens öffentlich statt findet, eine oft schief schenende, mit den gewöhnlichen Verhältnissen noch so verwickelter Wahl=Operationen unvereinbare Wendung nimmt, ist die natürliche Folge eines so verkehrten Systems. Hierin erlebt man in Portugal die sonderbarsten Fälle; so traf es sich, daß während der Juni=Wahlen 1842 in Lissabon vierzehn Oppositions= und sechs ministerielle Deputirte von denselben Wählern auf einmal gewählt wurden; als nun Jemand sich wunderte, daß auch nur ein einziger ministerieller Name aus dem Scrutin hervorgehen könne, sobald die Majorität des Wahl=Collegiums aus Gegnern der Regierung bestehe, erwiederte ein hochstehender ministerieller Portugiese ganz unbefangen, das komme daher, weil man mit den Chefs der Opposition im Wahl=Collegium der Hauptstadt unterhandelt und von ihnen verlangt habe, daß sie zu ihren vierzehn Freunden noch sechs Gegner, worunter drei Minister, zuschreiben möchten, was sie denn auch gutwillig thaten.

Trotz dieser verwirrten Methode ist die Deputirtenkammer besser zusammengesetzt, als, besonders

im Verhältnisse zur Pairskammer, angenommen werden könnte. Ich habe später mehrere junge Redner gehört, die sich mit vielem Anstande auf eine oratorisch tabellose Weise ausdrückten, obwohl vielleicht das südliche Feuer sich manchmal zu sehr Luft machte; doch ist dieß um so mehr zu vergeben, als sie in dem nicht akustisch gebauten Saale nothwendig die Stimme bis zur Anstrengung erheben müssen und von ihren Plätzen aus sprechen. Der Präsident, der allerdings größtentheils zum Schweigen bestimmt ist, sitzt in der Mitte der einen langen Seite des länglichen Biercks, also an dem für die Stimme unvortheilhaftesten Plage. Die Redner wenden sich an ihn und sprechen ihn an, wiederholen aber das: Senhor Presidente! alle Augenblicke bis zum Uebermaße, wahrscheinlich, um die Lücken der Gedanken oder des Gedächtnisses auszufüllen. Bei Eröffnung der Kammern hieß es, Padre Marco, der Almosenier der Königin, habe viel Hoffnung, Präsident der Deputirtenkammer zu werden; es wurde jedoch nichts daraus, und ein betagter Mann von friedlichem Aussehen nahm diese Stelle ein; ich habe seinen Namen vergessen. Die Ernennung

des Präsidenten geschieht durch die Krone aus fünf ihr vorgeschlagenen Candidaten.

Im linken Flügel des Klosters San Bento befindet sich die Pairskammer; sie ist klein, unansehnlich und entbehrt der Würde, die der ersten Versammlung des Reiches gebührt. Ein elend gepinselttes Bild der regierenden Königin, trauriges Probestück portugiesischer Kunst, ist die einzige Zierde desselben; darunter thront der Herzog von Palmella als Präsident, auf dem abgeschossenen Lehnstuhl, den ich während der Eröffnung der Kammern bemerkt und der bei feierlichen Gelegenheiten nach der andern Kammer transportirt wird. Die Pairs sitzen auf amphitheatralisch geordneten Bänken, haben Pulte vor sich und sprechen von ihren Plätzen aus, indem sie ebenfalls den Präsidenten anreden, was doch in einer Pairskammer unpassend scheint. Die einzige Tribune ist im Saale selbst, dem Präsidentenstuhl gegenüber, hinter den Bänken angebracht und nur wenige Zolle darüber erhoben, wie die reservirte Fremdentribune des Unterhauses, so daß sich das Publikum in naher Berührung mit den Pairs befindet. Ein kleiner Verschlag, zu dem man

sich durchdrängen muß, führt am Ende der öffentlichen zur diplomatischen Tribune. Die Pairs erscheinen in bürgerlichen Morgenkleidern, gehen aus und ein, setzen sich oft, wo es ihnen beliebt, und benehmen sich ziemlich *sans façons*. Unter den Präsidentensitz gruppiren sich manchmal Deputirte, die als Zuhörer die erste Kammer besuchen, und Verwandte der Pairs lehnen sich an die beiden Thüren, die vom Saale in die *Couloirs* und *Bureaux* führen. Kein einziger der Herren Pairs schien mir ein ausgezeichneter Redner zu sein; der Herzog von Palmella, der manchmal seinen erhöhten Platz verläßt, um als Pair das Wort zu nehmen, *gesticulirt* zu lebhaft, zu italienisch und nicht würdevoll genug; auch spricht er zu schnell und erhebt sich nicht über den gewöhnlichen *Conversationston*. Der Graf von Larradio war entweder heiser oder ist von Natur aus mit einer zu schwachen Stimme begabt; er verfällt oft, wie ich bereits erwähnt, in unparlamentarische Ausbrüche und unzarte Persönlichkeiten, die bei einem leidenschaftlichen Schreier weniger auffallen würden, so aber ein Ansehen von kalter Ueberlegung und Ungezogenheit annehmen;

seine unschönen Gesichtszüge verziehen sich in diesen Augenblicken zu einem widrigen Ausdrücke von Hinterlist und Falschheit. Der Graf von Villa Real ist ein braver Mann, doch zum Redner gewiß nicht geboren, beweist wohl auch manchesmal das Gegentheil von dem, was er sich Anfangs vorgenommen haben mag, wo dann erstaunte Blicke seiner politischen Freunde ihn wieder ins Geleise führen. Einer der unermüdblichsten Sprecher ist der Graf von Taipa, Chef des alten Hauses Camara; er machte dem Ministerium eine wüthende Opposition und schrie dabei so laut und mit so unglaublicher Geberde, daß er eher dem Redner eines irischen Meetings glich, der unter freiem Himmel vom Wagen herab donnert, als dem edlen Pair einer mit Excellenz angerebenten Versammlung. Ein Vicomte de Laborim, der stets sehr selbstgefällig und viel sprach, ergriff u. A. eines Tages das Wort so oft, daß ihm der Präsident bemerkte, er solle doch auch Andere an die Reihe kommen lassen. Es ist mir an ihm nur aufgefallen, daß er die unplastische Gewohnheit zu haben scheint, während seiner Reden beide Hände auf einem Theile ruhen zu lassen, den

der geschmacklose, aber züchtige Frack unserer Tage mittelst herabhängender Schöße bedeckt. Der schöne Marquis von Loulé flötete auch einigemal, doch mit so sanfter Stimme und verschämt gesenkten Augen, daß der Erfolg bei einer Liebeserklärung unbedingt vollkommener gewesen wäre; doch sei dieß ohne Tadel oder boshafter Absicht gesagt; denn der Marquis ist ein liebenswürdiger und ausgezeichnete Cavalier. Sa da Bandeira, der zusammengeschossene bekannte General, ist, mir unerklärlicher Weise, einer der Chefs der Septembristen. Seine Wunden haben ihn taub gemacht, so daß er, um besser hören zu können, seinen Platz verläßt und sich dicht an die Redner stellt, denen er scharf auf den Mund sieht, was sich sonderbar genug ausnimmt, besonders wenn seine Gegner sprechen. Er stottert und verwickelt sich etwas, doch ist er so ehrenwerth, daß man es ihm vergeben muß. Ich fand in ihm einen Mann von ausgebreiteten und vielseitigen Kenntnissen. Besonders scheint er sich mit Kriegs- und Naturgeschichte viel abzugeben, so selten diese zwei Wissenschaften sonst in Einem Kopfe vereinigt anzutreffen sein mögen. Den Her-

zog von Terceira hörte ich zufällig in der Kammer nie sprechen; die anderen Pairs, die hie und da austraten, sind im übrigen Europa beinahe gar nicht bekannt. Für das Ministerium socht und antwortete meist Costa Cabral und schien mir so ziemlich die Stelle einzunehmen, die Nothomb mit ebenso viel Glück als Geschick in Belgien behauptet.

Nachdem die Königin die Thronrede gelesen hatte, erhob sie sich und verließ den Saal am Arme ihres königlichen Gemahls, in derselben Ordnung, wie sie gekommen. In den Vorhallen und Gängen drängten sich viele Personen um Ihre Majestäten, Ihnen nach der Hoffitte die Hände zu küssen. Das königliche Paar bestieg hierauf einen schönen englischen Coupé, gelb mit weißem Atlas gefüttert. Sechs prachtvolle Schimmel portugiesischer Race waren vorgespannt, die ein sehr geschickter englischer Kutscher vom Boock lenkte; ich glaube dieses in seiner Art vorzüglichen Mannes um so mehr erwähnen zu dürfen, als seine Functionen zu

einer äußerst lächerlichen Debatte Anlaß gaben. Die patriotischen Septembristen hatten es nämlich zur Zeit ihres Regiments entwürdigend für ihre Nation gefunden, daß die Königin bei feierlichen Anlässen von einem Briten und nicht von einem Portugiesen kutschirt werde, welcher abgeschmackten Klage auch wirklich einige Zeit nachgegeben worden. Nun hat aber die wieder eingeführte Carta den verdrängten Automedon abermals auf seinen galonirten Sitz gebracht, was unbedingt eine vernünftige Restauration war, da er durch die steilen Straßen mit feurigen Pferden sicherer und besser fährt, als seine portugiesischen Nebenbuhler. Das Stalldepartement, auf das ich jetzt nothwendig überzugehen habe, ist in vortrefflicher Ordnung; es verdankt den guten Einrichtungen und der strengen Disziplin des Herzogs von Terceira ein brillantes Ansehen, das den ersten Marställen auf dem Continente gleich kommt und nur England weichen muß. Der Marschall Herzog, der nebst vielen Aemtern und Würden auch die Stelle eines königlichen Oberst-Stallmeisters bekleidet, bringt mit großer Vorliebe in alle Details dieses Departements. Er war so artig, mich durch

einen seiner Adjutanten überall herumführen zu lassen, und ich hatte Gelegenheit, in den Stallungen und Remisen manches Interessante zu sehen, obwohl bedeutende Einschränkungen auch hier vorgenommen wurden und der Hof nur die nothwendige Anzahl Thiere hält. Bei Necefidabes stehen zum Privatgebrauche Ihrer Majestäten sechzig Pferde, worunter viele englische. Auffallend ist, daß die meisten von grauer oder weißer Farbe sind. Der Stall ist mit englischer Nettigkeit gehalten; die Kausen sind von Eisen, die Troge von Stein und die Ständer mit grüner Oelfarbe sauber angestrichen; unter der Streu ist gestampfter Lehm, was besonders in heißen Ländern sehr anzuempfehlen; alle Gänge sind, wie in England üblich, mit röthlichem Sande aus gestoßenen Ziegeln fein bestreut. Einige Pferde waren von ausgezeichnete Schönheit, darunter ein Vollblut-Hengst, Rob Roy, und ein grauer Halbblut-Hunter, Hector, den der König vorzugsweise reitet. Ein mit vielen Malereien und Vergoldungen bedeckter großer Krönungswagen Johann VI. und einige neue englische Wagen zum Gebrauche der Königin stehen in den Remisen, die zu diesem Stalle

gehören. Am Calvario, nicht weit von der königlichen Villa in Belem ist, in einem von Johann V. hiezu errichteten Gebäude, die merkwürdigste Sammlung alter Wagen aufgestellt, die vielleicht an irgend einem Hofe anzutreffen. Die Galla-Kutsche des Königs Affonso Henriques (reg. von 1128 bis 1185), mit sieben venezianischen Spiegelgläsern, jede acht bis neun Spannen im Gevierte, mit Sizen von brochirtem Goldstoffe, Malereien, Vergoldungen und Aufsätzen von Goldbronze, ist sehr merkwürdig; die Gegenstände von Goldbronze ins besondere gleichen den schönsten Arbeiten im Pariser Or-moulu oder übertreffen sie noch. Daneben steht ein in Brasilien angefertigter häßlicher Kasten Johann VI., der über und über vergoldet ist. Ein gleich reicher Wagen des großen Königs Emanuel ist noch überdies mit guter, erhabener Arbeit bedeckt. Auch des Königs Diniz (reg. von 1279 bis 1325) Galla-Wagen ist hier zu sehen; der Kasten ist auf Goldgrund mit Blumen und Wappenschildern ganz kunstreich bemalt, inwendig ist er mit Goldbrocat ausgefüttert. Eine Reihe zwei- und vierstziger, in Madrid gebauter Wagen brachten

1728 die Infantin von Spanien, D. Maria Anna Victoria, Tochter König Philipp V., nach Portugal, als sie sich mit Joseph I., damals Prinzen von Brasilien *), vermählte. Diese spanischen Wagen sind meist unbequem doch reich, mit Sammt, Treffen und Vergoldungen überladen. Mehrere sonderbare Equipagen, die die Mitte zwischen dem Wagen der römischen Triumphatoren und den modernen Tilburys einnehmen, waren zum Promeniren der Heiligen bei Prozessionen bestimmt. Königl. Kinder- und Esel-Wagen, alte Cabriolets und Caisen, so plump gearbeitet wie Frachtwagen, doch Alle vielfarbig bemalt und vergoldet, stehen auch noch in Menge da; den Schluß machen etliche steife, ungraziose und weniger reiche Wagen, die Johann VI. als Prinz Regent in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Paris anfertigen ließ; sie tragen alle Merkmale der Uebergangs-Periode, als die alte solide Pracht aufgehört hatte und die neue bequeme Eleganz noch nicht erfunden war.

*) Seit 1645 bis 1822 führte der Kronprinz von Portugal den Titel Prinz von Brasilien.

Als ich diesen historischen Wagenskurs durchgemacht hatte, besah ich noch einen sehr gut angelegten Maulthier-Stall, der hoch und lustig, mit frischem Wasser versehen, reinlicher gehalten wird, als polnische Schlösser und russische Kasernen. Siebzig Maulthiere bewohnen ihn; diese Thiere werden bekanntlich in Spanien und Portugal hoch in Ehren gehalten und den königlichen Equipagen oft vorgespannt, was bei großer Hitze, schlechten Wegen und gebirgigen Gegenden recht zweckmäßig ist. Die jetzigen königlichen Herrschaften halten nur diese siebzig Maulthiere und hundert zwanzig Pferde. Zur Zeit König Josephs und seiner Tochter Königin Maria I. bestand der königliche Marstall aus zweitausend Pferden und Maulthieren; Johann VI. schaffte die Hälfte ab, behielt aber doch tausend Stück; Dom Miguel hatte einige hundert. Man begreift nicht, wozu eine so große Quantität verwendet wurde, wenn man nicht weiß, daß nicht nur sämtliche zum Hofstaate gehörige Personen, Offiziere und Beamte höherer Kategorie sich königlicher Züge bedienten, sondern auch beinahe alle Fidalgos und Granden des Reiches es sehr leicht

zu bewirken wußten, auf königliche Kosten von Morgens bis Abends herumkutschirt zu werden. Es war hiezu ein Von des Oberst-Stallmeisters oder selbst untergeordneter Stallbeamten genügend; der wurde in das betreffende Stalldepartement geschickt und dann Jahre lang darauf los gefahren; doch die Schätze von Brasilien waren ja da, die alle Thorheit erlaubten und jede Ausgabe deckten.

Der Kammer-Eröffnung zu Ehren wurden einige Stiergefechte gegeben; ich hatte schon früher mehreren in Lissabon und Alhandra beigewohnt, da ich an diesem Schauspiel großen Reiz finde. Allerdings ist ihre Aufführung in Portugal in jeder Beziehung mittelmäßig und, wie die Gräfin Hahn-Hahn sehr treffend bezeichnet: zu unschuldig. Der Circus in Lissabon, im Campo de Santa Anna, wurde unter Dom Miguel aus Holz gebaut, ist ungefähr so groß, wie der in Cadix, mag hundert fünfzig Eogen haben und fast vielleicht acht- bis zehntausend Zuschauer. Er ist unelegant, ziemlich schlecht gehalten und an der obersten Frise durch hölzerne Trophecn, Vasen und Obeliske verunziert. Jeden zweiten Sonntag geben die Unternehmer ein

Gefecht, das mit großem Wortschwall angekündigt wird. So las ich an einer Straßenede: „Heute wird in dem so wohl gebauten als lieblichen Circus von Santa Anna ein erstaunliches und angenehmes Gefecht von dreizehn wilden und ungeheuren Stieren gegeben werden, wozu das verehrungswürdige Publikum dieser berühmten Metropole eingeladen wird. Stets eifrig in Allem, den Erwartungen der großmüthigen und erhabenen portugiesischen Nation zu entsprechen, die diese Vorstellungen so reichlich aneifert, beehren sich die Unternehmer bekannt zu machen, daß sie weder Mühe noch Auslagen gescheut haben, um sich die erwähnten Stiere zu verschaffen; sie gehören einem sehr reichen Ackerwirth aus Ribatejo, der in seinen Heerden sehr muthige und starke Thiere besitzt und der versprochen hat, sie in den Circus zu schicken, damit sie zu dem Gefechte erscheinen können, das diesen Nachmittag gegeben werden wird.“ Hierauf folgte das Lob der Kaltblütigkeit und überraschenden Gelenkigkeit der Toreadores, dann acht lyrische Stanzas, die Wuth der Thiere, die schrecklichen Stöße ihrer Hörner und die tausend Gefahren des Gefechtes zu besingen; endlich

kam eine Beschreibung des „wunderbaren Feuerwerks“, das dieses „prachtvolle“ Schauspiel beschließen sollte.

Dieser volltönenden Anzeigen ungeachtet, wäre man sehr getäuscht, wenn man mit Begriffen und Erwartungen spanischer Stiergefechte einen portugiesischen Circus beträte. Der Kampf auf Leben und Tod, sowohl für Menschen als Thiere, hat seit der Regierung Königin Maria I. aufgehört und den Gefechten ihr größtes Interesse, ihren schauerlichen Reiz benommen. Auch fällt die Function des Schwertkampfes (espada) weg, daher man selten in Portugal gute Toreadores herانبildet, und die berühmtesten Spanier, wie Montes, und früher Costillares, Perico Corchao, Pepe Illo und Romero, die Kampfplätze des Nachbarlandes nicht betreten. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Portugal war Trigo, ein guter Schwertkämpfer zweiter Ordnung, mit einem jungen Toreador, Schüler Montes', aus Spanien angekommen; ich sah sie in Alhandra und später in Lissabon mitwirken, doch schienen Beide depaysirt, da sie statt des Schwertes nur die kindische Banderille zu führen hatten. Das

portugiesische Stiergefecht fängt, wie das spanische, mit dem Aufzuge an, nur daß die seit einiger Zeit in Spanien üblichen, lächerlichen militärischen Evolutionen in Portugal wegfallen. Wenn der Hof zugegen ist, versteht ein königlicher Bereiter die Stelle des Picadors (portugiesisch: Cavalleiro) und bedient sich guter, mitunter ausgezeichnete Pferde aus dem königlichen Marstalle; mit diesen reitet er zuerst die altspanische Schule ab und salutirt den Hof und das Publikum, was Cortezias do Cavalleiro heißt. Dann wird der Stier losgelassen und vom Cavalleiro empfangen, worauf die Banderilleros (portugiesisch: Capinha) ihn angreifen und mit Hakenstöcken und Banderillen mit oder ohne Raketen so viel wie möglich bespielen. Einige Capinhas sind geschickt, die meisten viel zu plump und furchtsam, obwohl ihnen nicht viel geschehen kann, da der Stier gepolsterte Knöpfe an der Spitze der Hörner trägt. Sie sehen wie ihre spanischen Kollegen aus, nur meist weniger reich gekleidet und tragen auch die Montero nicht, die bekannte schwarzseidene Haarbeutelmütze. Der Cavalleiro hingegen hat in seiner Tracht mit dem

spanischen Picador nichts gemein, und man sieht es dem ganzen Anzuge des ersteren an, daß ihm kein ernstler Kampf bevorsteht. Statt der dicken Kanonensstiefel, die oft noch mit Holz besetzt sind, reitet der Cavalleiro in weißen Gamaschen, die zierliche Rosetten bis über dem Knie fest halten. Hierzu kommt ein altfranzösisches Hoffkleid von schillerndem Sammt oder bunter Seide und ein dreieckiger Hut mit hohen blau und weißen Federn. Der königliche Bereiter, den ich in Alhandra Cavalleirodienste verrichten sah, ritt vortrefflich, sah in diesem Costume ganz gut aus und zeichnete sich während des Gefechtes durch kluge Vorsicht und Schonung seiner Gliedmaßen aus. Wird der Stier nicht wüthend, geht er so zu sagen nicht ins Zeug, oder ist er schon genug gehezt, so werden Galicier oder Mohren gegen ihn lancirt und vertreten in ersterem Falle die Stelle der Hunde, die das spanische Volk mit dem bekannten Rufe „porros!“ jedesmal begehrt, wenn der Stier sich zu friedlich bezeigt. Die Galicier müssen bei allen portugiesischen Stiergefechten gegenwärtig sein; sie tragen runde Hüte, gelbleberne stark wattirte Hosen und sind mit zwei-

zackigen Ofengabeln bewaffnet, daher sie auch *homens furcados* heißen. Ihr Platz ist unter der königlichen Loge, wo sie in einer Reihe aufmarschirt stehen und den Stier mit vorgehaltenen Zinken empfangen, wenn er sich ihnen nähert. Daneben hält zu Pferde in altspanischer Tracht mit kurzem Mantel und Federhut eine Art Adjutant, der die Befehle der Obrigkeit auf dem Kampfplatze herumträgt und sich so viel als möglich in weiser Entfernung vom Stiere hält. Auf ein gegebenes Zeichen werfen die Galicier (und nicht die *Banderilleros*) ihre Gabeln weg und laufen dem Stiere nach; der Muthigste stellt sich ihm entgegen, sucht ihn zu reizen und benützt den Augenblick, wo das Thier mit gesenktem Haupte und geschlossenen Augen auf ihn einstürzt, um sich ihm zwischen die Hörner zu werfen, worauf er sich am Halse festhält und fortzuschleppen läßt. Die übrigen Galicier fallen dann über den Stier her und halten sich an den Beinen, Hörnern und am Schweife fest, trachten ihn auch zu besteigen, bis das Thier, das manchmal ein halb Duzend dieser Kerls mit sich fortzuschleppt, doch endlich zum Stillstande gebracht wird. Dieß nennt

man agarrar o boi a unha und scheint dem portugiesischen Volke besonders zu gefallen; auch begrüßt es diesen Moment stets mit lebhaftem Jubel. Einige mit Glocken behängte Kühe werden nun in den Circus getrieben, und der losgelassene Stier folgt friedlich trabend seinen Gefährtinnen zum Kampfplatz hinaus; er wird dann geheilt und entweder nach Hause geschickt oder für die nächste Corrida aufbewahrt. Die Neger erscheinen seltener, besser wäre, sie kämen gar nicht, denn ihr Auftreten ist weder schön, noch gibt es ein Bild von Muth und Kampf; es ist nur widerlich unmenschlich. Diese armen schwarzen Menschen werden für wenige Cruzados gedungen die schmachlichste Rolle zu spielen, die dem Ebenbilde Gottes in unserer Zeit zugemuthet werden kann. Wenn der Stier faul oder gleichgültig ist, oder wenn das Volk gerade Lust hat, müssen die Neger auftreten; sie sind aus den portugiesischen Besitzungen in Afrika, meist von starkem, gedrunenem Körperbau, erscheinen mit Federmützen, wie die wilden Könige auf deutschen Provinzialbühnen; man steckt ihnen einen Pferderumpf oder sonst ein Ungethüm von Pappe (caval-

linhos de pasta) um den Leib und sagt sie den Stieren entgegen, die dann in der Regel über die unglücklichen Schwarzen herfallen und sie oft schauervoll zurichten. Einigemal sah ich Mohren, die schon mehrere Püffe ausgehalten und nicht mehr recht dran wollten; doch das Volk schrie, die Aufseher trieben sie an, und die armen Teufel zogen mit wahrer Todesverachtung ihr pappenbeckelnes Ungethüm von Neuem an. Man sollte in Portugal den Stieren die Knöpfe von den Hörnern nehmen, den Toreadores Schwerter in die Hände geben, aber die wehrlosen Mohren mit ihren Stedenpferden weglassen. Das Ganze würde dabei gewinnen.

Da ich Alhandra und seiner Stiergefechte erwähnt, muß ich nothwendig einer angenehmen Episode meines Aufenthaltes in Portugal gedenken; es ist das Johannisfest (24. Juni), das alljährlich durch Prozeffionen, Stiergefechte und Volksfeste im Städtchen Alhandra, ungefähr vier Meilen oberhalb Lissabon am Tagus, gefeiert wird. Der Zusammenlauf vieler Tausende, die zu Wasser und zu Lande herbeieilen, die Gegenwart Ihrer Majestäten, des Hofes und vieler Fidalgos, geben diesem Feste

einen halb städtischen, halb ländlichen Anstrich, der nicht ohne Interesse ist. Ich war noch mit mir uneins, ob ich trotz der vernichtenden Hitze dieß Alles mit ansehen würde, als ein Billet des Herzogs von Palmella mich dazu bestimmte; er schrieb mir: „pour un voyageur qui désire recueillir des impressions, c'est une occasion qu'il ne faut pas perdre.“ Am 24. hatte ich der Kirchenfeier in der Sé, der Cathedrale von Lissabon, und einer Prozession in Cacilhas beizohnen wollen, daher ich meinen Ausflug erst am nächsten Morgen unternehmen konnte. Die kleinen Dampfschiffe Sertorio und Viriato, die den Tagus bis Villa Franca und Villa Nova da Rainha befahren, waren so angefüllt, daß ich vorzog, eine Barke und vier Ruderer zu mieten. Anfangs ging dieß recht gut, da die Fluth die Gewässer des Tagus landeinwärts drängte und eine leichte Brise das Aufspannen eines kleinen lateinischen Segels gestattete, so daß die Ruderer gar nicht zu arbeiten brauchten. Doch nach einer Stunde Zeit nahmen diese Vortheile ein trauriges Ende; der Wind hatte sich gewendet und die Strömung war uns entgegen. Trotz aller Anstrengung meiner

Ruderer kamen wir nur sehr langsam vom Fleck und eine halbe Meile von Alhandra mußte an einer Mühle still gehalten werden, um zu Fuß bei dreißig Grad Hitze den Weg fortzusetzen. Da nie ein Mißgeschick allein kommt, geschah noch, daß beim Auspringen ich schwarze Mohrerde für festen Grund nahm und bis an die Knie in den stinkenden Schlamm versank. In diesem angenehmen Zustande, den meine weißen Beinkleider noch anschaulicher machten, mußte ich meinen bescheidenen Einzug durch die wogende Menschenmasse des festlich geschmückten Alhandra halten. Nach langem Suchen fanden wir endlich das Quartier, das mein portugiesischer Lohndiener für mich genommen, wo meine Leute und Pferde bereits glücklich eingetroffen waren. Ein großer hölzerner Zahn, der an einem Drahte zum Fenster hinaus hing, deutete auf die Profession meines Wirthes, der mit kluger Benützung der Umstände mir täglich für zwei kleine Zimmer und Stall eine Mueda (zehn Cruzados, ungefähr 12½ Gulden R. W.) abnahm. Nach einigen der Toilette gewidmeten Augenblicken stieg ich zu Pferde und ritt nach Sobralinho, einer Quinta des Herzogs von

Terceira, auf eine halbe Stunde Entfernung, um J. J. M., die dort Hoslager hielten, meine Cour zu machen.

Diese Gegend, wie das ganze rechte Ufer des Tagus bis Villa Franca, ist sehr fruchtbar und angenehm; wohlbestellte Felder wechseln mit üppigen Gärten und strecken sich auf sanften Anhöhen längs des Stromes hin. Hier beginnen die niedern Gründe, die mit dem Namen Vizirias de Villa Franca bezeichnet werden; sie nehmen einen Flächenraum von 68 englischen Meilen ein, und bestehen in niedern, an Getreide und Wein besonders reichen Inseln, die der Tagus bespült. Viele, selbst größere Dörfer und einzelne Landhäuser, meist wohlhabender Leute, geben dem rechten Ufer einen glücklichen Anstrich, den die Sand-Haiden und Nadelholzwälder der linken Seite nicht bieten.

Sobralinho ist ein ganz elegantes Landhaus, im Style der englischen Cottage und mit mehr Comfort ausgestattet, als in Portugal erwartet werden darf. Den königlichen Gästen zu Ehren waren einige Triumphbögen errichtet und eine Miniatur-Citadelle aufgebaut worden, von der die siegreiche Standarte

des Marschalls wehte und ein paar Kanonen bei Ausfahrt und Rückkehr J. J. M. M. salutirten. Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft war in den Salons der Herzogin von Terceira versammelt; mehrere Damen saßen an Whisttischen und die Herren drehten sich um ein Billard herum. Der liebenswürdige Herr des Hauses war leider durch einen leichten Gicht-Anfall verhindert zu erscheinen. Nach einigen Momenten kamen J. J. M. M., und da auf dem Lande alle Etiquette verbannt ist, waren die Damen in Frühkleidern und die Herren in Morgenröcken. Dieß wäre vielleicht manchem deutschen Hofe anzuempfehlen, wo tagtäglich, Jahr aus Jahr ein, von Morgens bis Abends, Alles in eng zugeknöpften Uniformen stecken muß. Bald wurde ein vierspänniger Phaeton für J. J. M. M. vorgeführt, dem mehrere Wagen für die Damen und die Pferde der Herren folgten, worauf sich Alles zum Stiergefechte nach Alhandra begab. Ein provisorischer Circus war aus Brettern am Ufer des Tagus für diese Feierlichkeiten aufgeschlagen worden und mit Fahnen und bunten Teppichen bedeckt. Von der königlichen Loge aus sah man die blauen Fluthen des großen Stromes hinter

den Köpfen der gegenüber sitzenden Zuschauer dahinrollen, die Dampfschiffe und viele Segelsähne vorbeigleiten, eine eigenthümliche Färbung dieses belebten Bildes. Die meisten Zuschauer waren Landleute aus mitunter entfernten Gegenden oder Bewohner der Fischerdörfer an den Ufern des Tagus. Die Weiber trugen, trotz der großen Hitze, fast Alle den langen braunen Mantel und ein um den Kopf gewundenes Tuch, was Beides zur Grazie der Figur eben nicht beiträgt. Die Männer in den langen rothen und breiten Gürteln waren Fischer; die mit blauer spitzer Kopfbedeckung und braunen Jacken gehörten den Gebirgsstrichen um Cintra und der Ebene von Mafra an; Andere in runden Hüten und der Tracht unserer schwäbischen Bauern waren Ackerleute aus Alemtejo; auch einige spitze Sammhüte mit Büscheln, dem castilianischen Sombrero gleich, gab es dort; ihre Eigenthümer wohnen mehr im Norden bis an die romantischen Gebirgsthäler der Serra de Estrella. Alle saßen gravitatisch und feierlich da, benahmen sich sehr anständig und applaudirten ernst und systematisch bei gewissen Hauptpunkten der Vorstellung, vorzüglich wenn

der königliche Bereiter an sie heranritt und sie salutirte, was sie sehr gern zu sehen schienen. Am Ende des Gefechtes wurde ihnen ein Stier überlassen. Augenblicklich stürzte eine Anzahl junger Bursche in den Circus und vertheilten die Rollen unter sich. Sie bewegten sich mit ziemlicher Geschicklichkeit und mehr Dreistigkeit, als die Leute vom métier. Es waren, wie ich hörte, Landleute von den großen Weiden am Tagus, in denen vorzugsweise Rinder gezogen werden, die daher von Kindheit auf gewohnt sind, mit den wildesten Stieren vertraut umzugehen. Nachdem sie sich eine Weile mit einem muthwilligen schwarzen Bullen herumgetrieben, wurde das Zeichen zum Schlusse gegeben und sie übernahmen nun auch als Liebhaber die Verrichtungen der Galicier; Einer warf sich dem Stier in die Hörner und die Andern stellten ihn, worauf das Fest ein Ende hatte. Die Stadtbewohner und sogenannten höhern Stände trugen wie überall den geschmacklosen Anzug unserer Tage.

Bei Ankunft und Abgang wurde das königliche Paar von der Versammlung mit dem lebhaftesten Jubel begrüßt, und nach jedem Gefechte warf der

König Geld den geschicktesten Banderilleros und den homens furcados zu, die sich unter der Hofloge präsentirten und in zierlichen Verbeugungen übten. Abends ward zurückgeritten, um acht Uhr ein vorzügliches Diner beim Herzoge von Terceira eingenommen (bei dem ich u. A. sehr guten Rheinwein mit patriotischer Freude trank) und dann nach Strauß'schen Walzern ein paar Stunden getanzt. Unter den anwesenden Damen befand sich auch die Infantin D. Anna de Jesus, früher Gemahlin des Marquis de Loulé. Der König hatte die Gnade, mich ihr vorzustellen; ich war sehr neugierig eine Prinzessin zu sehen, von der ich mir stets ein ganz apartes Bild entworfen hatte und in der ich das Räthsel eines starken und doch leichten Kopfes gelöst dachte. Zwar geschieht es oft im Leben, daß lange geformte Bilder, welche die Einbildungskraft mit allen Farben ausmalt und mit den kleinsten Details versieht, dann gar nicht einzutreffen pflegen. Doch wage ich nicht zu entscheiden, ob dieß auch auf die Infantin paßt; sie scheint eine lebhaftere Frau von viel Verstand zu sein und trägt unverkennbare Spuren großer Schönheit, obwohl sonderbarer Weise

der rechte Theil ihres Gesichts zum linken gewiß nicht paßt; schöne dunkle Augen sind ihr jedenfalls geblieben und feurige Blicke weiß sie noch damit zu werfen.

Am zweiten Abend, nachdem die Feste zu Ende waren und J. J. M. uns entlassen hatten, ritt ich mit dem Grafen von Villa Real nach Lissabon zurück. Wir verließen um elf Uhr Abends Alhandra bei einer lauen, herrlichen Sommernacht und waren gegen Morgen in Lissabon. Alverca, Povoia und Sacaven, Orte durch die wir passirten, boten wenig Interesse, doch scheint die Kirche des letztgenannten Städtchens nicht unbedeutend zu sein. Sacaven ist seiner großen Weinmagazine wegen bekannt. Von dort ritten wir längs des Tagus an den Pulvermühlen von Beirolas, Braço de Prata und Marvilla vorüber. Letztere Orte bilden Vorstädte Lissabons und sind mit Quintas angefüllt, die sich ununterbrochen folgen.

Durch die Gesellschaft des Grafen von Villa Real wurde dieser Ritt für mich eben so unterhaltend als lehrreich, und würde es noch mehr geworden sein, wenn nicht der schnelle Schritt seines Pferdes mich zu mehrstündiger Anstrengung gezwungen hätte,

um nur einigermaßen auf meinem mittelmäßigen Saul folgen zu können. Jedermann weiß, wie wenig eine solche beständige Arbeit den Geist in empfänglichem Zustande erhält. Der Vater des Grafen von Villa Real, D. Joze Maria de Souza-Botelho, unter dem Namen Morgado de Matheus in der literarischen Welt bekannt, hat sich durch die berühmte große Ausgabe der Lusitaden verewigt, die als die Einzige vollkommen correcte gilt und im Buchhandel nicht zu finden ist, da der Herausgeber die meisten Exemplare zurückbehielt und mit preiswürdiger Uneigennützigkeit den großen Bibliotheken Portugals wie des Auslandes schenkte, deren Namen, wie es in solchen Fällen gebräuchlich, dem ersten Titel vorgedruckt ist. Ich habe Exemplare dieses Prachtwerkes in den Bibliotheken von Eßfabon, Mastra und Coimbra gesehen; es ist mit schönen Kupferstichen geschmückt und kann der bekannten Prachtausgabe des Don Quixote zur Seite gestellt werden, die auf Befehl König Carl III. von Spanien veranstaltet wurde. D. Joze de Souza benützte seinen Aufenthalt in Paris (wo er als portugiesischer Gesandter beglaubigt war und später auch starb), um

seinem Vaterlande dieses schöne Vermächtniß seiner literarischen Thätigkeit zu hinterlassen. Sein Sohn, der Graf von Villa Real, zeichnete sich im Peninsularkriege, namentlich in den Schlachten von Busfaco, Albufera und Salamanca, dann bei den Stürmen von Ciudad Rodrigo und Badajoz aus. Nach dem Friedensschlusse wandte er sich der diplomatischen Laufbahn zu, und ward Gesandter in Madrid, wo er die Vermählungen der portugiesischen Infantinnen D. Maria Isabel und D. Maria Franzisca mit den Königen Ferdinand VII. und Carl V. negociirte. Später ward er zweimal als Gesandter und ein drittesmal als Botschafter nach London geschickt und war im Jahre 1828 Kriegsminister Dom Miguel's, als dieser Fürst die Regentschaft des Reiches führte. Ueber diese so interessante Periode seines thätigen Lebens sprach der Graf von Villa Real mit ritterlicher Bewegung und edler Freimüthigkeit. Er verbarg durchaus nicht, daß er Dom Miguel's Freund und Anhänger gewesen und bebauerte die Abwege, auf die ein so hoch begabter Herr gerathen konnte. Aus allen seinen Reden ging klar hervor, daß es nur der monströsesten

Incapacität möglich war, ein ganz gewonnenes Spiel auf so erbärmliche Weise zu verlieren. Dom Miguel hat seine Partie mit dreizehn Atous verspielt, wie sehr richtig ein geistreicher österreichischer Diplomat bemerkte, der zur Zeit Dom MIGUELS in Portugal gewesen und den ich auf meiner Rückreise in Italien sprach.

Ich benützte gewöhnlich die kühlen Morgenstunden, um Lissabon in allen Richtungen zu bereiten, was bei der großen Ausdehnung der Stadt genug Zeit hinnimmt, da z. B. von meinem Hause nach Ajuda die Entfernung eine Meile maß. Daß ich die meisten Kirchen, Klöster, Palläste und sonstigen Merkwürdigkeiten sah, versteht sich von selbst, doch darf ich mir nicht erlauben, sie hier zu beschreiben, nachdem vor Kurzem die Gräfin Hahn-Hahn in ihren Reisebriefen es so geistreich als detaillirt gethan. Ich verweise daher auf ihr geniales Buch und gestehe nur, daß die Kirchen Lissabons mir nicht schön, nicht großartig genug vorkommen, um sie einer mehr als flüchtigen Beschauung zu würdigen, um so mehr als kein einziges Gemälde, keine Sculptur darin anzutreffen, die sich über die

deplorabelste Mittelmäßigkeit erheben. Auch scheint sich keine der zweihundert und vierzig Kirchen und Kapellen der besonderen Gunst der Könige erfreut zu haben; denn keine ist den großen Bauten im Innern des Landes zu vergleichen, Mafra, Alcobaga und vor Allen dem königlichen, unerreichten Batalha. Die Sé oder Patriarchialkirche ist wohl groß und könnte auch für imposant gelten, doch scheint sie zu düster und dieß war der Haupt-Eindruck, den sie in mir hinterließ. Die halb vollendeten oder vielmehr abgenommenen Thürme geben ihr auch ein Ansehen von Unvollkommenheit, das durch die überall sichtbaren Spuren des Erdbebens noch vermehrt wird, dessen Zerstörungen unpassend in neuerem Style restaurirt werden. Auch mag ich die ziemlich herrschend gewordene Sitte nicht, Kirchen bei besondern Feierlichkeiten aufzuputzen und zu drapiren; in ihrem kalten ernsten Steinschmucke erscheinen die alten Dome gravitätischer und würdiger, als in dem erborgten Plunder vielfarbiger Tapeten und gestickter Behänge. Dieß machte mir den Anblick der Sé ganz unsehrlich, da es eben ein großer Feiertag war, als ich sie zuerst betrat.

Eine neuere Kirche, seit dem Erdbeben erbaut, gilt für die schönste Lissabons; es ist Coração de Jesus auf dem Estrella Plateau, dem ersten und höchsten Hügel, der bei der eigentlichen Westgrenze der Stadt, an der Brücke von Alcântara beginnt und sich bis zur Straße San Bento ausdehnt. Die Kirche steht ziemlich frei; eine Kuppel und zwei Thürme erheben sich leicht und elegant in die Lüfte und nehmen sich, vorzüglich von einer gewissen Entfernung betrachtet, malerisch aus, geben auch dem Ganzen eine kleine Ähnlichkeit mit der St. Peterskirche zu Rom. Die Kuppel und Thürme der Lissaboner Kirche sind zwar nicht aus weißem Marmor, wie manche Reisende so großmüthig sind zu glauben, aber von schönem, weißen Kalkstein und sehen deswegen nicht weniger gut aus, obwohl sie mit Sculpturen ziemlich überladen sind. Königin Maria I. baute diese Kirche und das dazu gehörige Nonnenkloster in der Hoffnung, einen Sohn und Erben zu gebären, und weihte ihren frommen Bau dem Herzen Jesu, wie vier menschliche Figuren im Bilde des Hauptaltars darstellen, welche die vier Welttheile vorstellen; darunter ist Europa zu Pferde als halb nacktes Weib personificirt.

Auf der Nordseite des Hauptaltars steht das Mausoleum der Gründerin. Das Epitaphium mag als Probe portugiesischer Latinität hier angeführt werden, ohne weiter in Ergründung der historischen Wahrheit des Inhalts einzudringen:

Quam viventem Lusitani videre haud poterant,
 nisi lætitia gesti,
 Entes ejus emortuæ signum quis sine lacrymis
 aspiceret?

Am Ende eines Seitenschiffs sind einige Gitterfenster, hinter denen die adeligen Nonnen dem Gottesdienste bewohnen. Sie wurden nicht vertrieben und bewohnen das Kloster noch heute wie früher. Die erwähnten Gitter sind dicke vergoldete Bronze-Stangen, die sich sehr eng kreuzen und mit vielen Spizen versehen sind. Als ich einem bekannten, bei Hof und in der Kammer figurirenden Prälaten diesen Vorus von Vorsicht bemerkbar machte, erwiderte er: „ich habe mir einmal den Kopf daran gestoßen; diese Spizen sind sehr albern, denn wer wird sich die Mühe geben, da herein zu kriechen, nachdem so viele Weiber draußen herum laufen.“

Nicht weit von dieser Kirche, die den Titel: „Königliche Basilica zum Allerheiligsten Herzen Jesu“ führt, ist der protestantische Friedhof, der zu Ende des letzten Jahrhunderts in Folge eines besondern Privilegiums den Engländern unter der Bedingung gestattet wurde, als Aufschrift: „Hospital der englischen Factorei“, und nicht „protestantischer Kirchhof“ über den Eingang zu setzen. Er ist der schönste in Lissabon, enthält einige leibliche Denkmäler und ist durchaus gartenmässig mit der Sorgfalt englischer Anlagen gehalten. Viele Cypressen und Siliquaestern (*Cercis siliquastrum*) sind darin gepflanzt und geben dem Ganzen einen orientalischen Anstrich. Im Frühjahr ist letztgenannter Baum mit rothen Blumen bedeckt, die durch die dunklen Cypressen mit doppelter Gluth schimmern. Hier schläft auch Fielbing; eine rührende Inschrift bezeichnet die Ruhestätte des englischen Dichters: *Lugel Britannia gremio non dari fovere natum*. Am Porticus oder Eingangshause steht die Aufschrift: *Impensis Britannorum et Batavorum*. 1794.

Die portugiesischen Kirchhöfe sind noch viel neuerer Entstehung; noch zu Dom Miguels Zeit gab

es keine, und die Landeskinder hatten die Gewohnheit, ihre Todten in den Kirchen zu begraben. Dom Pedro eröffnete zuerst einen Friedhof im Campo Santo bei der Quinta dos Prazeres (der Vergnügungen), daher der sonderbare Name: Friedhof der Vergnügungen. Diese neue Einrichtung war in der ersten Zeit vieler Opposition und lebhaften Reclamationen ausgesetzt; doch hat man sich nun daran gewöhnt.

Die Kapelle San Roque ist überall beschrieben worden; sie gleicht einer Schatzkammer und ist eher reich, als von wahrem Kunstwerthe. — Die älteste Pfarrei Lissabons heißt die Kirche der Märtyrer; sie ist auf dem Flecke gebaut, wo Alfonso I. die Niederlage der Mauren (1147) mit Hülfe der Kreuzfahrer und ihres Führers des Grafen Arnulf von Arschott vollendete, und die Uebergabe von Lissabon durch Anwendung eines hölzernen Thurmes sicherte. Auch hat bei feierlichen Anlässen die Kirche der Märtyrer den Vorrang vor allen übrigen Kirchen der Hauptstadt. Die nächste Kirche, die ich besuchte, enthält als einzige Merkwürdigkeit das Grab des großen Vicekönigs Albuquerque, es ist die Kirche

Da Graça; dann kam San Vicente de Fora an die Reihe, wo die Fürsten des Hauses Bragança ruhen; hier liegt auch der junge Napoleonide, dessen Schicksal jedes fühlende Herz ergreifen muß. Die großen Ruinen der Carmeliterkirche, hoch über dem Plage Rocio (nicht Roscio), sehen wie römische Ueberreste aus; der Platz selbst ist, nächst dem Handelsplage, der größte und regelmässigste in ganz Lissabon, was viel sagen will, da es im Verhältnisse wenig Städte gibt, die so viel Plätze aufzuweisen hätten. Die Nordseite des Rocio nimmt der Inquisitions-Pallast ein, der später in Ministerialbureaux verwandelt wurde und nun bestimmt ist, ein Rational-Theater zu werden. Zwischen dem Rocio und dem Handels-Plage laufen parallel neben einander die drei schönsten Straßen Lissabons, die rua Augusta, do Duro und da Prata; andere durchschneiden sie im rechten Winkel; dieser ganze Stadttheil ward durch Pombal angelegt. Nördlich vom Rocio ist der Marktplatz Figueira genannt, wo am Vorabende gewisser Festtage Buben aufgeschlagen und die ganze Nacht durch, bei vielen Lämpchen und Lichtern, zwischen Waaren und Käufern gro-

teste Aufzüge statt finden und National-Tänze aufgeführt werden. Bei diesem Jubel soll es manchmal nicht ohne Messerstiche abgehen; doch habe ich davon nichts bemerkt, obwohl ich mich mehrere Stunden im dichtesten Gedränge herumtrieb und nur die Vorsicht brauchte, Geld und Sacktuch in die Brusttasche zu stecken. Es wird überhaupt lächerlich viel von Mordszenen und Anfällen in den Straßen Lissabons gefabelt, und ich habe gefunden daß die entlegenen Quartiere anderer großer Hauptstädte eher noch unsicherer sind. Ueber Mangel an Polizei und Aufsicht darf man sich wahrlich nicht beschweren, da nirgends so viel Patrouillen die Straßen durchstreifen, als gerade in dem als verwahrloßt verschrieenen Lissabon.

Unweit von Figueira erhebt sich auf dem dritten Hügel das Castell von Lissabon (o Castello dos Mouros oder de San Jorge). Es ist klein, ohne militärische Bedeutung, dominirt nur einen Theil der Stadt und dürfte kaum mehr als Handstreichen widerstehen. Der herumliegende Stadttheil ist unzweifelhaft der älteste, wie aus der ganzen Bauart zu ersehen; alle Straßen sind hier eng,

unregelmäßig und schlecht gepflastert; auch trifft man wenig hübsche Häuser, die meisten sind schmal und hoch, durch viele niedere Stockwerke erdrückt und mit gothischen Zierraten überladen. Man hat mit Recht diese Bauart wegen der häufigen Erdbeben aufgegeben; ich sage häufig, da seit dem großen Erdbeben von 1755 mehrere nicht unbedeutende Erschütterungen verspürt wurden *). Der Oberst von Eschwege, der von der Burg Penha aus meteorologische Beobachtungen anstellt, behauptet sogar, daß kein Jahr vergeht, wo nicht mehr oder minder bemerkbare Commotionen eintreten. Dieser steten Erwartung einer Erdbewegung ist auch die Abneigung der Portugiesen gegen Thürme zuzuschreiben. Es gibt, vielleicht Nord-Amerika ausgenommen, kein Land, wo die großen Städte so wenig Thürme haben, als in Portugal. In Lissabon ist kein Thurm von bedeutender Höhe und in Oporto ist gar nur ein einziger Thurm. Die beiden Thürme

*) Balbi in seinem *Essai statistique* zählt von 370 v. Ch. G. bis 1807 unserer Zeitrechnung achtzehn verschiedene Erdbeben.

der Sé wurden durch das große Erdbeben umgeworfen und seither nicht wieder aufgebaut. Da ich noch einmal von der Kathedrale sprach, muß auch einer neuen Straße gedacht werden, die sich in ihrer Nähe befindet und in deren Nachbarschaft zu Ende des letzten Jahrhunderts die Ueberreste eines römischen Theaters aufgefunden wurden. Doch scheint man diesen Erinnerungen mehrtausendjähriger Größe nicht viel Aufmerksamkeit zu schenken, da die Spuren dieses Theaters, dessen Kinsey, Murphy, Balbi und Andere erwähnen, kaum mehr zu unterscheiden sind.

Ich besuchte auch die Douane (Alfandega) und das Marine-Arsenal, vielleicht die größten öffentlichen Gebäude Lissabons. Es schien mir ziemlich viel Ordnung, aber wenig Thätigkeit in beiden zu herrschen. Letzteres ist durch die politischen Verhältnisse wohl erklärlich und mag vor fünfzig Jahren anders gewesen sein; doch will ich mein Urtheil nicht für competent ausgeben, da ich versäumt hatte, mir einen Erlaubnißschein geben zu lassen, daher nur sah, was aller Welt offen stand.

Das merkwürdigste Gebäude Lissabons bleibt

unzweifelhaft das Kloster von Belem *), das König Emanuel der Große 1499 auf dem Flecke zu bauen begann, wo zwei Jahre vorher am 8. Juli Vasco de Gama sich zu seiner unsterblichen Entdeckungsreise eingeschifft hatte, nachdem der glorreiche Seeheld die Nacht vorher betend in der Kapelle von Belem oder Bethlehem am Strande zugebracht. Das Kloster ist in halb maurisch-byzantinischem, halb normännisch-gothischem Style erbaut; ein verworrenes Gemische, aus dem hie und da, gleichsam über allen fremden Beisatz triumphirend, sich in ursprünglicher Reinheit irgend ein Stück einer der genannten Bauarten heraushebt. Das Material ist der schöne, ursprünglich weiße Kalkstein, der in Coraço de Jesus, Penha, Mafra und Batalha mit so viel Glück verwendet worden und der die beiden vortrefflichen Eigenschaften besitzt, sich leicht zu verarbeiten und in freier Luft zu erhärten; nur dunkelt er nach und vergelbt wie altes Elfenbein. Im

*) Seit König Joseph gehört Belem zur Stadt; früher war es eine Vorstadt; doch gab König Joseph ihr einen Corregidor de Bairro, wodurch es ein integrierender Theil der Stadt ward.

Kloster von Belem sind die schönsten Arbeiten, fein durchsichtig und mit allem Aufwande der ausschweifendsten Einbildungskraft ausgeführt. Der Kreuzgang ist besonders prachtvoll und mit den zierlichsten Sculpturen bedeckt, die jedem unerreichbar erscheinen müssen, der Batalha nicht gesehen. Sie wurden von einem Bildhauer ausgeführt, den König Emanuel (und nicht, wie angeführt wird, Königin Leonore, seine Schwester, Wittve Johann II.) zuerst mit Vollendung seines Mausoleums in Batalha beauftragt hatte, da der Künstler, der es begonnen, vor halb vollendeter Arbeit starb. Doch beim ersten Bogen sah der König, daß der Nachfolger die Meisterschaft des Vorgängers nicht erreiche, ließ inne halten und beauftragte den übrigens geschickten Mann mit den Schnitzwerken des Klosters von Belem. So lautet wenigstens eine in Batalha allgemein verbreitete Sage. Murphy erwähnt ihrer nicht. Weniger schön und harmonisch ist die Kirche selbst. Während das etwa vierzig Jahre später dazu gekommene Schiff im italienischen Styl gebaut ist, sind die drei übrigen Theile im Einklange mit dem Kloster. Im Schiffe stehen vier Grabmäler; die

Särge von röthlichem Marmor ruhen auf schwarzen Elephanten vom selben Steine. Der große und glückliche Gründer ist hier begraben, der Gott durch Erbauung dieses Klosters für Vasco de Gamas Rückkehr dankte. Seine Gemahlin, Königin Maria, dritte Tochter Ferdinand des Katholischen, sein Sohn Johann III., der des Vaters Werk fortsetzte *), und dessen Gemahlin Catharina von Oesterreich, Tochter König Philipp I. von Spanien, schlafen in den drei andern Särgen. Diese große, an Wundern so reiche Zeit, die Camões besungen, wird durch die stolze Sprache der Inschrift grandios und vollkommen vertreten, die am Grabe Emanuels zu lesen:

Littore ab occiduo qui primi ad lumina solis
 Extendit cultum, notitiamque Dei;
 Tot reges domiti cui submisere thiaras,
 Conditur hoc tumulo maximus Emmanuel.

*) König Emanuel starb vor Vollenbung des Klosters von Belem, dessen Bau Johann III. fortsetzte, wie folgende Inschrift über dem Eingange beweist:

Vasta mole sacrum divinæ in litore matri
 Rex posuit Regum, maximus Emmanuel;
 Auxit opus hæres regni, et pietatis uterque,
 Structura certant religione pares.

Mehrere mit Vergoldungen, Zierraten und kleinen Holzstatuen überladene Altäre nehmen die Hauptwand des alten Theils der Kirche ein, den zwei dickere und vier dünnere Säulen aus weißem Kalkstein tragen. Sie sind im maurischen Style, mit den barocksten Basreliefs bedeckt, die den drolastischen Träumen Pantagruels oder Hoffmanns Visionen gleichen. Nackte Kinder reiten auf Drachen, denen sie den Rachen mit den Händen aufreißen, und darunter hängen an den Schwänzen gepaarte Kröten. Noch weniger zu beschreibende Gruppen sind auch hier und da anzutreffen. Zwei Kanzeln stehen sich gegenüber; ihr Kunstwerth ist gering, doch sind sie von schönem schwarzgrauem und rothem Marmor, desgleichen in der Gegend von Oracau gebrochen wird und die Cathedrale dieser ehrwürdigen Königsstadt so herrlich ausschmückt. Einige metallne Knäufe an den Schlüsselsteinen der Kreuzwölbungen nehmen sich eigenthümlich aus; sie sind in Farben emailirt und stellen abwechselnd portugiesische Wappen und Christus-Ordens-Kreuze vor. Zu allen diesen Verzierungen passen die gekuppelten ionischen Säulen des Schiffes schlecht und stören

den Gesamt-Eindruck ungemein. Die ganze Kirche ist 130 Schritt lang; die Höhe habe ich leider nicht messen können; sie mag zwei Drittel der Länge betragen, doch war es bei der unbeschreiblichen Unwissenheit der Künstler unmöglich, etwas von denselben zu erfahren. Das Chor mit den Sitzen der Domherren, im Hintertheile der Kirche neben der Orgel angebracht, ist vom schönsten Palixander und mit feinen Schnörkeln und Arabesken ausgeschmückt. Es gibt überhaupt in ganz Portugal, besonders in Kirchen, aber auch in den bescheidensten Privathäusern entfernter Provinzen, viele schöne Arbeiten in dieser Holzgattung; sie lassen alle neueren Schnitzwerke an Erfindung und Vollendung des Details weit zurück, und könnten die Renaissance-Magazine von Paris und London für viele Jahre versehen. Ueber dem Hauptportal steht die Statue Heinrichs, des großen Herzogs von Biscu. König Emanuel hat sie errichtet und dadurch dankbar das Andenken dieses Prinzen geehrt, dessen Geiste das Volk mit Recht die Ausdehnung der Schifffahrt, die Entdeckungen im Osten und die Größe Portugals zuschrieb.

Der bereits erwähnte Kreuzgang mit seinen eleganten Fenstern und Bögen hat 75 Fuß im Gevierte und schließt einen, mit Steinbänken, Fontainen, Bassin und ein Paar Grassiedchen aufgepuzten Hof ein; doch sieht Alles sehr delabirt aus, obwohl glücklicher Weise das große Erdbeben dieses Kloster verschonte und nur der Mittelspfeiler des Hauptbogens so stark gerüttelt ward, daß er das Jahr darauf einsiel. Alles Uebrige litt nur wenig, doch die Poesie ist verschwunden und ein alltäglicher Stempel so viel als möglich diesen romantischen Hallen aufgedrückt. In jeder Zelle glaubte ich einen würdigen Hieronymiter sehen zu müssen, und diese marmornen Bänke schienen mir nur für die faltenreichen Kutten der alten Väter geschaffen. Nun ist aus dem Kloster von Belem ein Findel- und Waisenhaus geworden. Nachdem man die rechtmäßigen Eigenthümer vertrieben, sie ohne Dach und Fach in die weite Welt hinaus gesagt, war es noch am Ende das Anständigste, was aus dem verwaisten Gotteshause geschehen konnte, besser jedenfalls, als wenn eine Fabrik oder ein Magazin daraus entstanden wäre. Auch soll die Anstalt recht gut ge-

halten sein und unter dem besonders thätigen Schutze der Kaiserin stehen. Ich bin aber dennoch kein Anhänger des système utilitaire.

Ein paar Säle, die ich durchlief, waren in leidlicher Ordnung; es wurde eben nach Lancasterscher Methode gelehrt; die Knaben sahen gut aus; die Mädchen habe ich natürlich nicht gesehen. Im Ganzen sollen ungefähr 900 Kinder darin sein. Eine längliche Gallerie, deren eine Hälfte die Bureaux des Findelhauses einnehmen, enthält die Portraits fast aller Könige von Portugal. Schlecht mögen sie gemalt sein, aber interessant bleiben sie doch, da sie aus den Lebzeiten dieser Herren datiren. Johann II., dieser große König, schwingt eine schwere Waffe, die mehr dem ungarischen Buzogany als dem deutschen Morgenstern gleicht. Emanuels Gesicht ist blaß, fein und geistreich, aber nicht ohne Schwermuth im Ausdrücke; er gleicht einem Stuart. Mit halb gezücktem Schwerte steht der junge Held Sebastian da und scheint aus dem Rahmen in das Zimmer und von da in die Welt springen zu wollen. In einem Winkel, halb im Dunkeln, ist das Bild Peter I., des Grausamen oder Strengen, wie die

Geschichte ihn nennt. Es sind dieselben edlen und milden Züge, die auf seinem Grabsteine in Alcobaga ruhen und sich nach der schönen Inez noch im Tode wenden. Das schauderhafte, froschartige Gesicht König Johann VI. ist auch da zu sehen und ich dachte beim Anblick seiner breiten, moluskenartigen Hände an das fürchterliche, nie gewaschene Driginal-Paar, das die schönsten Frauen Lissabons mit ihren schwellenden Lippen zu küssen bekamen. Von dem bekannten Nanfingbeinkleide, das der König so lange trug, bis es abfiel, war nichts zu sehen; es muß gerade in der Wäsche gewesen sein, was nur sehr selten und heimlich, ohne Vorwissen Sr. Majestät geschehen durfte. A propos dieser königlichen Titulatur scheint sie Johann den VI. außerordentlich gefreut zu haben, da er die Gewohnheit hatte, von sich selbst oftmals in der dritten Person mit Anwendung derselben zu sprechen; so z. B. „Se. Majestät will ausfahren, sagen, essen, schlafen.“ Viel Anderes mag er wohl nicht gesagt haben.

Auf geringe Entfernung vom Kloster steht der Thurm von San Vicente de Belem, auf einer vorspringenden Sandbank, einem Molo gleich, in den

Tagus hinein, zur Vertheidigung des Klosters, von Johann III., Sohn und Nachfolger König Emanuels *), erbaut. Dieses ernste Gebäude maurischer Bauart erinnert an den alten Donjon von Gisors und einige ähnliche Schlösser im südlichen Frankreich. Nur ist es durch einen neuen Anbau auf die abscheulichste Weise verunziert, dessen grellweiße Wände, in sündhaftem Contraste zur saeculären Farbe des Thurmes, jedes menschliche Auge beleidigen müssen. Wenn ich in Portugal etwas zu sagen hätte, wäre es mein Erstes, diese neue Mißgeburt niederzureißen, die bei Ankunft und Einfahrt in dieß schöne Land und den großen Strom einen sehr unvortheilhaften Begriff vom Geschmack und Kunstsinne der heutigen Portugiesen gibt. Im Innern des Thurmes sind einige Gefängnisse, deren einzige, vergitterte Luftlöcher nach oben zu in den Fußboden der Casamatten gehen. Beim Anblick dieser finstern Löcher fiel mir unwillkürlich der Schlangen-

*) Andere, z. B. Dalbi, behaupten, König Emanuel habe den Thurm von Belem nach dem Plane Johann II. gebaut.

thurm ein, in den König Regnar Lodbrog, nordischer Sage zufolge, geworfen ward. Es gab eine Zeit, und die ist noch nicht lange vorbei, wo diese Kerker mit politischen Gefangenen angefüllt waren; seit der jetzigen Regierung sind sie, Gott sei Dank, leer. Auf der Plattform stehen sechs montirte Geschütze, die besser in ein Artillerie-Museum passen würden; es sind drei altportugiesische Zwölfpfünder und drei wallonische Vierpfünder; alle mit Wappen und Schnörkeln bedeckt. Ein Telegraph krönt prosaisch dieses ritterliche Baustück; er correspondirt mit dem Thurme San Julião, mit Eintra und Lissabon. Der Gouverneursposten des Thurmes von Belem ist eine einträgliche Sinecure hochstehender Militairs, wie das Gouvernement vom Tower, Plymouth und den fünf Häfen von England. Gegenwärtig ist der Herzog von Terceira Gouverneur desselben, was ihm zwar nicht mehr so viel als früher, aber noch immer gegen sechstausend Cruzados abwirft, da jedes vorbeifahrende Schiff dem Thurme von Belem Zoll zahlt. Auch hat der Gouverneur die Benützung einer wohl eingerichteten, wundervoll

gelegenen Villa (Pedrouços), die in der Nachbarschaft des Thurmes einen angenehmen Sommeraufenthalt gewährt und zum Gebrauche der Seebäder sehr zweckmäßig ist. Ich habe in Pedrouços am letzten Tage meines Lissaboner Aufenthaltes in liebenswürdiger Gesellschaft ein vortreffliches Diner gemacht.

Eine schöne Linie Quais aus Quaderstein, durch Pombal erbaut, streckt sich vom Thurme mit geringen Unterbrechungen bis zur Quinta von Belem und bildet vor Letzterer einen kleinen Flußhafen oder Landungsplatz für königliche Yachten und Jeolen. Diese Quinta wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut und war der Lieblingsaufenthalt Dom Miguels und der Königin Carlota; der frühere Pallast, den die königliche Familie nach dem Erdbeben von 1755 bewohnte *),

*) Da er nicht geräumig genug war, um den Hof zu beherbergen, zog der König nach einem Pavillon der auf dem nächsten dominirenden Hügel bei der Seefahrerkapelle Maria-Hilf (Nossa Senhora da Ajuda) gelegen war; dort soll die Lust und Aussicht Joseph I. so entzückt haben, daß Pombal ihm vorschlug, die neue königliche Residenz hinzubauen. Die alte,

da er bekanntlich unverfehrt ſtehen blieb, brannte ſpäter ab, worauf dieſe Quinta an ſeine Stelle gebaut ward. Einige Grotten, verſchnörkelte Statuen, Baſſins mit kleinen Springbrunnen und Vaſen mit Zwerggewächſen nehmen den vordern Theil des Gartens ein. Das Haus ſelbſt hat nur ein Stockwerk und wird, außer den Aufſehern, nur von ein paar lebendigen Adlern und andern Raubvögeln bewohnt. Hinter dieſem Gebäude iſt ein großer Garten von Vorbeerhecken, Alleen und aller Pracht portugiſſiſcher Vegetation.

Ich ſollte noch vom Schloſſe Ajuda ſprechen, um dieſes Capitel mit einem würdigen Analleffecte zu ſchließen. Was ſoll mir aber dieſe große, kalte Steinmaſſe, die ſo öde daſteht, ohne Vergangenheit und ohne Gegenwart, moderne Ruine aus Unvollendung, die an Nichts erinnert und Nichts bietet. Der ſchlechte Styl des vorigen Jahrhunderts, die verzerrten Statuen der Einfahrt, die kahlen Ge-

Terreiro do Paço genannt, ſtürzte bekanntlich ins Meer; ſie ſtand auf der Stelle des heutigen Handels-Platzes.

mächer — das kann doch Alles unmöglich bloß deshalb gefallen, weil achtzig Millionen Cruzados daran verschwendet sein sollen, und es sehr groß geworden wäre, wenn man es hätte ausbauen können. Man sagt, der Herzog August von Leuchtenberg soll sich vorgenommen haben, den vierten Flügel aufzubauen, wozu das Material an umher liegenden Steinen vorhanden sein mag. Dennoch begehrte man ihm hunderttausend L. St. dafür, obwohl das ganze Gebäude, das durch diesen vierten Flügel erst zu einem geschlossenen Ganzen geworden wäre, dann nur den dritten Theil des ursprünglichen Bauplans gäbe. Der Herzog wollte das Geld aus seiner Chatulle geben, und es war gewiß ein vornehmer Gedanke, eines Napoleoniden werth, seinen Eintritt in sein neues Reich durch Vollenbung der Königsburg zu bezeichnen, — aber wohnlich wäre Ajuda doch nicht geworden; doch mag das vielleicht keine Hauptbedingung eines königlichen Pallastes sein. Jedenfalls müßte der Park von Ajuda, der auf einige Entfernung vom Schlosse liegt, damit vereinigt werden; dort stehen die schönsten Palmen, in denen mehr Poesie ist, als

im ganzen großen Pallaſte zuſammengenommen. Was die Details des letztern anbetrifft, verweiſe ich wieder auf die Reiſebriefe der Gräfin Hahn-Hahn; ſie werden allen Anforderungen genügen; die Frau Gräfin hat mehr Wiß und Geduld als ich.

IV.

Reisen und Bücher. — Der Baron von Mendonça. — Schifffahrt auf dem Tagus. — Val de Zebro. — Das Bergschloß Palmella. — Setubal und Troja. — Arrabida, Calhariz und Azetad. — Die Infantin Isabella in Namalhãd. — Ueber den Hof und die Camarilla. — Die Schlösser von Penha und Cintra. — Die Umgebungen von Cintra. — Das Korkkloster und Penha Verde. — Ueber João de Castro. — Seteias. — Mafra.

Nous partons

LAMARTINE.

Jocelyn. Deuxième époque.

Es war stets meine Absicht, einen Ausflug in's Innere Portugals zu machen und mich nicht bloß, wie einige neuere Reisende, denen weitere Excursionen zu beschwerlich dünkten, auf Lissabon, Cintra und höchstens Mafra zu beschränken. Fast scheint es, als hätten mit der größern Bequemlichkeit und Schnelligkeit der Transportmittel die Anforderungen nur zugenommen. Jetzt, wo man in vier Tagen von England und in zwanzig Stunden aus Cadix in Lissabon eintrifft, begnügen sich selbst schreibende Touristen jene Orte zu besuchen, zu denen sie in Omnibus oder Geseh gelangen können.

Einen lobenswerthen Contrast bilden dagegen die älteren Reisenden; der Duc du Chatelet, der 1777 Portugal besuchte, durchzog das ganze Land und gibt interessante Notizen über seinen Zustand zu Anfang der Regierung Königin Maria I. Er sah Pombal in seiner Einsamkeit, als der allmächtige Minister nach seinem Sturze, im Städtchen Pombal zurückgezogen lebte, wo er auch in hohem Alter starb *). Niemand wird ohne voller Befriedigung diese anziehende Episode der Reise du Chatelets lesen. Zwanzig Jahre später (1797—99) kam der deutsche Botaniker Link mit dem Grafen von Hoffmannsegg zu Land nach Portugal, nachdem er einen großen Theil von Spanien gesehen. Er hat keine Provinz, beinahe keinen bedeutenden Ort des lufitanischen Reichs vergessen und hinterließ in drei Bänden seine reichhaltigen Forschungen, die besonders in botanischer und geognostischer Hinsicht von

*) Allmächtige Staatsmänner werden in der Regel sehr alt; dieß ist ein noch nicht vollkommen erklärtes Problem, auf das vielleicht Alexander Dumas' Worte passen: „Les égoïstes vivent cent cinquante ans, comme les perroquets.“

hohem Werthe sind. Der englische Baumeister James Murphy gab noch früher einen Band heraus, der sich jedoch fast ausschließlich auf architectonische Notizen beschränkt; 1798 erschien ein zweiter Theil, der den physischen, politischen und literarischen Bemerkungen gewidmet ist; er dürfte minder erschöpfend sein; das beste Werk dieses Autors ist sein bekannter architectonischer Atlas über Batalha, der in jeder Beziehung meisterhaft und des großen Gegenstandes würdig ist. Die Pläne und Ansichten hiezu zeichnete Murphy im Jahre 1789 während eines dreizehnwöchentlichen Aufenthalts im Kloster. Ich werde noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. — Einige militärische Werke neuerer Zeit, vorzüglich französische, reihen sich durch ihre Bedeutung an die genannten an; die Namen ihrer Autoren, Dumouriez, Dumas, Foy, genügen, um für ihr hohes Interesse zu bürgen. Balbi's *Essai statistique*, ein überall bekanntes, etwas voluminöses Werk ist zum Nachschlagen und auf Reisen im Innern vortrefflich, wenn gleich etwas optimistisch und rosenfarb gehalten. Dennoch ist es das Vollkommenste, was wir über Portugal besitzen und

findet im Lande selbst eine allgemeine Anerkennung; auch ward es vielfach ausgebeutet; namentlich hat Kinsey, Caplan des Lord Auckland, der 1827 Portugal bereiste, in seinem schön ausgestatteten Buche Balbi oft benützt. Der englische Kirchmann, dessen Bemerkungen ziemlich oberflächlich sind, und der u. a. trotz alles Suchens das Grab seines dichterischen Landsmanns Fielding nicht finden konnte, drückt, so oft er kann, auf ekelhafte Weise seinen anglikanischen Haß gegen Katholicismus und katholisches Priesterthum aus. Uebrigens findet er Alles schön, die schlechtesten Bilder und die verzerrtesten Statuen gefallen ihm; dennoch ist sein dickleibiges Buch nicht ohne Werth und ließt sich ganz angenehm. Ferdinand Denis' literarische Geschichte von Portugal ist klassisch, wie Alles, was die Feder des gelehrten Bibliothekars behandelt, wie seine Noten zu Fourniers Uebersetzung der Eustaden. Auch unser Landsmann, Herr von Eschwege, hat viel Interessantes über Portugal geschrieben, das er sehr genau kennt; doch sieht der vortreffliche Oberst vielleicht mit etwas zu schwarzen Farben. Einige flüchtige Bücher, die in letzter Zeit in Deutsch-

land und Frankreich erschienen, können eben so wenig sich an diese Werke anschließen, als die oberflächlichen Skizzen, die ich hier niederschreibe. Ein paar größere Erscheinungen, die hie und da, besonders in früheren Jahren auftauchten, wie z. B. William Dalrymples Reise in Spanien und Portugal im Jahre 1775, citire ich nicht, weil ich sie nicht gelesen habe.

Die wenigen Bücher, die ich Gelegenheit gehabt, vorher und während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Portugal zu durchblättern, hatten mir um so mehr Lust gegeben, einige Provinzen zu sehen, als nach allen Beschreibungen ein solcher Ausflug mehrfache Aehnlichkeit mit einem bewegten Abschnitt meines frühern Lebens bieten sollte. Hierzu kamen noch die Erzählungen eines jungen österreichischen Diplomaten, der eben zurückkam und die verschiedenen Provinzen weit vollständiger beritten hat, als ich es später thun konnte. Einige Briefe, die über die Zeit meines Aufenthalts in Portugal disponiren sollten, fehlten noch; endlich kamen sie durch die freundliche Sorgfalt des portugiesischen Gesandten in Berlin, Baron von Men-

dusse *), und ich konnte auf längere Zeit Lissabon verlassen. Ich hatte die Absicht, meinen Auszug

*) Ich habe nur einige Herren von der portugiesischen Diplomatie kennen gelernt, doch waren sie für mich so liebenswürdig und zuvorkommend, daß wenn ich daraus auf ihre übrigen Collegen schließen darf, ich nur bedauern kann, daß Verhältnisse und Entfernungen mich verhindert haben, auch diesen näher zu kommen. Eine der ausgezeichnetsten Stellen unter Allen nimmt bestimmt der Baron von Renduffe ein. Da dieser Diplomat nach langjähriger Unterbrechung zuerst Portugal am Hoflager meines Königs repräsentirt, so glaube ich, wird man einige Skizzen über ihn nicht ohne Interesse lesen und die Bescheidenheit des edlen Baron mir vergeben, wenn ich, so nahe von seinem jetzigen Wirkungskreise, sein thätiges und bewegtes Leben der Oeffentlichkeit übergebe.

Der Baron von Renduffe gehört einer der ältesten Familien Portugals an und begann im Jahre 1821 seine öffentliche Laufbahn in der Magistratur. Alte Privilegien sicherten den Kindern und Enkeln jener Eltern und Großeltern, die bei den Tribunalen oberste Stellen bekleidet hatten, vier Grade in der juristischen Hierarchie, wenn sie vorher allen Collegien der Universität Coimbra beigewohnt, die Doktorswürde erlangt und öffentliche Prüfungen be-

mit dem Süden Portugals zu beginnen, doch sah ich mich leider verhindert, ihn so weit auszudehnen,

standen hatten. In Folge dieses Vorrechts debütierte der Baron von Renduffe mit der schon bedeutenden Stelle eines Dezembaradors. Als ein Jahr darauf die Constitution von 1821 promulgirt ward, erklärte sich sogleich der Baron von Renduffe, so wie Alle, die feste politische Grundsätze besaßen, gegen eine Ordnung der Dinge, die in ihrem Ursprunge fehlerhaft und durch ihre Organisation unmöglich war. Dieß zeigte sich 1823, als der Rückschlag der französischen Invasion, die einen ähnlichen Zustand in Spanien über den Haufen warf, auch die portugiesische Constitution erschütterte. Dom Miguel proclamirte in Santarem, im Namen seines königlichen Vaters, die alte Regierungsform, und Renduffe war einer der Ersten, die sich ihm angeschlossen. Bald darauf begab sich König Johann VI., der Lissabon verlassen hatte, nach Villa Franca, wo er sich in der vollen Ausübung seiner königlichen Rechte erklärte, die neue Constitution aufhob und die alten Institutionen des Landes den Anforderungen der Gegenwart anzupassen versprach. Hierauf wurden der Herzog von Palmella, die Grafen von Suberra und Povoa und der Baron von Renduffe in den Rath des Königs berufen; sie bezeichneten einstimmig Vergebung des Vergangenen und mehr Vorzicht für

als ich gewünscht hätte, da nahe liegende Rücksichten mich abhielten, Algarien zu einer Zeit zu be-

die nächste Zukunft, als die einzige anzuwendende Politik. Doch bald sah sich das neue Ministerium in der Unmöglichkeit, die Verheißungen des Königs zu erfüllen, da alle Versuche einer constitutionellen Reorganisation an der förmlichen Opposition der großen Cabinete des Continents scheiterten. Hierzu kam, daß die Ultra-Royalisten, von Spanien aus unterstützt, sich den constitutionellen Tendenzen der Regierung widersetzen, während die Constitutionellen das Cabinet nur mehr schwach unterstützten, da sie die Ausführung des königlichen Versprechens beständig hinausgeschoben sahen. Eben hatte der Abfall Brasiliens in diesem kritischen Moment den schwersten, unheilvollsten Schlag gegeben, als die Revolution vom 30. April 1824 ausbrach; klug und fest durchgeführt, hätte sie für die Royalisten vom vollständigsten Erfolge sein können, so aber wurden Fehler auf Mißgriffe gehäuft und der günstige Moment ging verloren. Der König und viele seiner treuesten Diener wurden bekanntlich arretirt und verbannten ihr Heil nur dem festen und muthigen Auftreten des diplomatischen Corps und namentlich des französischen Gesandten Hyde de Neuville. Endlich flüchtete der König an Bord des englischen Schiffes Windsor Castle. Auch Mendosse war am 30. April festgenom-

suchen, wo einzelne Guerrillas nebst der Fahne Dom
Miguels gern eine Gemeinschaft mit andern poli-

men und nach dem Schlosse Queluz, Residenz der Königin Carlota, geführt worden; doch konnte ihn die unwürdige Behandlung, der er dort ausgesetzt war, nicht bewegen einige Papiere und Erklärungen zu unterzeichnen, die ihm seiner Ehre, seinen Grundsätzen und der Treue, die er seinem Könige geschworen, zuwider schienen, und nach drei martervollen Tagen ward er in den Thurm von San Julião geworfen, wo man ihn am 13. Mai schmachend fand, nachdem er bereits todt geglaubt worden. Johann VI., der noch den Windsor Castle nicht verlassen hatte, ließ Renduffe zu sich kommen und befohl ihm, seine Amtsführung wieder anzutreten. Vergebens bat Renduffe den König, ihm zu erlauben sich vom Dienste zurückzuziehen, um seine durch die Leiden der Gefangenschaft und eine grausame Behandlung gerrüttete Gesundheit wieder herzustellen; er mußte gehorchen. Ein Jahr darauf veränderte Johann VI. in Folge fremden Einflusses sein Ministerium und umgab sich mit Personen gemäßigter Ansichten, die er nach harten Schicksalsschlägen und Erfahrungen an sich zog; unter ihnen finden wir den Namen des Baron von Renduffe wieder; er befiel das Vertrauen seines Souverains bis zu dessen Tode. Nach dem Ableben seines königlichen Herrn reichte Ren-

tischen Versuchen vorgeführt hätten. Ich mußte also meine südliche Tour bedeutend einschränken.

dusse der Regentschaft seine Entlassung ein, und als sie nicht angenommen wurde, nahm er durch ein in der officiellen Zeitung zu Lissabon abgedrucktes Circular von den Behörden des Reichs Abschied, worauf die Regentschaft sich genöthigt sah, ihm einen Nachfolger zu bestellen. Als Dom Miguel nach seiner Rückkehr aus Wien sich zum König erklärte, schickte Mendusse vom Auslande, wo er sich eben aufhielt, seine Protestation ein, und schloß sich sogleich an das kleine Häuflein Vertheidiger der jungen Königin, das sich in England gebildet hatte. Während seines ehrenvollen Exils leistete er wichtige Dienste, indem er sich mehreren diplomatischen Missionen mit Geschicklichkeit und Erfolg unterzog, ohne je dem Staatsschatze zur Last zu fallen, da die nicht in der Confiscation begriffenen Güter seines Vaters ihm möglich machten, aus eigenen Mitteln zu leben. Als Dom Pedro an der Küste von Mindello landete, befand sich Mendusse in seinem Gefolge, theilte mit dem belagerten Corps alle Entbehrungen der langen Belagerung, und war, obwohl nicht Militair, doch stets bereit, die Waffen wie jeder Soldat zu ergreifen. Seither zeichnete sich Mendusse im Parlamente durch die Entschiedenheit aus, mit der er das conservative Prinzip vertheidigte, durch seine Uneigen-

Auf einem der kleinen Dampfschiffe, die den untern Tagus befahren, verließ ich Lissabon am 5. Juli Nachmittags. Herr D'Neill, einer der ersten portugiesischen Banquiers, war so freundlich mich zu begleiten, für meine Bedürfnisse Sorge zu tragen und auf tausend Fragen geduldig zu antworten.

Der Tagus, bei Lissabon ziemlich belebt, trug nach einer Meile nur mehr einzelne Fischerbote,

nützigkeit und treue Pingebug seiner Königin. Als die September-Revolution (1836) die Carta verdrängte und die Constitution von 1821 proclamirt wurde, protestirte Renduffe als Pair des Reichs dagegen und verließ Portugal bis zum Augenblicke, wo die Königin und das Land eine neue, durch die constitutrenden Cortes ausgearbeitete Constitution angenommen und sanctionirt hatten. Von mehr als der Hälfte der Electoral-Collegien in die Kammern berufen, vertheidigte er im Senate dieselben Grundsätze, die er als Pair aufgestellt hatte. In letzter Zeit von der Königin zum Gesandten am preussischen Hofe ernannt, hat er sich in dieser ehrenvollen Mission die Achtung und Würdigung der ausgezeichnetsten Männer erworben. Die Ereignisse des letzten Jahrs gaben dem Baron von Renduffe seinen früheren Sitz in der Pairskammer wieder.

deren lange Steuer, nach uralter Bauart, weit hinaus spitz gedehnt, einen von gewöhnlichen Barken ganz verschiedenen Anblick bieten. Es thut wirklich weh, diesen breiten herrlichen Strom mit seiner großen Wassermasse zu betrachten, der beinahe gar nicht benützt wird, nachdem er die Verbindungen der zwei Nachbarländer auf eine so vollständige als wohlfeile Weise verzehnfachen könnte. Der Tagus wird, wie ich bereits erwähnt, jetzt nur bis Villa Nova da Rainha von größeren und Dampf-Schiffen befahren; Segelfähne gehen bis Santarem, doch nur ganz kleine Barken und Flöße wagen sich von Abrantes herunter; dennoch könnte er mit geringen Arbeiten nach Spanien bis Alcántara schiffbar gemacht werden. Eine Gesellschaft soll in neuester Zeit zusammengetreten sein, dieß zu bewirken, was für den jetzt zwischen den zwei transpyrenäischen Reichen stöckenden Handel und die durch schlechte Wege schwierig gewordenen Verbindungen mit Spanien von um so größerem Erfolge wäre. Vor mehreren Jahren ward in Madrid versucht, eine Barke aus dem Manzanares in den Tagus bis Lissabon zu führen, doch gerieth sie oft auf Sand,

da das Flußbett nicht regulirt ist, ja nicht einmal die Strömung und der mittlere Wasserstand aufgenommen sind; die explorirende Barke mußte daher mehrmals zu Lande weiter geschleppt werden. Am meisten Schwierigkeiten bieten die großen Sandmassen; sie fangen schon ein paar Meilen oberhalb Eissabon an, sind zum Theil wenig sichtbar, ragen wohl auch über den Wasserspiegel vor und erheischen alle Vorsicht des Piloten, besonders in den engen Passagen zwischen den niedern Inseln, den Rizirias, dem Almorarifado da Malveira und Ponta d'Ervoa. Kleine Buchten (cul-de-sac), mit stehendem Wasser angefüllt, werden auch häufig befahren und in ihnen vor Anker gelegt, da die Dampfschiffe dort viele Passagiere ans Land setzen, die sich nach dem Innern begeben. In einer dieser Buchten liegt Val de Zebro, wo wir ans Land stiegen. Eine schmale, mehrere hundert Schritt lange Brücke führt vom Ankerplatz über die seichten Stellen ans Land, zu einer großen königlichen Bäckerei, die früher bestimmt war, das ganze Heer zu versorgen. Eine zu diesem weitläufigen Gebäude gehörige Mühle setzt acht paar kolossale Steine in

Bewegung, die während der Ebbe durch zwölf Stunden arbeiten und täglich 160 Sack vermahlen können. Ein großer Speicher, dessen Gewölbe 48 Pfeiler tragen, ist bestimmt, 70,000 Sack Getreide und 32,000 Tonnen Mehl auf einmal unterzubringen. Während des Peninsularkriegs wurden hier täglich in 27 Defen 100,000 Rationen Brod angefertigt; in jedem dieser Defen können auf einmal vier Säcke Mehl verbacken werden. Diese großartige Einrichtung ist sehr alten Ursprungs, doch war das Datum des ersten Baues nicht genau zu erfahren. Anfangs des letzten Jahrhunderts brannte Alles ab, wurde 1736 wieder aufgebaut und endlich durch Pombal in den jetzigen Stand gebracht. Gegenwärtig steht dieses wohl conservirte und zweckmäßige Gebäude leer und unbenützt, da die Regierung Contracte mit Lieferanten abgeschlossen hat und das Munitionsbrod nicht mehr auf eigene Rechnung backen läßt. Als Beweis der früher in allen Branchen grassirenden Unordnung mag dienen, daß zur Zeit, als die Regierung die Munitionsbäckerei selbst verwalten ließ, durch mehrere Jahre einige kleinere und unbequeme Gebäude hiezu

in der Nähe von Vissabon um zwölf Contos (circa 3,000 R. St.) jährlich gemiethet und die großen Räume in Val de Zebro dem Verfall überlassen wurden. Jetzt sind sie durch den Fleiß des Aufsehers in gutem Zustand gehalten; er führte uns herum, und da der Civil-Gouverneur von Vissabon auch gegenwärtig war, wollte er Alles bis in die geringsten Details zeigen, einen Beweis seines Dienst-eifers zu geben, so daß wir durch alle Gänge, Gewölbe und Keller durchkriechen und in alle Ofenlöcher hineingucken mußten, ohne daß er uns auch nur ein Stück nachgesehen hätte. Alles war glänzend weiß übertüncht und roch nach Kalk. Als wir endlich mit dieser etwas langweiligen Inspection zu Ende waren, bog der Aufseher mit uns noch um eine Ecke und zeigte ein dem Einsturze nahe Gewölbe, das von Rauch und Alter geschwärzt, mit herabgefallenen Backsteinen und Unrath angefüllt war. „So“, rief er mit selbstgefälliger Grandezza, „hat Alles ausgesehen; diesen Winkel lasse ich aber nicht ausbessern, der soll so stehen bleiben, zum ewigen Beweise, wie ich es gefunden und wie ich es verlassen.“

Von Val de Zebro nach dem Innern nimmt die Gegend einen traurigen Character an. Feiner, lichtgelber Sand streckt sich vom Ufer bis an die Berge von Palmella und die Kette von Arrabida. Pinien-Wälder und kleines Gestrüppe von Wacholder und Rosmarin bedecken diese Sandflächen, durch die man sich nur mühsam bewegt. Riesenmäßige Aloes dehnen längs der Wege ihre spitzen Arme nach allen Richtungen; einzelne, halb verfaulte Blätter fallen ab und geben dieser ohnedieß wüsten Gegend einen Ausdruck mehr, vollkommener Unkultur. Mannshohe Cactus, einzelne Palmen sind weiter in der Gegend des Gebirgsstrichs anzutreffen, wo auch die Cultur etwas besser wird und die mit Mauern umringten Gärten, Granaten und Lorbeersträucher mehr Fleiß und eine üppigere Vegetation zeigen. Allmählig hebt sich der Boden nach der Richtung der Sierra zu, die sich in steilen Abriffen bis zum Cap Espichel ausdehnt. Auf dem höchsten Puncte, einem conischen Berge, steht das Kloster oder Bergschloß Palmella, in weitester Entfernung sichtbar. Der Berg ist felsig, nackt, steil, von festen Formen und bildet oben ein kleines Plateau, worauf das Schloß

steht, dessen großartige Dimensionen mich an Sanct Stephan von Gormaz erinnerten, die berühmte Ritterburg am Duero in Alt-Castilien. Palmella war bekanntlich durch viele Jahrhunderte der Sitz des Groß-Priors des Ritter-Ordens vom h. Jakob. Jetzt ist es öde und verlassen, da die Commanderien und Priorate der drei alten Ritter-Orden gleich den Klöstern aufgehoben wurden. Früher mußten die jungen Ritter einige Zeit als Novizen beim Groß-Prior auf dem Bergschlosse zubringen und auch für unbemittelte Ritter war hier eine Art Pensionshaus eingerichtet. Nun hat nichts mehr hiervon Bestand, nur einige Veteranen bewohnen die alte Feste und empfingen uns mit traurigen Gesichtern, als wir zum Thor einritten. Das Schloß ward durch die Mauren erbaut, war gewiß damals wichtig, doch hat es in neuerer Zeit alle Bedeutung verloren. Einige verfallene Außenwerke und doppelte Ringmauern mögen es indessen noch heute vor einem Handstreich schützen; demungeachtet ist es nicht wohl erklärlich, warum Dom Miguel dort Garnison auf Kriegsfuß hielt, da es einer regelten Belagerung doch nicht widerstanden und

übrigens Niemand eine so zwecklose Operation unternommen hätte. Das Innere faßt einen geräumigen Hofraum, der durch einen ziemlich hohen Thurm, die innere Ringmauer, das Priorats- und das Ritterhaus gebildet wird; das erste dieser Häuser bewohnt ein alter Offizier als Gouverneur, das andere steht leer und mag lustiger ausgesehen haben, als zwanzig junge Ritter sich darin herumtrieben. Sechs alte, unbrauchbare Kanonen liegen demontirt auf den Bastionen; das Ganze entbehrt aller architectonischen Schönheit. In einem Winkel des Hofes ist eine kleine Thür in der Mauer angebracht, die der ciceronisirende Veteran plötzlich im Momente aufreißt, wenn man davor steht, wobann der Blick mit einem male in das grüne prächtige Thal von Setubal aus schwindelnder Höhe herabtaucht. Ich glaube, es gibt keinen Fleck Land in der Welt, der mehr Drangenbäume aufzuweisen hätte, die in dichtgedrängten Reihen wie ein einziger Garten das ganze Thal ausfüllen, in malerischem Contraste zur steilen Sierra und den wilden Felsen von Arrabida. Das Thal von Setubal liefert die meisten und schönsten Drangen Portugals, die in großen Gär-

ten sorgsam gepflegt werden; denn eigentliche Drangenwälder voll wild und unordentlich wachsender Bäume sieht man nirgends, wenigstens nicht in der pyrenäischen Halbinsel; es sind immer gehegte, mit Mauern oder Hecken umgebene Terrains, in denen die Bäume in langen Linien parallel neben einander stehen; wer ihrer fünf bis sechstausend, fast immer in mehrere Gärten vertheilt, besitzt, gilt für einen wohlhabenden Mann. Im Thale von Setubal stehen einige hunderttausend, deren Wachsthum und Größe im Durchschnitt mit unsern zwanzigjährigen Obstkäumen verglichen werden kann. Ein Garten stößt an den andern, so daß, von der Höhe von Palmella betrachtet, das ganze Thal einem einzigen Drangenwalde gleicht, aus dem hie und da die weißen Wände der Landhäuser, Villas und Klöster hervorblicken, und die dunkelgrünen Massen durch mitunter pittoreske Gruppen unterbrechen. Dieses ganze Thal trägt den Stempel der Wohlfahrt, einer langjährigen Kultur, ruhiger und zufriedener Freude, wie man es in Portugal nicht zu sehen gewohnt ist. Doch wendet man den Blick und sieht einige Schritte weiter nach entgegengesetzter Richtung hin,

so ändert sich die Szene gewältig; auf einer Seite breiten sich, einer Wüste gleich, dürr, gelb und ausgebrannt, die Heiden von Alem-teso aus und verlieren sich am Horizont; mehr links, über Sand und Pinien weg, schweift das Auge in ungewissen Räumen, wo die Wässer des Tagus sich mit denen des Meeres vermischen und hinter den Fluthen in nebelgrauer Dämmerung die Umriffe von Lissabon errathen werden; eine melancholische Poesie drückt das ganze Bild; es ist wieder vollkommen das schöne und traurige Portugal unserer Tage, so prachtvoll und so lebensmüde, wie es von der Höhe von Penha erscheint.

Eben senkte sich die Sonne ins Meer und vergoldete die Umriffe der Ruine Troja, die auf einer Landzunge, Setubal gegenüber, aus dem Sande vorragt; da stiegen wir den Berg von Palmella hinab und trieben auf dem steilen Wege unsere Pferde vor uns her. Im Thale ritten wir zwischen Drangengärten, deren Zweige sich weit über unsern Weg bogen. Ich konnte mich nicht enthalten, eine dieser Früchte abzureißen und sogleich zu verzehren. Die portugiesischen Drangen sind bekanntlich weit

größer, als die Malteser und Mallorquiner, doch ist die Schale nicht so fein, aber sie sollen sich besser conserviren. In letzter Zeit ist die Nachfrage geringer geworden, da die Inseln des mittelländischen Meeres, die Nordwestküste von Afrika und die Azoren große Massen dieser Früchte liefern. Daher haben auch die Gärten um Setubal an Werth verloren; dennoch nimmt dieser Platz unter den portugiesischen Provinzialstädten eine wichtige Stelle ein, sowohl durch seine Größe, Einwohnerzahl, die sich auf ungefähr 16,000 beläuft (nach Balbi 14,826); als durch seinen Handel, der nach Lissabon und Oporto die größte Bedeutung hat. Die Seesalzfabrikation allein beschäftigt regelmäßig 2000 Menschen; diese Leute erhalten gewöhnlich anderthalb Schilling täglich, manchmal auch mehr; so bekamen sie im letzten Jahre zwei Schillinge, wodurch ein solcher Zusammenlauf entstand, daß die Felder unbestellt blieben. Das Salz wird in großen viereckigen Behältern gewonnen, die drei Fuß tief gegraben, längs des Meeres und des Flusses Caldaõ (auch Sadaõ, Cadaõ oder Sado genannt) eine Ausdehnung von neun Leguas einnehmen und portugiesisch *Marinhas*

heissen. Das Meerwasser wird in diese Behältnisse auf einer Seite durch Kanäle eingelassen, die sich in viele Verzweigungen theilen. Ist das Behältniß voll, so wird der Kanal gesperrt. An einigen Stellen läuft das Wasser zuerst in große Reservoirs (Governos), von wo es in die Marinhas abgeleitet wird. Nachdem durch die Sonnenhitze das Wasser verdunstet, wird das Salz im Juni mit Schaufeln weggenommen und entweder in hölzernen Baraken aufgeschichtet oder zu Regeln in freier Luft geformt und mit Schilf gegen Regen geschützt. Das Salz ist grobkörnig, nimmt im atmosphärischen Contacte nur wenig Feuchtigkeit an, ist rein, sehr weiß und zum Einsalzen der Seefische von besonderer Güte. Ich hatte Gelegenheit, durch Vergleich zu bemerken, daß das Seesalz von Setubal weit stärker und weißer ist, als das von Aveiro im nördlichen Portugal, das ich später sah, und selbst als das berühmte Salz von Cadix. Alle Jahre kommen regelmäßig Holländer, Franzosen, Russen und Preußen (aus Danzig), ihren Bedarf hier zu nehmen, was die großen Handlungshäuser der benannten Staaten um so lieber thun, als Setubal der einzige Salzmarkt der europäischen

Küsten ist, wo fixe Preise bestehen. Alle Kosten inbegriffen, wird für den Muib (15 Centner), an's Ufer gestellt, 7½ Schilling bezahlt; die Ueberfuhr bis an Bord hat der Capitän nach einem festen Tarif zu entrichten. Bei diesen Vortheilen ist es um so erklärlicher, daß die erwähnten Nationen dem Hafen von Setubal den Vorzug geben, als ihre Schiffe lediglich des Salzes wegen ausfahren. Bei den Amerikanern jedoch ist, zweiter Interessen halber, eine Veränderung eingetreten; sie versorgen sich seit zehn Jahren in Cadix, wohin sie jährlich ein- bis zweihundert Schiffe schicken, obwohl das Salz in Setubal wohlfeiler und besser ist und der Handel mehr Sicherheit bietet; aber die Hafen- und Ballastkosten sind hier so bedeutend, daß die Amerikaner, die Baumwolle führen, Eisen als Ballast nehmen und dann Ladung und Ballast in Cadix absetzen. Gegenwärtig laufen noch jährlich zwischen vier- und fünf- hundert Schiffe im Hafen von Setubal ein und laden ungefähr achtzig- bis hunderttausend Tonnen *).

*) Im Staats-Jahr 1842 sind in Setubal 452 Schiffe von 80,100 Tonnen Gehalt eingelaufen; nämlich

Zwölf dieser Schiffe sind im letzten Jahre mit Drangen und Kork, alle übrigen mit Salz beladen worden. Der Fischfang von Setubal war früher bedeutend, doch hat er bereits seit länger als einem halben Jahrhunderte stark abgenommen, und seine Producte werden nur im Innern des Landes consumirt; Ausfuhr findet nicht mehr statt. Ehemals waren die Städte Sinos, Alcacer und Setubal wegen des Fischhandels verbündet und 1353 schlossen die Lissaboner mit König Eduard III. von England einen Vertrag, wodurch ihnen gestattet wurde, an den britischen Küsten zu fischen. Auffallend ist, wie die Anzahl der preussischen Schiffe abgenommen hat; im Jahre 1796 fuhren ihrer 68

156 portugiesische, 105 schwedische, 44 holländische, 36 französische, 31 englische, 23 russische, 22 nordamerikanische, 11 hanseatische, 9 dänische, 8 preussische und 7 hannover'sche. — In demselben Zeitraume kamen nach Lissabon 1874 Schiffe von 197,231 Tonnen Gehalt und nach Oporto 768 Schiffe von 85,474 Tonnen Gehalt, woraus zu ersehen, daß die nach Setubal fahrenden Schiffe ungleich größer sind und viel mehr laden müssen, als die in den beiden andern Häfen ankommenden.

im Hafen von Setubal ein; seither immer weniger, und im letzten Jahre, wie aus obiger Note zu ersehen, nur acht preussische Schiffe. Am regelmässigsten wird dieser Hafen seit den ältesten Zeiten von Dänen und Schweden besucht; im letzten Jahrhundert liefen jedes Jahr über 300 skandinavische Schiffe darin ein.

Der Hafen von Setubal, in den sich der Caldaõ mündet, mißt neun Leguas in seiner breitesten Ausdehnung und eine Legua bei dem Landungsplaz; er wäre gut zu nennen, wenn die Sandbänke, die ihn verengen, seinen Eingang nicht schwierig machten. Setubal gegenüber, mitten im Golf, der den Hafen bildet, sind auf einer engen Landzunge die Ruinen zu sehen, denen man den Namen Troja gegeben und die nach den Monumenten, die zu verschiedenen Epochen dort ausgegraben wurden, die Hypothese zu rechtfertigen scheinen, daß Setubal oder St. Ives, früher eine phönizische, dann eine römische Colonie gewesen *). Jetzt ist wenig von diesen

*) Dem ungeachtet ist es in den Augen vieler Alterthumsforscher noch unentschieden, ob die römische Colonie

Ruinen mehr zu sehen; der General-Vicar von Setubal soll eine Sammlung dort gefundener Medaillen besitzen und eine von mehreren Gelehrten besprochene Riste mit silbernen phönizischen Hausgeräthen sich in Händen der Erben des 1818 verstorbenen Militär-Gouverneurs von Setubal, Dom Rodrigo de Lancaster befinden.

Ein englischer Gasthof nächst dem Hafen ward uns als einer der besten im Lande geschildert. Als wir davor abstiegen, war es bereits Nacht geworden und aus den hell erleuchteten Fenstern schallte Musik und lauter Jubel. Es waren die Capitäne

Troja an derselben Stelle, als die heutige Ruine dieses Namens stand; noch vier andere römische Städte können auch nicht genau angegeben werden: Medobriga, Caetobrix, Ottonobona und Caetiana. Serpa, das seinen römischen Namen behalten, Braga (Bracara Augusta), Beja (Par Julia) und Evora (Liberaltas Julia), waren auch römische Colonien, doch nur Lissabon (Olisipo) hatte den Rang einer Municipalsadt, besaß einen Tempel der Minerva am Ufer des Tagus, und Nero erbaute dort ein Theater, dasselbe, das 1798 entdeckt wurde und dessen im III. Capitel dieser Erinnerungen erwähnt worden.

der nordischen Rauffahrer, die ihre Abfahrt feierten und in Erwartung eines festlichen Abendessens sich bereits durch verschiedene portugiesische Weine in die heiterste Stimmung versetzt hatten. Einer Einladung ungeachtet war ich wenig aufgelegt, mich unter diese Herren zu mischen, legte mich auf ein breites Bett, einziges Meubel des mir angewiesenen Appartemens, und wollte mit Ruhe mein Souper abwarten. Doch kam nach einer Weile der Wirth und erklärte, er bedaure, uns gar nichts vorsetzen zu können, da Alles, was im Hause vorrätzig, für den Abschiedsschmaus der Capitäne bestimmt sei. Nach langem Parlamentiren ward endlich meinen Leuten gestattet, ein Plätzchen am Heerd einnehmen und kochen zu dürfen, wodurch ich der Gefahr entging, nach siebenstündigem Ritte, im Angesicht eines schwelgerischen Abendessens, hungrig zu Bette zu gehen. Am nächsten Morgen durchlief ich die Stadt; sie ist nicht groß, die Straßen sind schmal und unrein und die Häuser klein. Nur der Duai, längs des Hafens, ist mit größeren Gebäuden geschmückt, breit und gut gepflastert; auch wohnen an demselben die ansehnlichsten Einwohner.

Der Hafen ist durch das Fort San Filipp vertheidigt, das an der Nordwestseite der Stadt durch König Philipp II. während der spanischen Occupation erbaut, Stadt und Hafen dominirt. Die Einwohner zeigen einige Keller, die sie gern für schauervolle Verließe der Inquisition und Barbarei ausgeben; vielleicht waren es die Weinkeller und Proviantkammern der Garnison. Weiter vor, nach dem Eingange des Hafens zu, lehnt am Vorsprung einer Bergschlucht der Thurm von Dutão, den einige Kanonen vertheidigen; darüber steht ein Leuchthurm. Fünf Meilen weiter, scharf ins Meer gezeichnet, sieht man bei hellem Wetter die letzten Umriffe des Cap Espichel, das mit dem Cabo da Roca die Mündung des Tagus im weitesten Halbkreise begrenzt. Links von Setubal liegt das königliche Jagdschloß Pinheiro und auf neun Leguas an der äußersten Linken Grandula, die Berge von Alem-teso, die Kornkammer von Portugal. Im Thale selbst, das sich von der Stadt bis unterhalb Palmella ausdehnt, befinden sich sechs Klöster, denen früher ein großer Theil der Drangengärten gehörte. Fünf davon sind bereits verkauft, darunter Bran-

canes, das schönste und bedeutendste. Herr D'Neill, der ein großes Etablissement in Setubal besitzt, war so artig, seine elegante Equipage zu meiner Disposition zu stellen, in der ich nach Brancanes fuhr. Es gehörte früher den Capuciner-Missionären, die von hier aus zu den Antipoden geschickt wurden. Sie trugen als besonderes Abzeichen ihrer heiligen Sendungen das Kreuz des Christus-Ordens auf der härenen Rutte. Die Lage ist wundervoll; über Drangengärten weg, umfaßt man mit einem Blicke das Bergschloß Palmella und die Seelandschaft um Setubal. Da es mitten in Gärten, von vielen Landhäusern umgeben, liegt, sieht man gewissermaßen in die Cultur und Thätigkeit jedes Einzelnen hinein; es ist, als ob man von einem Mittelpuncte über die häuslichen Beschäftigungen Vieler ein wachsamcs Auge hätte. Indem ich von häuslichen Beschäftigungen spreche, muß ich einer Reihe Gemälde erwähnen, die blau auf weiß, in Fayence gebrannt, die Wände des Vorhauses bedecken und die guten Missionäre in allen erdenklichen häuslichen Beschäftigungen darstellen; keine noch so subalterne Handlung ist vergessen. Dieß ist übrigens das

Einzige im Gebäude selbst, was allenfalls einiger Aufmerksamkeit werth wäre; von Kunstgegenständen ist nichts zu sehen und eine Madonnenstatue aus Jaspis, die über dem Giebel angebracht war, ist herabgeworfen und zertrümmert worden. Aller Mühe ungeachtet, konnte ich auch nicht das kleinste Stück davon habhaft werden; sie soll sehr merkwürdig gewesen sein. Diese Armuth an Kunstgegenständen und der Vandalismus an den wenigen Resten ist eine in ganz Portugal allgemeine, traurige Erscheinung, die um so mehr auffällt, wenn man bedenkt, daß zur Zeit, als im Nachbarlande die Malerei auf dem höchsten Gipfel stand und unter dem Szepter der Philippe die größten Meister zählte, Portugal auch nicht einen Künstler hervorbrachte, der sich über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erhebt. Vielleicht ist der fremde Druck an dieser Demoralisation Schuld, da sie gerade in die Zeit der spanischen Occupation fällt. Der einzige portugiesische Maler, der zählen und gelten könnte, Basco, lebte vor dieser Epoche, gleichzeitig mit Perugino, und seine Gemälde tragen alle Fehler jener frühen Schule. Drei große Bilder von ihm, die

mit zu den besten gehören, sah ich in der Kirche San Julião in Setubal, in der ein colossales portugiesisches Wappen über die ganze Wölbung gemalt ist und ein darunter hängendes manns Hohes Ordenskreuz von San Thiago anzeigt, daß es zum Schlosse Palmella gehörte. Im Capuciner-Convent de Jesus, dem ältesten der Stadt, das 1439 erbaut wurde, sah ich einige kleine Fleckchen buntes Glas, das mir ganz deutsch und heimatlich zuglänzte. Auch eine große Torsäule von braunem Granit, Monolith, steht darin. Die Mönche sämtlicher, im Thale von Setubal aufgehobener Klöster halten sich in diesem Conventual-Gebäude auf, das ihnen gelassen worden, und wo sie ihren karglichen Gehalt beziehen. Jetzt sind ihrer nur mehr dreißig, nachdem die Uebrigen gestorben. So traurig, ungerecht und ungenügend dieß erscheint, so ist es doch noch immer besser als in Spanien, wo die alten vertriebenen Mönche, die zu schwach zum Arbeiten find, auf den Straßen Betteln oder Hungers sterben.

Als meine Tour vollendet war, ging ich über den Platz, der sehr voll war, da eben Wochenmarkt abgehalten wurde. Der Unterschied der Land- und

Stadtbewohner war auffallend; erstere hatten ein wohlhabendes, ruhiges und anständiges Wesen. Die ärmeren Klassen der Städter hingegen sahen wie Lazzaronis aus, es sind meist Schiffer und Salzarbeiter, die von guten und schlechten Jahren abhängen und nie wohlhabend werden.

Nach einem Gabelfrühstück, das etwas reichlicher ausfiel, da die Capitäne weg waren, verließ ich Setubal in einer Barke. Ich hatte meine Pferde vor Sonnen-Aufgang auf dem steilen und langsamen Fußwege nach dem Kloster von Arrabida geschickt, und machte jetzt kürzer und angenehmer diese Tour zur See. Acht Ruderer theilten die Wellen in gleichmäßigen Schlägen mit jener Präzision, die seit Jahrhunderten den Portugiesen zu Wasser eigen ist. Wir ließen links das Schloß Alcacer, rechts Dutaõ und den Fanal; bald fuhren wir an der Sandspitze von Troja vorbei, dann rief uns durch ein Sprachrohr das Fort des Piloten an, das die Schiffe am äußersten Eingange des Hafens consignirt und, wenn die Antwort ausbleibt, aus einer langen Felschlange mahnt. Als wir um einen Fels doubirten, fühlten wir am

stärkeren Drange der dunkelgrünen Bogen, daß wir uns nicht mehr in den stillen Wässern der Bucht befänden. Die Ruderer mußten sich mehr anstrengen, doch brachten sie uns nach ein paar Stunden glücklich in eine kleine Felsenvertiefung, Portinho de Arrabida genannt. Wir sprangen an's Land und befanden uns sogleich am Eingange einer weiten Tropfsteinhöhle, deren Bogen und Zacken in wunderbaren Schnörkeln und Zierraten, einem gothischen Dome gleich, sich wölben. Auf einem größeren Platze, gleichsam dem Schiffe der Kirche, ist ein Altar aufgebaut, zu dem noch heute gewallfahrtet wird und der der Höhle den Namen Santa Margarita de la Lapa gegeben hat. Nach dem Eingange zu, gleichsam die Höhle bewachend, liegt ein großer Drache mit zusammengerolltem Schweife, eine der seltsamsten Tropfsteinformationen. Von der Höhle aus, mußten wir den steilen Berg zu Fuß erklimmen, da der einzige Steig nicht einmal für Saumthiere gangbar ist. Auf zwei Dritteln der Höhe liegt das Kloster von Arrabida, das wir endlich bei der gräßlichsten Mittagshize ermüdet und tiefend erreichten. Früher war dieses Kloster

von großer Bedeutung und gab einer Abtheilung seines Ordens den Namen: Provincia de Arrabida; nun ist es aufgehoben und ward glücklicher Weise vom Herzog von Palmella erkauft, der diesen historischen Punct weder durch moderne Umwandlung nutzbar machen will, noch sorglos verfallen läßt. Die Lage von Arrabida erinnerte mich lebhaft an die des Klosters am Monserrat in Catalonien. Freilich fehlen die spitzen Zacken der thurmartigen Felsen, die mit ihren Einsiedeleien, einer offenen Hand gleich, den Monserrat krönen und zu einem einzigen Berge in der Welt machen; doch schwebt auch das Kloster von Arrabida, halb über den Abgrund hängend, wie der berühmte Wallfahrtsort in Catalonien. Lange schritten wir von einer Halle zur andern, durch die langen, schmalen Gänge und kleinen Kapellen, und suchten vergeblich, wo, einigen Schriftstellern zufolge, die armen Mönche geschwelgt haben mögen. Nur der böseste Wille oder krasse Ignoranz konnten derlei Vermuthungen aufstellen, die an Ort und Stelle durch nichts gerechtfertigt werden. Im Angesicht der ärmlichen Klausen, die in Entbehrung und Gebet die nun vertriebenen

Baarsfüßer bewohnten, schien mir die passendste Strafe ihrer abgeschmackten Verläumber, diese eine Zeitlang dort einzusperrn, damit bei schmaler Klosterkost, den Mönchen gleich prassend, sie magern Leibes unter ascetischen Bußübungen und Correctionen eines Bessern belehrt werden. In den Höfen und an den Wänden knien und liegen in Stein gehauene Capuciner; mehrere der Zellen sind in den Fels gegraben, andere daran gelehnt; alle haben nur wenige Fuß im Gevierte, kaum den nöthigen Raum, sich darin bewegen zu können. Die Thüren, eng und niedrig, erlauben nur in gebückter Stellung einzutreten; kleine Fenster, Luftlöchern gleich, geben diesen Kammern spärlich Licht und Sonne. Nur wenn, das Gesicht an die kleine Oeffnung gedrückt, die armen Mönche, über Kloster, Bäume und Berge hinweg, auf das Meer, die fernen Gebirge und lachenden Fluren, die segelnden Schiffe und eilenden Wolken blicken konnten, welche traurige Sehnsucht mußte sie da nicht ergreifen, und wie herbe prüfend Alles erscheinen. Dennoch wurde ihnen dieß Wenige geraubt, und es ist gewiß, einzelne Unwürdige ausgenommen, kein Mönch in der ganzen pyrenäischen Halbinsel, der, seiner Freiheit

wieder gegeben, nicht die strenge Clausur bedauert, in der er gefastet, gewacht und gebetet.

Das Kloster von Arrabida enthält keine Kunstwerke; wenigstens ist jetzt nichts davon zu sehen; seine Poesie ist in seiner Geschichte, in seiner Lage und in der Trauer eines verwaissten Gotteshauses. Der Herzog von Palmella hat einen Laienbruder als Aufseher angestellt; unter dessen Leitung wird an der Wiederherstellung des Verfallenen zweckmäßig und lobenswerth gearbeitet.

Von Arrabida ritten wir über den Bergrücken nach dem Innern zu, warfen noch einen Blick auf Setubal und seine Bucht, sahen von schwindelnder Höhe den kleinen Hafen von Cezimbra zu unsern Füßen liegen, dann auf der Spitze des Cap Espichel eine kleine Kirche Nossa Senhora do Cabo, mit weitläufigen Gebäuden zur Aufnahme der Pilger, die früher zu Tausenden nach diesem wunderthätigen Bilde wallfahrteten. Dann kamen wir bei Calhaziz vorbei, einem ziemlich großen Pallaste des Herzogs von Palmella. Er war so freundlich gewesen, mir einen Befehl an seinen Intendanten mitzugeben, damit ich mein Nachtlager dort auf-

schlagen könne; obwohl meine Zeit zu gemessen war, um hiervon Gebrauch zu machen, ging doch das Schreiben des gastfreien Herzogs nicht verloren; ich klebte es in eine Sammlung portugiesischer Erinnerungen und verehrte das Couvert einem berühmten Autographensammler, meinem gelehrten und geistreichen Freunde, dem Obersten von R., Gesandten in E. — Calharia gilt in Portugal als eine ökonomische Musterwirthschaft, wozu der Vater des jetzigen Besitzers viel beigetragen hat; auch soll der erste rothe Klee hier angebaut worden sein. Nach ein paar Stunden ritten wir durch Azeytão, einer kleinen Stadt von ungefähr 3000 Ew., die mit Wein und Oliven Handel treibt und ungeachtet ihrer glücklichen Lage, zwischen zwei Seehäfen (Lissabon und Setubal) doch weder wohlhabend wird, noch zunimmt. Alljährlich sollen aus Aveiro in der Provinz Beira über hundert Feldarbeiter zur Erndtzeit nach Azeytão kommen, da die Fabrikarbeiter, die in Baumwollspinnereien und Färbereien beschäftigt werden, es unter ihrer Würde halten, sich durch Feldarbeit zu ernähren. Dies erinnert an die großen Fabrikstädte Englands, wo

zwar noch Niemand Hungers gestorben ist, wie viele Zeitungen es gern behaupten möchten, in denen aber Tausende von Arbeitern lieber brodlos durch die Straßen ziehen und Maschinen zerbrechen, als auf wenige Meilen während der Erntezeit einen sichern und reichlichen Lohn zu erwerben.

Uebrigens ist, dieser antiagronomen Dispositionen ungeachtet, die Gegend um Azeitão weniger sandig und besser bebaut, als die Umgebungen von Palmella und die Haiden von Alem-tejo. Auch führt eine breite Kastanien-Allee in den Ort und die Wege schienen etwas besser gehalten. Nach einer Stunde scharfen Trabes langten wir in Val de Zebro an, wo uns nach kurzem Harren das Dampfschiff aufnahm, nach Lissabon zurückführte und ich noch denselben Abend mich mit Anhörung der Gefängnisse von Ebinburg langweilte.

Am nächsten Morgen verließ ich Lissabon, um mich auf einige Tage nach Cintra zu begeben. Ich hatte dem Kammerherrn der Infantin Isabella, Herrn von Pancas, Bruder des Marschalls Sal-

danha, geschrieben, um die Stunde zu erfragen, wann die Prinzessin mich annehmen wolle. Bei meiner Ankunft in Cintra fand ich seine Antwort, setzte mich sogleich auf meinen Esel und ritt in diesem, für eine Audienz gewiß seltsamen Aufzuge nach dem Schlosse Ramalhã, der ehemaligen Regentin Wohnung. Es liegt auf eine Viertelstunde von Cintra, nach Lissabon zu, und war früher Privat-Eigenthum der Königin Carlota. König Carl V. von Spanien bewohnte es während der letzten Regierungsjahre seines Bruders, als die Intriguen seiner Schwägerinnen ihn zwangen, Spanien zu verlassen. Seine bekannte Protestation gegen die Erbfolge-Erklärung seiner Nichte, der Infantin Isabella, ist von Ramalhã datirt.

Ich galoppirte auf meinem Esel über das Pflaster der Cour d'honneur, und stieg beim Hauptthor ab. Aus den Fenstern guckten die hübschen Gesichter einiger Camaristinnen und Josen; sie lachten und moquirten sich wahrscheinlich über meinen sonderbaren Train, was ich ihnen nicht übel nehmen konnte und mitlachen mußte. Die Infantin Isabella Maria von Portugal ist eine kleine

Dame von ungefähr 40 Jahren, die in Vielem an ihre Schwester Maria Theresia, zweite Gemahlin König Karls V. erinnert, doch mag sie nie so schön gewesen sein, als diese königliche Frau. Ein schwarzes, sehr einfaches Kleid und alle Dehors eines zurückgezogenen Lebens scheinen dieser lebhaften und beweglichen Frau gleichsam aufgedrungen; ihre Conversation, die in den ersten Augenblicken kalt, berechnet und von weltlichen Dingen abgewendet ist, nimmt an Interesse und Feuer zu, wenn Momente ihres frühern Staatslebens berührt werden. Sie sprach mit trauervoller Theilnahme von ihren königlichen Verwandten in Bourges; doch als ich mir erlaubte, auf die Zeit ihrer Regentschaft hinzudeuten, leuchtete ihr Auge mit aller Gluth eines jugendlichen und süßlichen Feuers. Bekanntlich führte sie in ihrem 25. Jahre die Regentschaft des Reiches, zuerst während der Krankheit Johann VI. als Präsidentin der Regentschafts-Junta und dann, nach seinem Tode, als Regentin bis zur Rückkehr Dom Miguels im Jahre 1828. Diese Zeit einer fieberhaften Spannung und banger Ungewißheit wird hoffentlich in ihren Folgen bei einer

kräftigen Verwaltung aus Portugal verschwinden und nur das große Hospital, das die Infantin gründete, als einziges segensvolles Denkmal jener Zeit, ihren Namen im Munde der Armen an die Geschichte knüpfen. Sie war nie vermählt; der Gedanke, eine Jungfrau an der Spitze eines Landes zu sehen, das politische Fraktionen mit mittelalterlicher Aufregung durchwühlen, hat für Deutsche etwas so Ungewöhnliches, daß ich sehr begierig war, die Prinzessin auf dieses Thema zu bringen. Nachdem sie ziemlich lange und mit männlichem Ernste den damaligen Zustand Portugals geschildert, sagte sie: „Ja, zu jener Zeit war Portugal wie ein Ei, zwar klein, aber voll.“ Zum Schlusse hatte sie die Gnade, mir einige Merkwürdigkeiten ihres Schlosses zu zeigen: Modelle, chinesische Raritäten, einen Saal in Form einer Grotte, ein paar Gemälde in der Capelle u. s. w. Dann entließ sie mich, da sie ausreiten wollte, was sie täglich zu thun pflegt; sie kommt wenig zu Hofe und lebt sehr eingezogen.

Der König hatte mir befohlen, Ihre Majestäten nach Penha zu begleiten. Die Tour ward zu Pferde

gemacht, da der Weg nach der Felsenburg zwar breit und schön, aber für Wagen doch zu steil ist. Die Königin ritt einen großen grauen Esel, den stärksten und hochbeinigsten, der mir je vorgekommen; ein rother Lehnstuhlsattel, wie die Cacolets (Artolas) der Pyrenen, war ihm aufgelegt und ein Reitknecht führte einen treppenartigen Schemel nach. Ein schöner englischer Grauschimmel trug den König, der ein feder und gewandter Reiter ist und sich zu Pferde sehr brillant ausnimmt. Mir war ein großer Gaul portugiesischer Race zugetheilt worden; ein tüchtiges Thier, aber von einer Breite die trotz meiner ziemlich langen Beine mich öfters während des Rittes an das trojanische Pferd denken ließ. Der dienstthuende Kammerherr, Marquis de Santa Iria, ein alter General und gewandter Reiter, ritt der Königin vor, der eine Hofdame auf einem Esel folgte. Herr Diez und ein Adjutant des Königs waren die einzigen Begleiter Sr. Majestät. Diesen einfachen Train haben die jetzigen königlichen Herrschaften im flagranten Gegensatz zum unbequemen Prunke und zur lästigen Etiquette eingeführt, die früher an beiden Höfen der pyre-

naeischen Halbinsel Sitte waren. Diese Einschränkung erscheint um so wichtiger und wohlthuernder, wenn man den schädlichen Einfluß kennt und erwägt, den das übertrieben große Hofpersonal in allen seinen Branchen, von den obersten Hofchargen bis zu den subalternsten Bedienstungen als Camarilla auf alle Zweige des Staatswesens und selbst auf Privatverhältnisse ausgeübt hat; um diese vielfach verschlungenen Verzweigungen durchzuhauen, gehörte der festeste Wille, der Entschluß zu einem wahren Staatsstreiche. Bei dem Hofpersonal in Spanien und Portugal hörten die Verwandtschaften gar nicht auf oder es gab wenigstens eine Parität der Interessen, ein gegenseitiges Helfen und Heben, Ragen und Stürzen unter den divergirendsten Characteren und entferntesten Stellungen. Dieser ganzen unsaubern Wirthschaft ist jetzt zum Wohle des Landes ein Ende gemacht und es gibt am Hofe keine occulte Influenz und keine geheimnißvollen Kanäle mehr, sie mögen von Oben oder von Unten ausgehen. Dem geraden deutschen Charakter des Königs war dieses gesindelhafte Einschmeicheln und unmerkliche Eingreifen vom ersten Augenblicke an zuwider;

auch die Königin zeigte sich diesem inveterirten Unfuge nicht hold, und so bedurfte es nur einer Anregung, um das längst Beschlossene durchzuführen. Ein glücklicher Zufall stellte die Insolenz einiger Häupter der Camarilla Ihrer Majestät gegenüber in das grellste Licht; der König war eben abwesend; doch die Königin, der man gar zu gern an manchen Orten Mangel an Energie vorwerfen möchte, handelte allein, rasch und durchgreifend. Hochstehende Personen, die ihr zu trotzen versuchten, erhielten augenblicklich aus dem Munde Ihrer Majestät ihre Entlassung; als Andere insistiren wollten, ward ihnen derselbe Bescheid. Man zog sich in Masse zurück und glaubte wieder gerufen zu werden, doch geschah es nicht und Krone und Land sind von dieser Hofplage befreit. Es gibt Monarchen, die keine Frauen sind und das doppelte Alter dieser jungen Königin haben, die aber, auch bei voller Einsicht, sich ihrer nächsten Umgebung nicht so kräftig zu entledigen verstehen.

Am Schloßthore von Penha empfing der Oberst von Eschwege J. J. M. und führte sie durch alle Räume und Hallen, die neuen Arbeiten in Augen-

schein zu nehmen. Mehrere Bild- und Steinhauer waren beschäftigt Säulen und Giebel, Balustraden, Kapitälcr, Knäufe und andere Verzierungen in weissen Kalkstein auszuhaueu, was mit großer Kunstfertigkeit, vielem Geschmacke und einer bei uns nicht erreichten Vollendung geschieht. Penha, früher ein Hieronymiten-Filiale und Straßort des Klosters von Belem, ward bekanntlich von König Emanuel auf diesen Fels gebaut, den er von Cintra aus oftmals bestieg, um Vasco de Gamas Rückkehr zu erspähen, und von wo er in der That seine Flotte zuerst erblickte. Als die Klöster säcularisirt und verkauft wurden, fiel Penha einem Privatmanne zu, von dem der jetzige König das halb verfallene Gebäude erkaufte und mit Liebe und Kunst zu einer Ritterburg umstaltete. Die Bauart des heutigen Schlosses dürfte nach Murphys Classification in die Cathgorie der neuern normännisch-gothischen gehören, die zu Ende des zwölften Jahrhunderts aufblühte und durch die Normänner eingeführt, in vielen Küstenländern des süblichen Europa einheimisch ward. Ein Donjon, mehrere Seitenthürme, crenelirte Ringmauern und ein freier

Hofraum umgeben und überragen die zwei Hauptgebäude. Alles ist zwischen die höchsten Felsenspitzen und colossale Basaltklumpen hineingebaut und gleichsam eingepfercht; die Ueberreste des alten Klosters sind gewissenhaft beibehalten und restaurirt worden, wie einige Arkaden, die Schloßkapelle und ein kleiner, in bunter Fayence getäfelter Hof beweisen, die in ihrem jetzigen Zustande von den Hieronymiten herrühren, und in denen nur die abgefallenen Stücke wieder angepaßt und die wenigen Fehlenden kunstreich ersetzt wurden. Die Appartemens sind nach dem Geschmace des königlichen Paares mit großer Einfachheit verziert; doch enthalten sie eine Anzahl jener alten Meubel, an denen Portugal so reich ist und die bei uns so schlecht nachgemacht werden. Ein breiter Weg, theils gemauert, theils in den Fels gesprengt, führt in vielen Krümmungen über eine Zugbrücke zum äußern Schloßthor, über dem die königlichen Wappen von Portugal und Sachsen in erhabener Arbeit so fest angebracht sind, daß sie wohl allen Stürmen auf dieser lustigen Höhe widerstehen und durch Jahrhunderte vereint auf Land und Meer herabschauen werden. Durch

seine Lage und Aussicht ist Penha wunderschön und kann sich mit allen Ritterburgen, den Alten und den Modernen in allen Hochgebirgen und an allen Strömen, würdig messen; doch worin es Alle schlägt, ist in der Vollendung und Meisterschaft seiner architectonischen Verzierungen und Schnitzwerke. Es gibt am Rhein und in den bayerischen Alpen königliche und kronprinzliche Burgen, über die in Prosa und in Versen viel geschrieben wird und denen das Terrain eine größere Ausdehnung gestattet; wie ärmlich und schülerhaft sind aber ihre Verzierungen im Vergleiche zu den feinen Schnörkeln und fantastischen Arabesken, die mittelalterlichen Spigenträusen gleich, in Penha sich an die Arkaden schwingen, wie Epheu um die Säulen winden, von den Zinken und Ertern herabhängen, so geisterhaft weiß in dunkelblauer südlicher Luft, wie arabische Träume und Romanzen.

Nach der Rückkehr von Penha war Hofstaal im Schlosse zu Eintra. Die befohlenen Personen und der Hofstaat versammeln sich in einem langen Saale, auf dessen Plafond in einzelnen Caissons 27 gekrönte Schwäne gemalt sind, denen allerlei

Legenden einen verschiedenen Ursprung geben. Ein großer Kamin mit mannhohen Feuerböden von gemeißeltem Eisen soll aus den Ruinen des Schlosses Almeirim herkommen und Geschenk eines Papstes sein. Pombal ließ diesen Kamin hier anbringen, als er die Verwüstungen ausbesserte, die das Erdbeben auch in Cintra angerichtet. An den erwähnten Saal stößt ein Kabinet, wo König Sebastian den unglücklichen Zug nach Afrika beschloß, der mit der Niederlage von Alcacer-quebir (4. August 1578) und dem Tode des Königs endigte. Sein Armstuhl und die Bank seiner Rätbe befinden sich noch in diesem Kabinet; sie sind aus Fayence und mit eingebraunten Weinguirlanden bedeckt. Zwei dünne Granitsäulen stehen davor.

In dem bekannten und überall beschriebenen Eisernsaal (Salla das pegas) wird gespeist. Seine Decke und Frisen sind mit gemalten Eisern angefüllt, die im Schnabel einen Zettel halten, worauf „Por bem“ steht, gleichsam: honi soit qui mal y pense. Johann I. ließ diese seltsame Verzierung anbringen, um die Worte zu verewigen, die er ausgesprochen, als seine Gemahlin ihn beim

flagranten Delicte eines Ruffes ertappte, den er einer hübschen Hofdame gab. Dieser Saal ist einer der ältesten des christlichen Theils des Schlosses, da er unbestritten von König Johann I. herrührt, der von 1385 bis 1433 regierte, und dessen Motto dieses Por bóm entweder schon war oder doch wenigstens seither blieb. Vielleicht entnahm er es vom Kniebande, das unter allen Königen von Portugal ihn zuerst schmückte, und auf das er — etwa aus Galanterie für seine Gemahlin Philippa von Lancaster — großen Werth zu legen schien, wie aus seinem, von ihm selbst erbauten Mausoleum zu ersehen, an dessen Kopfseite es als heraldischer Schmuck angebracht ist. Dieser große König war der Erste, der das alte maurische Schloß von Cintra umbaute und sich zur Sommer-Residenz einrichtete. Es scheint unzweifelhaft, daß es früher das Alhambra der maurischen Könige von Lissabon war, wie die arabische Bauart einzelner Theile, namentlich der Ramine, die Springbrunnen und im ganzen Gebäude vertheilten fließenden Wässer, und besonders arabische Namen andeuten, die noch einzelne Abtheilungen führen. Schon die Unregelmäßigkeit

des ganzen Baues zeugt von mehreren Erbauern zu verschiedenen Epochen. An diese königlichen Bauherren und ihre Zeit erinnert jeder Schritt in diesem mit historischen Reminiscenzen angefüllten Schlosse. König Eduard, Sohn Johann I., wohnte viel in Cintra, das er zu seinem Lieblingsitz sich erkor, wie ein königlicher Brief beweist, der 1436 aus Cintra datirt, den Einwohnern dieser Stadt allerlei Privilegien verleiht. Dieses Schloß sah Alfons V. zur Welt kommen und sterben, seinen Sohn, den großen Johann II. zum König proklamiren; er vergrößerte es und Emanuel vollendete, was sein Vorgänger begonnen. Sebastian zog, wie erwähnt, von Cintra aus. Das Schloß der maurischen Könige und der großen Fürsten der Dynastie von Aviz blieb unter der spanischen Herrschaft verwaist; doch erlangte es unter dem Hause Bragança bald eine traurige Berühmtheit, als durch fünfzehn Jahre Alfons VI. darin als Gefangener lebte. Es wird das kleine Zimmer gezeigt, worin der unglückliche König so lang und so viel auf und nieder schritt, daß in dem Ziegelboden die Spuren seiner Tritte noch sichtbar sind. In einem Winkel des Zimmers soll er

Stundenlang gestanden und nach dem Felsen gesehen haben, den ein maurisches Kastell krönt und von dem herüber einer seiner Anhänger ihm Zeichen machte; doch hat diese kleine, so lang genährte Hoffnung zu nichts genügt, sie ward entdeckt und Alfons VI. nach einer noch engeren Zelle gebracht, die kaum das Tageslicht einkieß; eine kleine Oeffnung ging nach der Kapelle, damit er Messe hören könne, ohne daß das Volk ihn sehe. Hier starb er am 12. September 1683 und liegt nun in einem hölzernen Sarge hinter dem Haupt-Altar im Kloster von Belem. Dieses klägliche Ende nahm der unglückliche Herr, der den Beinamen „der Siegreiche“ während seiner ersten Regierungsjahre geführt, für den Schomberg und Marialva Schlachten schlugen, und der endlich hier so lange Jahre dahinsiechte, in Trauer um eine verlorne Krone und um ein geraubtes schönes Weib. Ein peinliches Gefühl ergriff mich beim Anblick dieser kahlen Wände, stummer Zeugen so elend gefallener Größe; nur der Gedanke an Alfons VI. schwarzen Unbath gegen seine geistreiche und schöne Mutter, die große Regentin Francisca von Gusman, vermag so viel

harte Schläge als historische Gerechtigkeit erscheinen zu lassen.

Sehr merkwürdig und für den portugiesischen Adel von großem Werthe ist der Wappensaal (Salla das armas oder dos cervos wegen aufgereihter Hirschhäupter); ein runder Saal im zweiten Stockwerke, den König Emanuel mit den Wappen aller portugiesischen Geschlechter ausschmücken ließ. Die Mitte der Wölbung nimmt das königliche Wappen von Portugal und Algarbien ein; herum reihen sich die acht Wappen der damals lebenden Infanten und Infantinnen, und um diese in Gruppen, dann längs der Frise in langer Reihe sind vier und siebenzig Schilder des portugiesischen Adels angebracht; zwei davon sind später herabgerissen worden; es sind die Wappen von Aveiro und Tavora, wegen der Verschwörung unter Joseph I. Das Schild des Hauses Coelho hängt noch im Saale, obwohl durchgestrichen, angeblich wegen des Mordes der Inez de Castro; doch klingt dieß nicht wahrscheinlich, da die schöne Frau, „die nach ihrem Tode Königin war“, beinahe zwei Jahrhunderte vor Errichtung des Wappensaales ermordet wurde (1355), und

überdies das Wappen der Familie Pacheco unverfehrt dort prangt, obwohl Lopez Pacheco der Spießgefelle des Pedro Coelho war.

Viele der vier und fiebzig Gefchlechter find nun ausgeftorben, obwohl es nicht viel über dreihundert Jahre her ift, daß die Wappen hier hängen, da König Emanuel von 1495 bis 1521 regierte. Er ließ als Sanction für den Saal und Adel um die Frife des Saales in goldenen Buchftaben fchreiben:

Pois com esforços e leaes
 Serviços forão ganhados
 Com estes e outros taes,
 Devem de ser conservados.

Die großen portugiefifchen Häuser legen noch heute viel Werth darauf, ihre Wappen im Saale von Cintra zu wiffen, und es gilt dieß eigentlich als der vornehmste Beweis altadeliger Abftammung, da König Emanuel mit der Aufnahme fehr ftreng gewefen fein foll.

Leider fteht mitten im Saale ein Billard; wäre es ein großer Schenk- oder Zechtiſch, es stünde zwar auch nicht fein, thäte aber doch nicht fo weh, als die

Anomalie eines Billards in der Probenhalle alter Geschlechter. Uebrigens ist in diesem alten Schlosse Alles eine sonderbare Mischung maurischer und christlicher Ritterzeiten, und wer keinen historischen Sinn hätte, muß ihn nothwendig hier bekommen, wo jeder Schritt an die große Geschichte kampflustiger und abentheuernder Jahrhunderte mahnt. Auch stimmt in allen Theilen das beständige Rieseln und Rurmeln des Wassers ganz besonders zur Schwermuth; zahlreiche Terrassen erheben sich in Stockwerken; mitten in diesen hängenden Gärten springt das Wasser aus marmornen Bassins, schwingt sich in festen Bogen bis zur Zinne des Schlosses, fällt in Garben und Kaskaden, durchläuft alle Säle, Höfe und Hallen dieses fantastischen Pallastes, versiebt sie alle, füllt im ersten Stockwerk ein großes Bassin, worin ein Nachen schwimmen kann, und vertheilt sich in mehrere Reservoirs, die einem kleinen Hof und Cabinet künstlichen Regen geben, dergleichen man in Nigen bei Salzburg im Kleinen sieht. Der Theil des Schlosses, wo sich gegenwärtig die Appartemens JI. MM. befinden, war früher die Wohnung des maurischen Gouverneurs; gekuppelte Fenster mit Ara-

besten in Granit, dazwischen dünne Torssäulen mit gedrückter Wölbung, die Thorhalle und Thürme (es waren ihrer noch mehrere vor dem Erdbeben von 1755), sind noch heute rein arabischer Bauart; die Illusion wird vollkommen, wenn ein Kastellan herumführt, der den altnaurischen Titel Almorarife führt. Zum Schluß will ich noch der Küche erwähnen, die, einer Waffenhalle gleich, groß, weit und gewölbt, mich an die königlichen Küchen im Schlosse zu Windsor mahnte; eine Aehnlichkeit mehr mit letztern gibt die englische Reinlichkeit der Hofküche zu Cintra, eine lobenswerthe Eigenschaft, die vom Hofe auf die getreuen Vasallen und öffentlichen Speiseanstalten übergehen sollte. Die seltsamen thurm- oder vielmehr zuckerhutähnlichen Schornsteine sind auch inwendig von derselben conischen Form, nur vollkommen frei gebaut; ein Engländer hat sich hier lange Zeit geübt Drangen hinauf zu lanciren, die zur kleinen Oeffnung heraus fliegen sollten, was schwer genug sein mag, da bei der unmerklichsten schiefen Richtung die Drange an die sich zuspitzenden Seitenwände anstößt und zurückprallt; endlich soll es dem geduldigen Insulaner

doch gelungen sein, es zu einer klassischen Fertigkeit zu bringen.

Die Umgebungen von Coimbra sind überall beschrieben und besungen worden; ich begnüge mich also zu sagen, daß auch ich einige Tage damit zubachte, Colares, seine Gärten und Weinberge, die neue Ruine des Schlosses Monserrate und das berühmte Korfkloster zu besuchen, das der große Vicekönig von Indien, João de Castro, zwischen die höchsten Felsen im Jahr 1560 gebaut und das vier Jahre darauf vom Papste Pius IV. einige Privilegien erhielt, die noch in Stein gehauen im Kirchlein zu lesen sind. Dieses arme Kloster, in den Fels gehauen, mit Wänden, die durch Kork vor der Nässe geschützt werden, ist seines Gründers, des frommen und armen Helden würdig, der sterbend seinem Freunde, dem h. Franciscus Xaverius, sagte: „Der Vicekönig von Indien stirbt so arm, daß er nicht ein Huhn bezahlen könnte.“ D. João de Castro, vierter Vicekönig und dreizehnter Gouverneur von Indien, starb am 6. Juli 1548 und wurde auf öffentliche Kosten begraben, da er gar kein Vermögen hinterließ. Die große Gestalt dieses

„legten portugiesischen Helden in Indien“, wie er in Portugal allgemein genannt wird, ist einer der Pichpunkte der lusitanischen Geschichte, auf dem das Auge gern weilt, mitten unter zahllosen Gräuelszenen, die alle Siege und Entdeckungen dieser Zeit besiedelten. Auch ist das Andenken an den großen christlichen Helden in seinem Volke noch heute frisch und lebendig, in merkwürdigem Gegensatz zu manchen, vielleicht höher gebildeten Ländern, wo man großer Männer nur gedenkt, wenn sie die Krone trugen, und die Andern höchstens als Folie gelten läßt. In der Gallerie der portugiesischen Gouverneure von Goa hängen die Bilder ihrer Vorgänger, die alle jene wunderbaren Reiche entdeckten, eroberten und verwalteten, um die sich seither Frankreich, England und Holland stritten. Diese merkwürdigen Bilder sind zum großen Theil, jedoch nur in sehr wenig Exemplaren, durch einen portugiesischen Offizier in Europa bekannt geworden. Ich war so glücklich, eine dieser Sammlungen durch die Günst der Frau Marquise von F. zu erhalten. Franz von Almeida, der erste Vicelkönig von Indien, in schwarzer Tracht und herab-

hängenden, gleichsam polnischen Aermeln, bildet das erste Stück; sein finst'rer Blick, vor dem Asien erzitterte, scheint in der Erinnerung an Feuer und Brand, an die Hekatomben von Mombaca und Dabul zu weilen. Ihm folgt Alfons von Albuquerque, der Held von Goa und dem rothen Meere, mit langem grauen Barte, der bis zum Gürtel herabreicht; von dem die Indier beim Anblick seiner ehrwürdigen Leiche mit dem großen Barte und weißer Dalmatifa von San Thiago sagten: er ist nicht todt, Gott hat ihn zu sich gerufen, um die himmlischen Heerschaaren zu führen. Hierauf Albergaria, Sequeira und Menezes; dann kommt Vasco de Gama, der erste Entdecker, der bekanntlich durch ein und zwanzig Jahre vergessen werden konnte. Ein kleines Barett bedeckt sein Haupt; die Hand ruht auf dem Helm; darunter steht: D. Vasco de Gama, Conde Almirante dos mares da India. Nach sechs Andern in den schönsten alten Trachten folgt João de Castro. Alle Uebrigen führen Commandostäbe, nur in seiner Hand ist ein Palmenzweig und ein Lorbeerfranz auf seinem Haupte. Ein langes, faltenreiches Gewand in roth und Gold, mit haushühen Aermeln

umhüllt die große Gestalt des Vizekönigs; mit der Linken greift er nach dem Schwerte; durch die Oeffnung wird ein blaßgrünes Unterkleid sichtbar, das große goldne Knöpfe schließen, die an keinem seiner Vorgänger bemerkbar sind; vermuthlich wurden sie damals erst Mode. Der Ausdruck tiefer Schwermuth ist in seinen Zügen zu lesen; vielleicht denkt er an den Tod seiner beiden Söhne, die er bei der Belagerung von Diu verlor, wovon der große portugiesische Dichter sagt:

Até que nas maiores oppressões
 Castro libertador, fazendo offertas
 Das vidas de seus filhos, quer que fiquem
 Com fama eterna, e a Deos se sacrificuem. *)

Vom Korffloster ist der erste Gang nach Penha Verde, João de Castro's Landsitz, wo er, von seinen Siegen in zwei Welttheilen ausruhend, ernstern Studien oblag und Bäume pflanzte. Hier ist auch ein kleiner, mit wenig Bäumen (ursprünglich sechs, nach Andern fünfzehn) beplanzter Fels, o monte

*) Os Lusíadas. C. X. Est. 69.

das Alviçaras, den der bescheidene Heß sich von Johann III. als Belohnung nach der Belagerung von Diu ausbat, um ihn seinem Garten zu vereinen. Einer seiner Nachkommen hat durch folgende Inschrift, die in den Fels selbst gehauen, dieß verewigt:

D. Joanes de Castro Indiæ Prorex Augustus
Felix Pius triumphator invictus Orientis opumque
domitor ac contemptor collem hunc a Rege
tantum pro Asia devicta postulatum victrici
Crucis labro Consecrandum reliquit.

Episcopus D. Franciscus de Castro nepos
votum solvit anno Christi 1515 CXXXI.

João de Castro hat diese Quinta seinen Nachkommen mit der sonderbaren Klausel hinterlassen, daß sie darin keine Obstbäume (arvres fructiferas) ziehen dürfen und den Garten nur zur Annehmlichkeit und nicht zum Nutzen unterhalten sollen. Eine merkwürdige Sammlung indischer Alterthümer ist in dem dazu gehörigen Hause aufgestellt, darunter ein Stein mit einer langen Inschrift, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Gotte Seeva oder

Schima geweiht ist; sie besteht aus 76 Versen, wovon mehrere bis heute unverständlich oder zweifelhaft sind. Wilkins und Murphy sprechen von diesem Steine; Letzterer gibt eine Abbildung davon.

Von Penha Verde ritt ich nach Seteiras, dem früheren Pallaste des letzten Marquis von Marialva, nun seiner Tochter, der Marquise von Pourical, gehörig. Hier wurde 1808 die bekannte Kapitulation von Cintra geschlossen, der zufolge die französische Armee Portugal räumen mußte. Eine doppelte Allee säculärer Kastanienbäume faßt zu beiden Seiten einen breiten Rasenplatz ein, den ein eisernes Gitter schließt, und führt zum Pallaste, der in altfranzösischem Geschmacke aus zwei Pavillons besteht, die eine Art Triumphbogen verbindet. Ueber demselben sind die Büsten Johann VI. und der Königin Carlota nebst einer schwulstigen Motivtafel angebracht. Auch hier geben mehrere Punkte die schönste Aussicht auf die nächste Umgebung, die weite Ebene und das Meer.

Noch blieb mir Mafra zu sehen, das die Portugiesen so gern ihr Escorial nennen. Ich wählte einen schönen Morgen und ritt noch vor Sonnen-

aufgang mit dem Grafen Teleky nach dem drei Meilen entfernten Kloster. Unsere muntern Klepper sagten im Galopp über den mit Steinen bedeckten, manchmal sogar gepflasterten Weg, der jedoch unglaublich vernachlässigt ist, obwohl der Hof fast jährlich nach Mafra kommt und jeder Fremde, der sich nur einige Wochen im Lande aufhält, das größte Gebäude Portugals gewiß besucht. Schon beim Ausritte aus Cintra sahen wir Mafra vor uns liegen und behielten es beinahe den ganzen Weg im Auge. Endlich kamen wir an eine lange Mauer, die den großen Kloster- oder Schloßpark (tapada de Mafra) umgibt, ritten eine Weile längs derselben, bogen dann um eine Ecke und waren am Fuße des großen Gebäudes. Der erste Eindruck ist so ungeheuer, so kalt und so traurig, daß man unwillkürlich von einem unheimlichen Gefühl beschlichen wird. So muß es einem zu Muth sein, wenn man in den ägyptischen Wüsten um die Pyramiden oder halbverschütteten Monumente herumirrt. Nur Johann V., diesem baulustigen, halb mönchischen Könige, konnte es einfallen, die brasilianischen Millionen in dieser Einöde an einer

Schöpfung zu vergeuden, die in ihrem Entstehen den Keim eines nahen Verfalles tragen mußte. Wie alle königlich portugiesischen Bauten des vorigen Jahrhunderts, ist Mafra nach dem Maßstabe eines der größten Reiche des Erdballs angelegt, wie für die Ewigkeit, riesenhaft begonnen und mußte dennoch bei Umwälzungen mit leiden, fallen und unverhältnißmäßig groß erscheinen. Wenn man die Pläne und Handlungen der Könige aus dieser Zeit mit etwas Aufmerksamkeit verfolgt, scheint es, daß sie den Unterschied zwischen weit entfernten Colonial-Besitzungen und einem großen und mächtigen Mutterlande nie eingesehen. Sie maßen die Längen- und Breitengrade ihrer Urwälder und Savannen in Südamerika, die wüsten Striche von einer afrikanischen Factorei zur andern, verglichen sie selbstgefällig mit dem Umfange der größten und mächtigsten europäischen Reiche und dünkten sich den Ersten mindestens gleich. So nur ließe sich diese Sucht erklären, es in Allem allen Königen und Reichen zuvor zu thun, durch Pracht zu überbieten und in leerer Ostentation die Milliarden zu vergeuden, die vernünftig angewandt das kleine

Mutterland auf die künstliche Höhe geschwungen hätten, die England in der Staaten-Hierarchie bei der Hemisphären heute einnimmt. Johann V. hat während seiner 43jährigen Regierung dieß mehrmals bewiesen. Mit bedeutenden Opfern erkaufte er das Patriarchat von Lissabon, damit der Patriarch bei feierlichen Anlässen den Papst und sein Domkapitel, das h. Collegium, vorstelle; er wollte den Titel „Allergetreueste Majestät“ führen, weil Ludwig XIV. der Allchristlichste König war, und er in Glanz und Rang mit ihm zu wetteifern dachte. Millionen wurden auf Klöster, Kapellen, geistliche Donationen, Umzüge, Prozessionen und kirchliches Gepränge verwendet. Ja es wird von ihm erzählt, daß er u. A. so gern in seinen letzten Regierungsjahren Seelenmessen lesen ließ, daß ihm endlich viele Todesfälle geheim gehalten wurden, da er bei Nachricht vom Ableben auch ihm ganz unbekannter Personen hunderte von Messen für sie anordnete und zu diesem Zwecke die größten Summen verwendete. Es ist auffallend, wie oft diese weltliche, sinnliche Freude am Gepränge religiöser Ceremonie sich bei den Königen von Portugal aus dem Hause

Bragança wieder findet. Wie von König Friedrich I. von Preußen geschrieben wird, er habe aus Ueberzeugung täglich allen Vorschriften der Etiquette, so mühsam sie auch waren, sich gewissenhaft unterzogen, so sehen wir Johann V., Maria I. und Johann VI. zahllosen Kirchenfesten in Galla und mit vielem Prunke beizohnen und dabei stets jene Stelle einnehmen, die das katholische Rituale den Fürsten unseres Glaubens als Schutzherrn der Kirche gewährt. Diesem Umstande wohl mehr als wahrhaft religiösem Gefühle mögen die colossalen Kloster- und Kirchenbauten jener späteren Zeit und der genannten Könige zuzuschreiben sein; doch sei dieß gesagt, ohne denselben das Verdienst ihrer guten Werke nehmen zu wollen.

Ueber den Ursprung von Mafra wird erzählt, daß Johann V. während einer schweren Krankheit, nach Anderen, um vom Himmel einen Erben zu erhalten, gelobt habe, an dem Orte seines Reiches eine Abtei zu bauen, wo das ärmste Kloster stünde. Nach seiner Genesung oder der Geburt Joseph I. ward überall geforscht, und es fand sich auf einige Meilen nordwestlich von Lissabon eine, von wenigen

Kapuzinern von Arrabida bewohnte Hütte. Dort wurde des Königs Gelübde erfüllt und das heutige Kloster von Mafra erbaut. Der Plan ward aus Italien geschickt, doch sieht man an seinen Dispositionen, daß die unglückliche Nachahmungssucht zum Grunde lag und dem Könige der Escorial Philipps II. vorschwebte. Wie dort, nimmt die Kirche die Mitte ein und das in 300 Zellen getheilte Kloster die Flügel hinter dem Chor; auch bilden, wie im Escorial, die Gemächer für die königliche Familie die beiden Seiten der Kirche. Doch ist in jeder Beziehung Johann V. nur ein schlechter Nachahmer Philipps II. gewesen. Der Escorial, mitten in Felsen, hoch auf der mächtigen Gebirgskette Guadarrama, beherrscht ein weites Land, Fluren und Ströme, Schlösser und Städte, endlich die Metropole des Reiches. Mafra liegt in einer kahlen, unfruchtbaren, öden Ebene. Vom Portal der Kirche sieht man nur das armselige kleine Städtchen, das, Pygmeenzellen gleich, zu den Füßen des Kolosses liegt. Nur von der hohen Terrasse breitet sich die Aussicht über Land und Meer, nach den Bergen von Cintra, dem Tagus und Lissabon.

Murphy, der als Baumeister und Kunstkenner so hoch steht, fällt über Masra folgendes strenge Urtheil: „Wären die Schätze, die dieses Kloster gekostet, einem besseren Plan zugewandt worden, so hätte es ohne Zweifel eine in architectonischer Beziehung ausgezeichnetere Masse von Gebäuden gegeben, als der Escorial. Doch besaß der Architect unglücklicher Weise weder den Geist zur Auffassung (to conceive), noch die Hand zur Ausführung einer einfachen Hütte, viel weniger einer Basilika. Dieser Mann hieß Friedrich Ludovici; er war ein Goldschmied von Profession.“ So hart und absprechend dieses Urtheil klingen mag, muß es doch im Munde eines so großen Meisters wie Murphy mit Achtung gehört und erwogen werden; auch mag es in Beziehung auf Regeln und Gesetze der Kunst seine Richtigkeit haben; dem ungeachtet muß eine so kolossale Steinmasse, an der die edelsten Materialien verschwendet sind, seiner Größe wegen imposant erscheinen. Ein berühmter Marschall sagte mir einmal: „Hunderttausend bewaffnete Rathhäuser würden einen imposanten militärischen Anblick geben.“ Ich glaube, ohne zu sehr zu hinken, diesen Ausspruch auf Masra

anwenden zu dürfen; ein Gebäude von 1150 Fuß im Gevierte, mit 2500 Fenstern und Thüren, 866 Sälen, Kammern und Zellen, mit zwei Hauptthürmen von 350 Fuß Höhe jeder, einer höhern Mittelkuppel, einem großen Hofe, zwei mittleren und sechs kleineren Höfen, das Alles zusammen mag so fehlerhaft als möglich gebaut sein, wird aber dennoch Erstaunen erregen und großartig erscheinen. Wenn man in die Details noch mehr eingeht, muß trotz Millionen und Zeit es immer unglaublicher erscheinen, daß ein so ungeheurer Bau während einer einzigen Regierung durch die materiellen Kräfte eines einzigen Landes aufgeführt werden konnte. Die genaue Ziffer der Ausgaben wurde nie mit Bestimmtheit ermittelt, da Johann V. nie Hauptrechnungen dulden wollte, vielleicht um sich über die Summe Illusionen zu machen; doch geben Einige den vollen Betrag auf 19 Millionen Cruzados, Andere nur auf 84 Millionen Reis an, was Beides mit einer in Mafra allgemein verbreiteten Angabe nicht stimmt, der zufolge die beiden Glöckenspiele der zwei Thürme allein in Antwerpen mit einer Million Cruzados bezahlt wurden. Allerdings sind diese Glöckenspiele

wirklich vortrefflich und u. A. deßwegen merkwürdig, weil sie auf mehr als hundert Schritt Entfernung von einander, zusammenspielen und dieselben Stücke gleichsam à quatre mains so vollkommen ausführen, als wenn Lisi und Clara Wieb im Gewandhause zu Leipzig auf zwei Flügeln spielen und sich den Rücken kehren. Die Glocken, die über den Glockenspielen hängen, wiegen in jedem Thurme 14,500 Arroben (1 Arrobe = 25 Pfd.) An allen diesen Riesenwerken ließ Johann V. durch dreizehn Jahre (1717—1730) unausgesetzt arbeiten; einigen Registern zufolge, die noch in Mastra aufbewahrt werden, waren im Durchschnitt 14,700 Arbeiter aus allen Theilen des Reiches als Frohndienst oder für Geld beschäftigt. Von der Menge Nebenkirchen und Kapellen, die alle sich innerhalb des großen Körpers befinden, kann man sich keinen Begriff machen. Eine Todtenkapelle mit schwarzen Marmor-Bekleidungen war nur für Seelenmessen im Angesichte der Särge bestimmt. Die Krankenskapelle ist mit Alkoven von Fayence umgeben, in denen sich die Betten befanden; dann kommen die Kapellen für Gefangene, in Reklusion Lebende,

für den Abt, das königliche Gefolge, den Hof; im Corps de Logis die Privatkapelle für die Person des Königs; auch andere für besondere Festtage bestimmte oder einzelnen Heiligen gewidmete sind in entlegnern Flügeln dieses ungeheuren Gebäudes gleichsam verloren; endlich zahlreiche Seitenkapellen der Basilika, die alle mit einer Profusion von Statuen und Basreliefs in weißem Marmor angefüllt sind. Diese Bildhauerarbeiten ersetzen eine große Anzahl Gemälde, die durch Franzosen, Italiener und Holländer gemalt wurden, welche Johann V. zu schneller Vollenbung, ohne viel Wahl oder Prüfung, rekrutiren ließ. Sie sollen sehr schlecht gewesen sein, doch auch die plastischen Ersatzstücke sind mit wenigen Ausnahmen von geringem Werthe. Sie wurden sämmtlich durch portugiesische Bildhauer angefertigt, die ein Italiener, Namens Justi, zu einer Schule vereinte. Die Steine hiezu sind aus den Bergen von Cintra und den Gruben von Pero-Pinheiro, wo auch der schwarze und rothe Marmor bezogen wurde, der die Wände der Hauptkirche bedeckt und die Altäre schmückt. Dieser farbige Marmor ist von der größten Schönheit, feinkörnig und der schwarze

ganz ohne weiße Adern. Die beiden königlichen Palläste, die zu beiden Seiten der Hauptkirche deren Flügel bilden, wurden noch unter Johann VI. regelmäßig vom Hofe bewohnt; der nördliche Flügel heißt der Pallast des Königs, der südliche jener der Königin. Trotz ihrer langen Enfiladen vermißt man in diesen Pallästen auch nur einen, solcher Größe entsprechenden Saal; selbst der Thronsaal ist von mittelmäßiger Dimension; einige leibliche Fresken, schwere rothe Sammt- und Damast-Gardinen geben ihm einigermaßen ein anständiges Ansehen. Alle übrigen Appartemens sind unbequem vertheilt, unwohnlich, mit geschmacklosen Zimmermalereien grell überpinselt und in keinem steht auch nur ein Stuhl, worauf man sich setzen könnte, wenn man ein paar Stunden die Beine auf Gängen und Treppen sich müde gelaufen. Der Almorarife machte uns mit vieler Wichtigkeit bemerklich, daß sämmtliches in den Zimmern zu Thüren und Fenstern verwendete Holz aus Brasilien gekommen, was übrigens zur Schönheit dieser Gegenstände nichts beiträgt und wir auf guten Glauben annehmen mußten, da ein Anstrich von graublauer Wasserfarbe die edelsten Holzarten voll-

kommen der gemeinen Kiefer des schlesischen Sandes gleich machte.

Wenn auch in architektonischer Beziehung noch so viel Fehler vormalten mögen, so ist doch dafür die Maurer-Arbeit vollkommen gelungen zu nennen. Unsere Führer, gefällige, durchaus inoffensive Leute *), geleiteten uns durch viele gewölbte Gänge, Entresols, SchneckenTreppen und Couloirs, die alle nach hundert Jahren sich in so vortrefflichem Bauzustande befanden, daß auch nicht ein Stück Mörtel abgefallen war. So kamen wir auf die Terrasse, die, in weißem Kalkstein getäfelt, das Dach des

*) Unter ihnen befand sich auch der von Herrn v. S. in seiner Reise nach Portugal so mörderischer Gefinnungen bezüchtigte Räuber. Dieser harmlose Greis, der gewiß seine Mordlust nur auf die Spinnen der Gewölbe von Mafra ausgedehnt, hat sicher nie gehabt, daß ein deutscher Tourist und Kammerherr seinen unschuldigen Schlüsselbund mit Blut, Raub und politischer Rache in Verbindung setzen würde. Ich glaube, dieser Verdacht ist auf Rechnung der lebhaften Einbildungskraft des Autors zu setzen, die es ihm auch vorsichtiger erscheinen ließ, nicht so oft die Oper in Lissabon zu besuchen, um nicht Nachts auf den Straßen angefallen zu werden.

Klosters bildet. Wir blickten auf den mittleren Hof herab, der durch Larus und Buxbaumhecken, Rosen und Lorbeerbüsche und ein paar Springbrunnen einen altfranzösischen Garten bildet. Dann sahen wir den Park, der drei Leguas im Gevierte enthält und worin viel Wildpret sein soll. Der König kommt öfters darin zu jagen. Nach unserer Rückkehr sahen wir noch die Bibliothek, die in einem großen gewölbten Saale aufgestellt, ungefähr 40 Tausend Bände, und darunter viele seltene alte Werke enthält. Sie wird durch zwei alte Geistliche in musterhafter Ordnung erhalten, von denen einer einen zweckmäßigen Catalog anfertigt. Im Vorsaale des Klosters, Galiléa genannt, nahm ich Abschied von den würdigen Geistlichen und Mönchen, die durch sechs Stunden mit unbeschreiblicher Geduld mich in allen Winkeln des kolossalen Mafra herumgeführt hatten. Ich ritt nach Cintra und den andern Morgen nach Lissabon zurück, um mich auf eine größere Tour im Norden des Landes vorzubereiten.

V.

Seefahrt nach Figueira und Flußfahrt auf dem Mondego. —
Coimbra. — Ritt nach Aveiro und Nachtfahrt auf dem See von
Ovar. — Oporto. — Ritt nach Braga und Guimarães. — Die
Cerra und das Kloster von Bussaco. — Pombal und Leiria. — Die
Klöster Batalha und Alcobaça. — Rückkehr nach Lissabon.

1. The first of these is the fact that the
the first of these is the fact that the
the first of these is the fact that the
the first of these is the fact that the

— — — — All were glad,
And laughed, and shouted, as she darted on,
And plunged amid the foam, and tossed it high,
Over the deck, as when a strong, curbed steed
Flings the froth from him in his eager race.

Percival.

Am 12. Juli Morgens bestiegen wir den Vesuvio, einen der portugiesischen Steamer, die wöchentlich von Lissabon nach Dporto gehen. Sie bilden die Hauptverbindung zwischen den zwei größten Plätzen des Landes, da die Straßen im Innern so schlecht sind, daß der reitende Post-Courier, der die Briefe der Mittelstationen besorgt, vier oder fünf Tage braucht, wo die portugiesischen Dampf-

schiffe in sechs und dreißig und die englischen gar in achtzehn Stunden eintreffen. Das schönste Wetter begünstigte die ersten Stunden unserer Fahrt; schnell ließen wir die Ufer des Tagus, die Fanale und den Cabo da Roca hinter uns, doch als wir gegen Mittag uns den Berlengas näherten, erhob sich ein heftiger Wind, die Atmosphäre wurde drückend und schwer, das Meer warf große Wellen und unser Schiff tanzte wie eine hohle Ruß, hoch in die Lüfte gehoben oder in Abgründe geschleudert; gegen Abend wurde das Wetter noch schlechter und drohte Nachts in einen förmlichen Sturm auszuarten. Unsere sämtliche Reisegesellschaft, Portugiesen verschiedenen Kalibers, füllten seekrank die Kabinen, heulten und wimmerten in allen Tonarten; Graf Teleky und ich wickelten uns in unsere Mäntel und streckten uns auf das Dach der Dunette, da das Rollen und Schaukeln diese Stellung noch zuließ, und so trachteten wir, in der apathischen, gedankenlosen Ruhe, die solchen Momenten eigen, uns auf die wenigst unbequeme Weise in unser Schicksal zu fügen. Dieser angehende Sturm hatte für uns noch das Unangenehme, daß er unsere Marschroute zu stören vermochte,

da wir an der Mündung des Mondego landen wollten, was bei Fortdauer der heftigen Bewegung des Meeres unmöglich werden konnte und uns, wenigstens bis Oporto, zu einer Gattung Reise wider Willen gezwungen hätte. Unser guter Stern erbarmte sich indessen unser: gegen Mitternacht ging der Mond auf und calmirte die Wellen; es ward etwas heiterer und ruhiger, obwohl das Meer, noch in scheidendem Grolle, von den letzten Windstößen gepeitscht, schäumende Wassermassen über das Verdeck stieß. Gegen drei Uhr Morgens befanden wir uns dem Cap Mondego gegenüber; wir hatten zwei und zwanzig Stunden gebraucht, wozu gewöhnlich zehn bis zwölf genügen. Das Meer war noch so bewegt, daß an diesen seichten Stellen auf eine Seemeile vom Ufer gehalten werden mußte; der Dampf wurde abgelassen, doch konnten die Anker nicht geworfen werden. Man feuerte einige Signalschüsse und lancirte Raketen, um die am Strande wohnenden Schiffer aufmerksam zu machen, daß man ihrer harre; doch, war es Wetter oder fester Schlaf, wir mußten über eine Stunde warten und beinahe den ganzen Vorrath an blue lights

verbrauchen, ehe ein paar Rähne sich bis unter den Vesuvio durcharbeiteten. Eine Bergwerks-Commission, die aus Vissabon kam, den Höhenrücken vom Cap Mondego bis Montemor zu exploriren, beeilte sich, vom ersten Rahn Besitz zu nehmen; doch waren diese Herren schwer, zahlreich und mit viel Gepäck beladen, erreichten auch weit später den Sand als wir, die als bescheidene Privat-Touristen den Pass erdirt und uns mit der zweiten Barke begnügt hatten. Dennoch waren auch wir über zwei Stunden ein Spiel der Wellen, die, groß und klein, sich förmlich damit zu erlustigen schienen, uns zu schaukeln und herumzuwerfen. Endlich ward das Meer ruhig genug, um daß unsere sechzehn Ruderer es wagen konnten, mit angestrengter Arbeit sich dem Ufer zu nähern, ohne befürchten zu müssen, an einem der halbverborgenen Felsenriffe zerschellt zu werden. Bei hellem Sonnenschein sprangen wir unterhalb des Dorfes Buarcos ans Land und wurden sogleich von einem Schwarm Zollwächter überfallen, die sich unserer wenigen Habe bemächtigen wollten. Graf Teleky langte unsern vom Minister des Innern unterzeichneten königlichen Freibrief (Portaria) hervor, doch

konnte unglücklicher Weise keiner der Douaniers lesen, und wir mußten uns gefallen lassen, in Gesellschaft zweier von ihnen eine Viertelstunde in tiefem feinem Sande bis Figueira zu waten, wo der Gouverneur, ein des Lebens kundiger Mann, über uns und unsere Effekten aburtheilen sollte. Wir luden die incriminirten Päcktaschen auf die Rücken einiger Fischer und stiegen schläfrig, gelangweilt und müde zwischen Trockenplätzen voll Seesalz, Fischen und Regen einher, bogen um das Castell von Santa Catarina de Figueira, das den Eingang in den Mondego hart am Meeresufer bewacht, sahen einige halbverfallene Alayas, die umliegende Hügel krönen, und nahmen endlich von ein paar engen Zellen im einzigen Gasthose zu Figueira Besitz, wo auf großen Mais-Strohsäcken wir bald die letzte Nacht vergaßen.

Figueira ist ein wenig interessanter Ort von sechs bis sieben tausend Einwohnern, die Salz, Del, Fische und Früchte ausführen, und an deren Stadt Niemand dächte, wenn sie nicht am Ausfluß des Mondego läge — des Flusses, an dessen Namen die Geschichte und Poesie, die Chroniken und Ro-

manzen des alten Portugal sich knüpfen. Das Castell ist von geringer Bedeutung, die Alalayas sehen öde und halbverfallen auf Land und Meer herab, und die heutigen Einwohner, meist Fischer, kümmern sich wenig um die ritterliche Vergangenheit und politisirende Gegenwart ihres schönen Vaterlandes. Ihre Verbindungen mit Lissabon und Oporto sind nur unbedeutend und selbst das nahe liegende Coimbra, nossa Athena von den Portugiesen genannt, hat mit Figueira nichts zu thun, als Briefe der vorbeifahrenden Dampfschiffe abzuholen oder Studenten während der Ferien einzuschiffen. Auch dachten wir nicht daran, uns länger hier aufzuhalten, doch als Rabelais' Viertelstunde, der Zahlungsmoment, gekommen, war Niemand im Gasthof und in den Kaufläden der Handels- und Hafenstadt Figueira, der den Werth einer portugiesischen Banknote von zehn Cruzados kennen oder sie wechseln wollte. Portugal ist jetzt mit Papiergeld aller Art angefüllt, das von der Regierung und von den Tabakpächtern ausgegeben und zum Theil von den Emitenten nur in Kupfergeld eingelöst wird; letzteres unterliegt natürlich einem steten Disconto, da Nie-

mand Lust hat, sich für ein Stück Papier mit Säcken Kupfermünze zu beladen, die noch dazu in Portugal von großer Dicke und Schwere den österreichischen 30 (i. e. 6) Kreuzer-Stücken gleichen. Einen ähnlichen Zustand habe ich nur in einigen Theilen Frankreichs gesehen, wo so bedeutende Massen Kupfergeld angehäuft sind, daß man im gemeinen Leben Alles in Sous bezahlt, die in Säcken gewogen werden, wie man dieß auf dem Lande in der Umgegend von Orleans sehen kann oder in Marseille, wo das Kupfer gegen Silber ein Procent verliert, und endlich in Rouen, wo es, wie in Portugal, Wechsel gibt „zahlbar in Sous.“

Endlich gelang es einem meiner Leute, einen gutmüthigen Handelsmann dahin zu bewegen, uns mit zehn Procent Rabatt dafür zu strafen, daß wir vergessen hatten, Silbergeld aus Lissabon mitzunehmen. Pferde oder Maulthiere waren in Figueira nicht anzutreffen, da sie zum Fischfang oder Fruchthandel nicht benöthigt werden; wir miethten also einen Segelsahn und vertrauten uns dem unstäten Wechselwinde und der zunehmenden Fluth, den Mondego stromaufwärts zu befahren. Eine kleine

Rajüte oder vielmehr ein niederer Verschlag schützten uns vor der sengenden Gluth der iustanischen Juli-Sonne, und so konnten wir kühl und bequem die reizenden Ufer des Mondego, auf unseren Mänteln liegend, beschauen, ohne dem widrigen Schauspiel arbeitender und triefender Ruderer ausgesetzt zu sein, deren Anstrengung und Ermattung genügen, alle sogenannten Wasserpartieen mir unleidlich zu machen. Die Ufer des Mondego haben viel Aehnlichkeit mit denen der Baag; lachende Fluren, grüne Thäler und in geringer Entfernung, den Thalweg begrenzend, hohe Berge, steile Felsen, mit alten Burgen und Ruinen gekrönt. So fuhren wir durch mehrere Stunden einsam auf dem wenig belebten Flusse, zwischen der üppigsten Vegetation, kolossalen Bäumen und blühenden Sträuchern, die das Ufer verengen und ihre langen Zweige in den klaren Spiegel senken. Eine sanfte Brise und der Drang der Fluth, der mehrere Meilen ins Innere bemerkbar ist, stießen leicht und schnell unsere Barke vor sich hin. Endlich kamen wir an seichte Stellen, die im Sommer häufig sind; die Einwirkung des Meeres hörte auf und fast zugleich zeigte das

Klappern der Segelstangen, daß der hülfreiche Westwind ausgeblieben. Der Eintritt aller dieser Catastrophen machte auch dem Zauber unserer Fahrt ein schnelles Ende; die Ruderer mußten einigemal ins Wasser steigen, die festgerannte Barke flott zu machen; zuletzt half auch dieß nichts, und an Stride, gleich Lastthieren, angespannt, versuchten sie bei eintönigem Gesange ihr Schiffein langsam weiter zu ziehen. Das war zu viel Fiasco auf einmal; wir sprangen ans Land und setzten zu Fuß längs der blühenden Ufer unsern Weg fort, bis wir endlich bei eintretender Nacht vor einer einsamen Aneipe auf eine Viertelstunde vor Montemor o Belho hielten und unser Nachtquartier dort aufschlugen. Ein großer Holzstoß, der vor dem Hause brannte und wahrscheinlich den Schleichhändlern als Zeichen diente, trieb uns noch Nachts ins Freie. Die Flamme, die sich im Wasser spiegelte, einige wilde Fischegestalten, die herum lagen, gaben dieser Szene ein Hogarth'sches Ansehen und versetzten mich in eine Zeit, die ich unter solchem Volke zugebracht, als ich Zeuge ihrer großartigsten Tüge war. Beim blaffen Scheine des nächtlichen Firmaments zeichne-

ten sich am Horizont gespensterhaft die Umrisse des alten Schlosses Montemor und erinnerten an blutige Romanzen und grauenhafte Sagen der altportugiesischen Geschichte. Von hier aus zog König Alfons IV. nach Coimbra, als er auf Anrathen von Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvarez Gonzales, Großmarschall des Reiches, den Tod der schönen Inez de Castro beschloß (1355). Hier reisirten auch in der ältesten Zeit mehrere Könige von Portugal. Nun steht es verlassen und öde, und die ehrwürdigen Mauern sehen trauernd auf diese Thäler herab, die durch Jahrhunderte mit so vielem Blute gedüngt, doch nicht aufblühen und glücklich sind, wie sie es sollten. Auch die Nymphen des Mondego, die Camões so oft anruft, scheinen gestohlen zu sein, da von so zarten Damen wohl nicht zu erwarten ist, daß sie die Fluren zerstören werden, die ihr Fluß benetzt; indem daher Invocationen zu ihnen, leider, nicht mehr helfen dürften, so wollen wir hoffen, daß die in Coimbra sitzende hydraulische Commission den rebellischen Mondego in sein Flussbett einzwängen und dadurch seinem wundervollen Thale den ursprünglichen Flor wieder geben wird.

Nachts ritten von einer Hochzeit kommende Gruppen Landleute durch die Furth am Fuße unserer Kneipe; sie hielten mitten im Wasser und tränkten ihre muntern Klepper da, wo der Mond sich auf der zitternden Fläche spiegelte; es glich vollkommen jenen Bildern niederländischer Schule, die in ihrer Wahrheit so reich und vollkommen sind, daß man mitzutränken und zu reiten glaubt. Doch unsere Reiter trabten davon; ein paar Studenten von Coimbra, die mit Schmugglern im Schenckzimmer becherten und zechten, legten sich zur Ruhe; von Montemor herüber dröhnten einförmig zwölf Töne des Nachtwächters und auch wir suchten unsere Ruhestätte auf. Ich hoffte von Inez de Castro und den Nymphen des Mondego zu träumen, doch glaube ich, ich träumte von Deutschland.

Mit Sonnenaufgang verließen wir Montemor und ritten auf raschen Ponys längs des Mondego, der im Winter durch Gebirgswässer geschwellt, austritt und das Land überschwemmt, nun aber so ausgetrocknet war, daß er überall Furthen bot und an manchen Orten sich im Sande zu verlieren schien. Obwohl dieß der Schönheit der Gegend schadet, so

war doch der ganze Anblick unendlich reizend, weit frischer und lebendiger, so zu sagen, freudiger, als die Ufer des Tagus; zu beiden Seiten hoben sich sanfte, bebaute Abhänge mit vielen Gärten, Villas und Klöstern; die Ufer selbst waren dicht mit Bäumen, besonders mit den schönsten Trauerweiden bepflanzt. Große Leinbleichen, um die im Wasser und beim Trocknen Schwärme Weiber und Kinder beschäftigt waren, geben dem Ganzen ein Ansehen von Wohlhabenheit und Thätigkeit. Einzelne Dämme, vorzüglich am rechten Ufer des Flusses, beschützen die Wiesen und Felder und sind mit blühenden Hecken gekrönt. Im fernsten Horizonte erheben sich die Zacken der Serra von Busaco, auf deren steiler Lehne das berühmte Karmeliter-Kloster liegt. Auf der andern Seite sieht man die hohen Berge von Luzão; doch erst nach einer Meile, wenn man ziemlich nahe gekommen, gewahrt man Coimbra, das alte Conembrisca Antonin's *), amphitheatralisch, wie fast alle bedeutenden Städte Portugals, auf den Abhang eines steilen Hügels gebaut. Diese Lage

*) Nach Plinius; es ward 300 Jahre v. E. gebaut.

übt besonders in Coimbra den größten Zauber: der Mondego, über den eine große steinene Brücke führt, schlängelt sich am Fuße des Hügels, dessen westliche Seite die Stadt einnimmt, halb daran gelehnt und halb im Thale ausgedehnt. Das große Convent von Santa Clara auf dem gegenüber liegenden Hügel, die Klöster von Santa Anna, der Benedictiner und Marianos, eine schöne Wasserleitung, der Pallast der Universität — so viel große Gebäude in einem engen Raume zusammengedrängt, und herum die grüne Ebene, Campo do Mondego genannt, von Alleen durchschnitten, in Gärten getheilt wo der indische Lorbeer frei wächst, — dieß Alles gibt Stadt und Land einen so poetischen, mittelalterlich südlichen Anstrich, daß mit jedem Schritte man der heutigen Zeit entrückt, in vergangene Jahrhunderte sich versetzt glaubt. Auch das erste Einreiten in Coimbra benimmt diese Illusion nicht. Die engen gewundenen Straßen, winkligen Plätze, steilen Durchgänge zeugen selbst in ihrer Trauer von der früheren Befestigung und militärischen Wichtigkeit dieses Platzes. Als die Mauern von Coimbra die Stadt noch gegen Römer, Alanen

und Sarazenen schützen mußten, drängte sich Alles an den Hügel und der Raum war kostbar. Erst als später die kriegerische Bedeutung aufhörte, um den Mäusen Platz zu machen, dehnte sich die Stadt in breiten und geraden Straßen in der Ebene aus. Dennoch haben bis heute die vornehmen und reichen Familien die Gewohnheit beibehalten, in den Bergstraßen zu wohnen; wohl mag hiezu das übermäßige Anschwellen und plötzliche Vertrocknen des Mondego beitragen, dessen ungesunde Dünste die Atmosphäre im Thale schwängern.

Unter den sonderbarsten Eindrücken irrte ich in den Straßen von Coimbra umher; diese schmalen Häuser mit hohen Giebelböckern, vorspringenden Erkern und kleinen Fenstern schienen mir ganz unsrer deutschen Vorzeit anzugehören, und nun vollends die Studenten, die in schwarzer, halb geistlicher halb mittelalterlicher Tracht, wie Fausts oder Paracelsus' Schüler durch die Straßen strichen, in Gruppen auf den Plätzen standen und bei weitem den dominirenden, geachteten Theil der Bevölkerung bilden. Coimbra ist so stolz auf seine Studenten und ganz Portugal so gewöhnt, die Worte *estudante*

und Coimbra nicht zu trennen, daß die ganze Poesie dieser alten Hochschule, die Emulation des Landes, der Ernst und Erfolg der Studien schwer darunter leiden würden, wenn der schon öfter zur Sprache gekommene Plan zu Stande käme, die Universität von Coimbra nach Lissabon zu versetzen. Es mag in allen Ländern viel dagegen einzuwenden sein, die Hochschulen in Hauptstädte zu verlegen, in Lissabon aber, wo junge Leute voll Kraft und Feuer durch oftmalige Zusammenrottungen, Straßenercesse, Revolten, von ihrer ersten Jugend an einschreitend und absprechend sich in Regierungs-Angelegenheiten einmischen würden, ist eine consequente Verwendung ihrer Studienjahre nicht denkbar, abgesehen von den tausend Verführungen und Zerstreuungen, die eine so corrupte sinnliche Hauptstadt, das beständige Straßenleben der südlichen Völker und so viele Dinge ihnen darbieten müßten, denen sie im stillen, häuslich ländlichen, entlegenen Coimbra gänzlich fremd bleiben. Ich habe öfter mir erlaubt zu bemerken, daß die constitutionelle Einwirkung und Theilnahme an den Staatsverhältnissen, sie mag nun legal oder revolutionär sein, sich in Portugal

zumeist auf die zwei Hauptstädte des Landes, auf Lissabon und Oporto beschränkt, und daß die kleineren Städte, das flache Land, die Orte, die fern vom gangrenirenden Contacte der fremden Schiffe bleiben, überwiegend indifferent sind. Den größten Beweis für das Gesagte liefert Coimbra, wo trotz einer zahlreichen und turbulenten Jugend, die aus allen Theilen des Reiches hier zusammenströmt, man sich wenig um Politik, Ministerialveränderungen und Constitutions-Wechsel kümmert und gar nicht an Aufstände oder politische Excesse denkt. Die Studenten von Coimbra, wahre Nachfolger der von Cervantes beschriebenen Musensöhne von Salamanca, führen den Degen und die Guitarre mit gleicher Kunstfertigkeit; sie spielen einmal des Monats auf einem sonst geschlossenen Theater vor einem Publikum von alten Professoren, schwarzäugigen Mädchen und würdigen Hausmüttern; sie tapagiren und subiliren in den Dörfern und Städtchen der Umgegend, und scheinen es mit Glück zu thun, wie ich später darzuthun Gelegenheit haben werde. Sie durchstreichen in ihren Ferien galoppirend und musizirend das Land, geben Serenaden, prügeln sich wohl auch zuweilen

und reiten viele Miethpferde zu Schanden. In manchen dieser Punkte c'est tout comme chez nous. Kommen sie aber nach ihrem Athen zurück, so verfallen sie der strengen Disziplin des Universitätsgerichtes, unter dem sie allein stehen; sie unterwerfen sich willig allen Anordnungen, gehen nie anders aus, als in der seit Jahrhunderten unveränderten Tracht, lassen sich Nachts auf keiner Straße blicken, schleichen schweigend in den Gängen und Hallen des Universitäts-Pallastes umher und nehmen ehrfurchtvoll die schwarze Zipfelmütze ab, wenn sie den Rectoratshof betreten. Ueber dieses junge Völkchen führt der alte Graf von Terena, Dom Sebastian Correa de Sá, seinen milden Herrscherstab. Er ist lebenslänglicher Rector magnificus und der 45. Nachfolger von D. Garcia de Almeida, der 1537 erster bekannter Rector von Coimbra war. In einem der Säle der Universität, der mit rothem Damaste und vergoldetem Schnitzwerke ausstaffirt, für die geheimen Berathungen Sr. Magnificenz dient, hängen die Bilder der 45 Rectoren. Dom Garcia war Militär und sieht eher einem Condottiere als dem Leiter höherer Studien gleich. Alle seine Nach-

folger sind geistliche Herren gewesen, meist Canonici von Coimbra, die gewöhnlich vom Rectorate auf den bischöflichen Sitz und zur Grafschaft Arganil *) avancirten. Der Graf von Terena ist wieder der erste Laie und war vordem Civil-Gouverneur von Oporto, welche Stelle er seinem Sohne cedirte, demselben, der in Folge des letzten Aufstandes in Oporto (1843) durch den Bruder des Ministers des Innern ersetzt werden mußte. Sobald ich in einem leidlichen Gasthof etablirt war, schickte ich dem alten Grafen ein Schreiben Costa Cabral's, worauf er mir seinen Enkel mit einer Equipage sandte, die der vornehmsten Bischöfe des siebzehnten Jahrhunderts würdig gewesen wäre. Ein vier-sitziger rother Vis-à-vis mit damastnen Polstern und acht Spiegelscheiben nahm uns auf; vier schöne Maulthiere, von zwei eleganten Postillons geritten, zogen dieses Fuhrwerk unter vielem Gerassel durch die holperigen Straßen von Coimbra, den Berg hinauf bis zum Universitätsgebäude, das auf einem

*) Die Bischöfe von Coimbra sind Grafen von Arganil und setz als solche Pairs des Reichs.

erhöhten Plateau Stadt und Thal dominiert. Die Aula und Hörsäle nehmen drei große Flügel ein, an deren einem Ende ein kirchenartiges Gebäude die Bibliothek enthält. Auf der vierten Seite erhebt sich die Sternwarte, vor der eine weite Terrasse die herrlichste Aussicht auf den Campo do Mondego gewährt. Ein kleineres Nebengebäude mit viereckigem Hofe ist höheren Studien, der Wohnung des Rectors und den Kanzleien bestimmt, und heißt der Rectoratshof. Der Graf von Terena war eben beschäftigt, den öffentlichen Disputationen zu präsidiren, die am Schlusse jedes Studienjahrs mehrere Wochen ausfüllen und mit viel Feierlichkeit abgehalten werden. Sein Enkel, ein artiger junger Mann in schön gestickter Uniform (wenn ich nicht irre, ist er zweiter Civil-Gouverneur von Coimbra) führte uns über pallasartige Treppen und durch weite Hallen zu einer schmalen Gallerie, die rings um den obern Theil der Aula läuft und in logenförmigen Abtheilungen sich nach derselben öffnet. Unten thronte auf einem erhöhten Stuhle unter einem Baldachin der alte Graf von Terena und präsidirte in altportugiesischem Degentleide einer juristischen Debatte;

um ihn saßen die Decane und trugen nach den Farben ihrer Facultäten gelbe, grüne, weiße, himmelblaue, rothe und violette Krägen über ihren schwarzen Talaren. Die Debatte ward in lateinischer Sprache ziemlich fließend vor einem zahlreichen Auditorium von Studenten geführt, die in ihren schwarzen Trachten weit gravitätischer aussahen, als unsere vielfarbig gekleideten reitermäßigen Musensohne; hingegen fehlt den portugiesischen Studenten die lebensfrohe Heiterkeit ihrer deutschen Commilitonen. Ihre halb geistliche Tracht, die öfter angefochten worden, mag hieran mit Schuld sein; schon Pombal wollte sie abschaffen; doch ward ihm vorgestellt, daß die Universität und das Land an dieser traditionellen Tracht hingen, daß sie übrigens für Arme wohlfeiler sei, mehr Gleichheit unter allen Studenten bewirke und sie von unnöthigen Ausgaben und eitler Tändelei abziehe.

Als der Rector sich erhob, schritten zwei Bedelle mit silbernen Keulen vor ihm her, und auch wir verließen unser Observatorium, ihm unsern Besuch zu machen. Der Graf von Terena ist ein guter, alter Herr, der von der Vortrefflichkeit seiner Hoch-

schule sehr überzeugt ist, auf ihren Glanz und ihre Würde viel Gewicht legt; er ließ uns mehrere Hörsäle öffnen, die alle gut eingerichtet schienen und in der Regel an dem erhöhten Theile der Wand eine kleine Oeffnung haben, die mit einem Vorhang bedeckt, dem von Außen zutretenden Rector erlaubt, Hörer und Docenten unbemerkt zu beaufsichtigen. Das Universitäts-Gebäude oder der königliche Palast der Schulen (Paços Reaes das Escolas), wie er auf portugiesisch heißt, umfaßt viele Hörsäle für eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Studenten (etwa tausend); ein und vierzig Professoren (Lentes) und sieben und zwanzig Substituten tragen vor und werden in sechs Facultäten (theologische, canonische, juristische, medicinische, mathematische und philosophische) eingetheilt, an die sich ein Institut für Künste anschließt. Diese Eintheilung stammt von Pombal her und wurde seit siebenzig Jahren, mehrfacher Anregung ungeachtet, noch nicht durch heilsame Veränderungen mit den heutigen Anforderungen der Wissenschaft in Einklang gebracht. Daher mag es wohl kommen, daß für manche Zweige, namentlich des praktischen Wissens, wenig oder gar nichts

geschieht, und Eschwege *) tadelt mit Recht, daß es an Lehrstühlen für cameralistische, Bergwerks- und Forstwissenschaften und für Baukunst in allen Zweigen fehlt. Was die Gründlichkeit der übrigen Studien anbetrifft, so war mein Aufenthalt in Coimbra zu kurz, um dieß nur einigermaßen beurtheilen zu können; doch die wenigen Professoren, die ich kennen lernte, schienen mir ausgezeichnete und gelehrte Männer, besonders der Oberbibliothekar, der Decan der mathematischen Facultät, Pinto d'Almeida und der Dr. Gonçalves Mamebe, erster Adjunct des Observatoriums, der die Parallaxen der Venus berechnet hat. Der erste dieser Herren führte mich in der Bibliothek herum **). Sie ist mit großer Eleganz ausgestattet und scheint an theologischen, mathematischen und juristischen Werken, so wie an allen portugiesischen und den ältern französischen Classikern

*) W. L. v. Eschwege, Portugal, ein Staats- und Sittengemälde. Hamburg 1837, bei Hoffmann und Campe.

**) Die von Alfons V. (1438—1481) gegründet ward, doch im Erdbeben von 1755 großen Theils zu Grunde ging, und nicht mehr ersetzt werden konnte.

sehr reich zu sein. In Nebensälen, die zur Bibliothek gehören, sind die Bücher der säcularisirten Klöster aufgehäuft, und es mögen in diesen bestaubten Massen sich viele noch wenig gekannte Schätze befinden; doch macht es auf mich immer einen unangenehmen Eindruck, derlei entweihete Spolien zu sehen. Die Sternwarte, die ein besondres Gebäude einnimmt und ein zwei Stock hoher Pavillon krönt, schien in der schönsten Ordnung und an allen Instrumenten besonders reich. Sie steht mit den berühmtesten Observatorien in Verbindung und gibt alle zwei Jahre ihre Arbeiten im Drucke heraus; sieben Professoren und Adjuncte sind dabei beschäftigt. Die Universität ward im Jahre 1291 vom Könige Diniz in Lissabon gestiftet, doch 16 Jahre darauf vom selben Könige nach Coimbra verlegt; später kam sie wieder nach Lissabon und 1537 transferirte sie Johann III. abermals nach Coimbra und gab ihr eine neue Organisation, die bis auf Pombal fortwährte. Viele Könige von Portugal haben die Universitäts-Stiftungen vergrößert, die Gebäude erweitert, Bücher und Sammlungen hingeschickt und auf alle Weise ihre Achtung für den alten Iusitanischen Musensitz an den Tag

gelegt. Die meisten dieser Sammlungen konnte ich nicht sehen, da meine Zeit sehr gemessen war. Ich nahm also Abschied von dem freundlichen alten Rector und eilte zuerst nach der Kirche von Santa Cruz, einem altportugiesischen Gebäude, das König Affonso Henriques erbaut und reich dotirt hat und worin er in einem vom König Emanuel errichteten Mausoleum begraben liegt. Hierauf besuchten wir den botanischen Garten, der in seiner Einrichtung — wenn auch in verkleinertem Maßstabe — viel Ähnlichkeit mit dem Jardin des plantes in Paris bietet. Die Gewächshäuser sind nicht bedeutend, doch soll die Sammlung portugiesischer Pflanzen vollkommen sein; auch sahen wir einige prachtvolle Cedern aus Goa und Dattelpalmen von der Dicke unsrer hundertjährigen Tannen. Alles schien gut gehalten; eine mit Bäumen bepflanzte und mit einem eisernen Gitter geschlossene Terrasse läuft um den Garten und ist die Lieblingspromenade der eleganten und gelehrten Welt von Coimbra. Dann sahen wir eine breite Brücke von Quaderstein, unter der sich eine ältere aus den Zeiten der Mauren befindet, die aber jetzt vom Sande des Mondego verschüttet ist;

hierauf fuhren wir durch das kleine Thal von Santa Clara nach der berühmten Quinta das Lagrimas, wo Dichtern und Tradition zufolge Inez de Castro ermordet ward. Der Besitzer dieser Villa war so gefällig, uns durch den Garten zu führen, der mit Sträuchern und Blumen aller Art angefüllt ist. Am Ende eines Laubganges rieselt die von Camões besungene Liebesquelle (Fonte dos Amores); auf einer Steinplatte ist die schöne Strophe der Lusíaden eingegraben, die diese Quelle verewigt:

As filhas do Mondego a morte escura
 Longo tempo chorando memoraram;
 E por memoria eterna, em fonte pura
 As lagrimas choradas transformaram:
 O nome lhe puzeram, que inda dura,
 Dos amores de Ignez, que alli passaram.
 Vede que fresca fonte rega as flores,
 Que lagrimas são a agua, e o nome amores. *)

*) Der Herzog von Palmella übersetzte diese schöne Stelle des dritten Gesanges auf folgende, äußerst gelungene Weise:

Aux bords du Mondego, berceau de leurs amours,
 Les nayades en pleurs longtems les célébrèrent,
 Et près de ces rochers on voit couler toujours
 La source qui naquit des pleurs qu'elles versèrent;

Hohe schlanke Cypressen stehen um diese Quelle, deren Gemurmelt poetischem Liebesgeflüster gleicht. Diese Bäume hatten durch Jahrhunderte Wind und Wetter widerstanden, bis im letzten Jahre der größte und älteste von einem wüthenden Sturme niedergeworfen ward. In seine Rinde waren folgende Worte eingegraben: *Eu deysombra a Ignez formosa*. Der Graf von Larradio ist jetzt im Besitze dieses Holzes; ich hätte sehr gern ein Brett davon gehabt, das für Kästchen zum Aufheben gewisser Briefe sich besonders eignen muß.

Die Ruinen des Klosters von Santa Clara, die Feitoria, wo König Emanuel die Schiffstaue anfertigen ließ, und innerhalb der Stadt die Cathedrale, ehemals Jesuitenkirche auf dem Marktplatz, konnte ich der eintretenden Dunkelheit wegen nur oberflächlich sehen.

Mein gefälliger Cicerone, der Nefte des Grafen von Terena, hatte mir einige leidliche Pferde besorgt, und wir verließen Coimbra am nächsten Morgen,

Un ruisseau transparent garde jusqu'à nos jours
 Encor, le nom d'Inez que leurs voix conserverent;
 Vois ces bosquets touffus, ces rives et ces fleurs,
 Et sous le nom d'amour combien coulent de pleurs!

um dem Norden zuzureiten. Der freundliche Ausdruck der Gegend nimmt mit den Ufern des Mondego ein Ende; eine Meile von Coimbra verflacht das Land, senkt sich in der Richtung gegen das Meer zu, und erhebt sich nach Osten; dort dehnt sich am Horizont eine lange Gebirgskette aus, der Monte Cantaro, die Serra do Alcová und über alle hinwegragend, die Wälder und Spitzen der Serra von Busaco. Die Vegetation zeigt in weitester Ausdehnung Sand, Heidekräuter und Pinien-Wälder; nur hier und da, besonders in der Nähe der spärlichen Dörfer, stehen einzelne Korkeichen und Drangenhäuser, wird Mais und Wein gewonnen. Gegen Mittag hielten wir in Vendas Novas, einem kleinen, so ärmlichen Orte, daß er mich an die ausgeplünderten Gebirgsdörfer des spanischen Kriegsschauplatzes erinnerte. Etwas bittres Wein, Sardinen, Speck und Maisbrod machten unser Mittagessen aus; doch gab es Futter für die Pferde und ein Obdach gegen die sengende Mittagsonne, und das war doch die Hauptsache. Nach ein paar Stunden machten wir uns wieder auf und kamen gegen Abend bei Valhaca in eine freundlichere, ungleich besser

bebaute Gegend. Ein Ueberrest der alten gepflasterten Chaussee, die unter Pombal mit großem Aufwande gebaut worden, führte uns beim Mondschein zwischen zwei Reihen großer Bäume zur Stadt Aveiro. Um einen antiken Brunnen am Wege standen einige Frauen, schöpften Wasser, hielten Krüge, die Amphoren gleichen, auf den Köpfen und reichten einer Gruppe Arieros und Reiter zu trinken. Einige Weiber trugen Männer-Hüte mit breiten Krämpen und weite Mäntel, in die sie sich malerisch drappirten. Wir ritten durch viele enge, ziemlich belebte Straßen zu einem Thor hinein und zum andern hinaus, bis wir endlich an einem Gasthose, der uns empfohlen worden — Estalage de Felicia — auf dem Plage vor dem Duai außerhalb der Stadt hielten. Die Vouga, die sich hier ins Meer ergießt und vor Aveiro in einer Breite von neun Leguas ausdehnt, hat früher einen der besten Häfen Portugals abgegeben. Auch war Aveiro im 16. und 17. Jahrhundert einer der bedeutendsten Handelsplätze des Landes; doch mit Zunehmen der Versandung ward die Barre verengt, die Einfahrt erschwert und gegen Ende des letzten Jahrhunderts war der

Reichthum darnieder und die fruchtbare Gegend um Aveiro in einen Morast verwandelt, dessen mephitische Dünste auf mehrere Meilen die Umgegend verpesteten. Nachdem dieß eine Reihe von Jahren stets zugenommen, wurden endlich 1801 auf Befehl des Grafen von Linhares große Arbeiten unternommen, die nach sieben Jahren und einem Aufwande von 100 Millionen Reis dem Hafen von Aveiro seinen alten Glanz und der Gegend ihre gesunde Luft wieder gaben. Ein Damm von 1210 Klafter Länge und 72 Fuß mittlerer Breite ward innerhalb des Flußbettes der Vouga angelegt. Da seine Höhe durchgängig um mehrere Fuß den höchsten Wasserstand der Fluth überragte, so gelang es durch die Wässer des Flusses selbst die Dünen, die seine Mündung vom Meere trennten, allmählig wegzuschwemmen; dieser Arm der Vouga, der in der That einem See gleicht, ist durch eine breite Landzunge vom Meere getrennt und durch die 1808 eröffnete sogenannte Barra nueva unterhalb der Kapelle N: S: das Areias geöffnet; in der Richtung von Aveiro nach Norden bis Ovar ist der See durch drei Reguas schmal und seicht und breitet

sich dann während einer Legua aus, bildet Nebekanäle, Sandbänke, Inseln und Untiefen und endet mit einem schmalen, eine Legua langen Kanal, der bei Dvár aufhört. Auf diesem Wasserwege, der vom Kanal von Dvár bis zum Quai von Aveiro führt, findet eine sehr lebhaftere Communication statt, die an die Postbote in den holländischen Kanälen erinnert; der größere Handel zur See beschränkt sich auf Seesalz, das von großer Güte in Aveiro gewonnen wird, wenn auch nicht von so ausgezeichnete Qualität als bei Setubal. Del, Wein und Drangen werden nur in geringerer Menge erzeugt und die Fische, vorzüglich Sardinen, im Lande selbst verzehrt.

Nach Sonnenuntergang bestiegen wir eine der Barken, die am Quai von Aveiro hielten; sie war mit Landleuten, meist Weibern, angefüllt, die sich nach Dvár und Dporto begaben; die Nacht wurde kühl, und wir richteten uns, so gut es ging, in dem kasütenartigen Verschlage ein, den wir gemiethet; er nahm den Vordertheil der Barke ein und war mit Lebensmitteln aller Art angefüllt, die eben nicht den besten Geruch von sich gaben. Graf Teleky

legte seinen Mantel auf einige große Laibe Käse der Serra d'Estrella, und ich richtete mir unter den Kopf meine doppelte Päcktasche, Alforja, diesen in beiden Ländern der pyrenäischen Halbinsel unentbehrlichen Gegenstand, sobald man sich von Küstenstädten und großen Straßen entfernt. Von Zeit zu Zeit begegneten wir einzelnen Barken, die bei der finstern Nacht am Lichtchen des Vordertheils kenntlich, gleich Irrlichtern über die dunkle Fluth schweigend hinwegglitten. Das Plätschern des stillen Wassers, die taktmäßigen Schläge und der choralmäßige Gesang der Ruderer brachten uns bald in so tiefen Schlaf, daß selbst das laute Schnarchen unsrer zahlreichen Reisegesellschaft beiderlei Geschlechts uns nicht zu stören vermochte. So kamen wir am nächsten Morgen in Ovar an, ohne viel von unsrer Nachtfahrt zu wissen. Eine Feldkneipe am Canal war mit Maulthiertreibern angefüllt und Alles im regsten Treiben, die von Aveiro angekommenen Waaren auszuschippen, aufzupacken und den Weg nach Oporto einzuschlagen. Auch wir ritten bald ab und vertieften uns nach kurzer Zeit in den Sand, der, fein, weiß und traurig, mir vaterlän-

dische Reminiszenzen vorführte. Nur die Pinien mit ihren graziosen Kronen verleihen diesen todtten Flächen einen südliden Anstrich oder fremdartigen Reiz, den unsere Kiefern allerdings nicht zu geben vermögen. Von Dvár aus begleiteten uns ein paar berittene Carabiniers, da es hieß, daß der Weg durch die langen Pinien=Wälder unsicher sei; auch wurden uns hie und da einzelne Waldhöfe gezeigt, Nachtquartiere der Kohlenbrenner, Maulthiertreiber und Schleichhändler; doch glaube ich, daß die schauerlichen Geschichten, die über diese Häuser uns erzählt wurden, mit südliden Einbildungskraft ausgeschmückt waren.

Nach mehrstündigem Ritte durch den Wald kamen wir auf die Dünen, die in einer Ausdehnung von einigen Meilen, einer schmalen Landzunge gleich, zwischen der reichsten Vegetation und dem Meere einen mehrere Tausend Schritte breiten Saum bilden und sich bis auf geringe Entfernung vom Douro erstrecken. Hier war ehemals die Grenze von Beira und der alten Provinz Entre Douro e Minho. Ein langer tief einschneidender Meerarm wurde auf kleinen Rähnen passirt, in die beinahe alle Pferde rücklings

oder mit verbundenen Augen gestoßen werden mußten; nur mein Gaul, ein stämmiger Eisenschimmel altportugiesischer Race, dem diese Operation nichts Neues sein mochte, setzte sehend und wohlbedächtig erst die zwei Vorderbeine auf einmal und dann die zwei hinteren, eins nach dem andern, in den schaukelnden Kahn. Nach einer viertelstündigen Ueberfahrt kamen wir wieder auf Flugsand, der am Fuße einer Anhöhe einer bessern Vegetation Platz macht; eine breite, ziemlich wohl gepflasterte Straße führte uns zwischen Gärten und Landhäusern, bis wir endlich von einer Anhöhe das enge Thal des Douro und die Krümmungen des grünen Flusses zwischen seinen bergigen Ufern erblickten. Zu unsern Füßen lag Oporto in einem Halbkreise auf den Berg terrassenförmig gebaut. Von Ferne gesehen, ist vielleicht Oporto minder schön und großartig, als Lissabon; doch was es vor der Metropole voraus hat, ist das Leben und Treiben zu Wasser und zu Lande, die vielen Barken und Schiffe, die sich auf den Wellen des Douro drängen, und die beschäftigten Volksmassen, die auf Plätzen und Straßen sich bewegen und das Bild einer thätigen lebendigen Handelsstadt geben,

und dann, so kleinlich es klingen mag, endlich wieder einmal ein Thurm. Auch begrüßte ich mit einem wahrhaft heimathlichen Gefühle den Thurm des Clerigos, diesen, wie man in Oporto sagt, einzigen Thurm von Portugal, der in der That, mit Ausnahme der beiden Thürme von Mafra, der höchste im Lande ist.

Bald ließen wir Gaia, das alte Cale, mit seinen vielen Weinmagazinen hinter uns und warfen einen Blick auf das Convent de la Serra, das während der letzten Belagerung als einzige Position der Piedristen an der linken Seite, eine gewisse Berühmtheit erlangt; dann ritten wir über die Schiffbrücke, die allein damals beide Ufer des Douro verband; einige Pfeiler zu einer (ich glaube, auf Subscription) zu erbauenden Drahtbrücke standen bereits; seither soll sie ganz der Communication übergeben worden sein. Der Douro war mit großen Rauffahrern angefüllt; er ist für Schiffe dieser Größe nur bis hieher fahrbar; flache Böte hingegen gehen bis Zamora, doch auch nur zu gewissen Jahreszeiten; weiter oben ist er fast immer seicht und bei Pestafiel und Aranda so stark versandet, daß er beinahe das ganze Jahr durchritten werden kann.

O Porto oder Porto hat seit einer Reihe von Jahren, zuerst durch seine Belagerung, dann durch alle politischen und commerziellen Fragen, die sich an seinen Weinbau knüpfen, endlich durch die entscheidende Rolle, die es bei allen Bewegungen des Landes spielt, die Aufmerksamkeit von ganz Europa zu sehr auf sich gezogen, als daß ein Tourist nach einem Aufenthalte von wenig Tagen die Annahme haben könnte, über diese gekannteste und besprochenste Stadt der pyrenäischen Halbinsel etwas Neues zu berichten; besonders da mehrere unsrer vielen hier ansässigen Landsleute regelmäßig der ersten deutschen Zeitung über die hiesigen Zustände berichten. Diese Herren sind meist Kaufleute, die sich der allgemeinen Achtung in einem den Fremden sonst abholden Lande erfreuen. Zwei von ihnen gaben sich viel Mühe, mir während meines Aufenthaltes in Oporto nützlich zu sein; es sind die Herren Rebe und Moser, artige junge Leute, denen ich hier meinen verbindlichsten Dank ausdrücke. Herr Rebe führte mich bei einer wahren Brut- hige auf allen Straßen und Promenaden der Stadt und Ringmauer herum; die Aussicht von mehreren Punkten ist entzückend schön, namentlich von einem

Spaziergang, da Fontainha genannt, der sich nach dem Thaltweg des Douro und dem Convent da Serra öffnet, und an die Wiener Basteien erinnert; auch den berühmten Freiro, der herrliche Perspektiven auf Stadt und Strom gibt, den Berg von Arrabida, das zum vierten Theil ausgebaute Hospital, das vollendet eines der größten der Welt wäre, und das Convent von San Antonio besuchten wir; doch muß ich verzichten, alle diese interessanten Punkte zu beschreiben, und verweise meine geduldrigen Leser auf Forresters Portuguese Scenery, die eben so wahr als genial diese Aufgabe lösen.

Ich habe von meinem geistreichen Freunde, dem Fürsten P., gelernt, stets nach erster Ankunft in einer Stadt zuvörderst den höchsten Thurm zu besteigen, um einen generellen Begriff der Lage, einen planmäßigen Eindruck zu erhalten; in den übrigen Städten Portugals ward es mir unmöglich, diese Lehre anzuwenden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es keine Thürme in ihnen gibt; dagegen war es in Dporto meine erste Aufgabe, den Thurm des Clerigos zu besteigen. Ein ziemlich einfach gebauter, gewöhnlicher Glockenthurm aus

Quaderstein erhebt sich auf 63 Ellen Höhe; sein Baumeister Nikolas Naffoni brauchte 31 Jahre (1732—63), um ihn zu Stande zu bringen. So wenig der Thurm selbst einer nähern Beachtung werth ist, so ist die Aussicht von oben desto wunderbarer. Man verfolgt den Lauf des Douro bis zum Meer, über die Barre weg, und sieht Schloß und Leuchthurm von San João da Foz. Den Horizont begrenzt nach Norden die Serra de Balongo, und zwischen grünen Abhängen sieht man den Strom sich schlängeln, bis er sich zwischen den Nebhügeln verliert, die bei Lamego und Pezo da Regoa auf 12 Leguas von Dporto den köstlichen Wein geben, der unter dem Namen Portwein in beiden Hemisphären bekannt ist; bekanntlich wächst um Dporto selbst saurer Wein, den bloß die ärmsten Volksklassen trinken und das berühmte Gewächs, meist aus- oder inländischen Einwohnern von Dporto gehörig, wird ausschließlich am obern (portugiesischen) Douro gewonnen, und heißt im Lande Vinho de alto Douro. Die weiten Magazine der Compagnie, worin er aufbewahrt und nach allen Weltgegenden versendet wird, sahen wir auch liegen;

ke sollen vortrefflich eingerichtet sein, und die Ausfuhr beträgt durchschnittlich — trotz drückender Verhältnisse und Zunahme an Consumtion des Sherry und der Cap-Weine in England — noch jetzt 25 bis 30 tausend Pipen (1 Pipe = 672 Bousteillen) Wein zu einem Mittelpreise von 25 £. St. die Pipe.

Wenn wir nach Abschweifung auf die künftigen Weinberge und ihre Magazine unsere Blicke in die nächste Umgebung richteten, konnten wir von unserem lustigen Standorte die fortifizirten Linien und alle Punkte genau unterscheiden, die während der letzten Belagerung von einiger Bedeutung gewesen. Die Fortificationen und Palissaden der Miguelisten, mit doppelten Tranchéen in unverhältnismäßiger Länge ausgebehnt, begannen auf der Südseite 1½ Stunde von der Stadt, bei der Kirche San Cristoval, zogen sich über Gaia, dem stärksten Punkte, Arrabida gegenüber, und erstreckten sich bis zur Landzunge Cabidello auf der Südseite des Douro, San João da Foz gegenüber. Ein verschanztes Lager und einige Redouten auf den culminirenden Punkten wären gewiß zweckmäßiger gewesen. Die pedristi-

schen Fortificationen, auf die in Folge der halb-unentschiedenen Affairen von Pestafiel und Souto Redondo und der aufgegebenen Offensive alle Sorgfalt verwendet worden, boten eine in jeder Beziehung stärkere und furchtbarere Linie, deren zwei Hauptpunkte das Convent da Serra und das Castell von San João da Foz bildeten. Ersteres, wie erwähnt, auf dem linken Ufer gelegen, dominirte die Stadt, mehrere miguelistische Positionen und die Passage des Douro; letzteres sicherte die freie Landung und unumgänglich nothwendige Verbindung mit der See. Auch konnten diese beiden Punkte trotz aller Anstrengungen der Miguelisten nie genommen werden. Dennoch scheint es unbegreiflich, daß Oporto nicht zehnmal in Dom MIGUELS Gewalt gefallen; allerdings war er in erbärmlichen Händen und Bourmont kam zu spät.

Nachdem wir vom Thurme dos Clerigos herabgestiegen, wollten wir ein neuengerichtetes Museum mit Bildergalerie besuchen, doch war es an einem Sonntage und Alles geschlossen. Wir spazierten also eine Weile auf einem schattenlosen, staubigen Plage, der den Namen eines öffentlichen Spaziergangs

führt, und gingen dann in einige Kirchen. Zuerst sahen wir eine neugebaute Kirche der heiligen Dreifaltigkeit; doch konnte mich dieser geschmacklose Steinkasten nicht ansprechen und es blieb nur das unaufgelöste Problem, warum man in diesem Lande um hohes Geld neue, häßliche Kirchen aufbaut, während die architectonischen Meisterwerke des Mittelalters zu Grunde gehen. Dann sahen wir noch die Kirche da Papa, mit weiß übertünchtem Altar, im schlechten Geschmack des letzten Jahrhunderts; ein Monument aus Sandstein enthält Dom Pedro's Herz. Die Kirche do Carmo, dann die Militärkirche, beide inwendig mit vielen Vergoldungen überladen, sind kaum eines flüchtigen Beschauens würdig; letztere war eines Festes wegen mit Teppichen über und über behängt; eine drückende Menschenmenge und die widerlich krähende Stimme eines singenden Castraten verdrängten mich bald aus derselben. Noch muß ich der kleinen Kirche unter dem Clerigos-Thurme erwähnen, die gut geschnigte Chorstühle von Palirander, ein paar marmorne Altäre und eine mit Spiegeln ausgeschmückte Sakristei enthält. Einige andere Kirchen, die nicht sehr interessant

sein sollen, unterließ ich zu besuchen, und nach einem leidlichen Diner in meinem Hotel auf dem Largo de Batalha gab ich auch den Plan auf, das Theater zu besuchen, um den kühlen Abend lieber auf den Wellen des Douro zuzubringen. Eine leichte, mit einem Dach versehene Barke trug uns in kurzer Zeit vom schlecht gebauten, aber bewegten und mit Waaren angefüllten Quai zwischen Schiffen und zahlreichen Rähnen nach San João da Foz, wo während der heißen Monate die wohlhabenden Einwohner von Dporto sich aufzuhalten pflegen. Einige englische Handelsbricks, elegant und leicht wie Kriegsschiffe, lagen der Stadt zunächst vor Anker; mitten unter ihnen schwamm, einer Ente zwischen Schwänen gleich, eine breite und schwerfällige holländische Galiote; dann kamen Amerikaner und endlich, in größerer Entfernung, wo der Douro in voller Breite dem Meere zueilt, ein paar portugiesische Brafilienfahrer, ihrem Umfange nach Linienschiffen zu vergleichen. — Die Ufer des Douro bis ans Meer sind anmuthig, sehr bebaut, und erhalten durch Villas und Fabriken einen Anstrich von Wohlhabenheit, der bei tieferer Forschung verschwinden dürfte.

Unsere Ruderer zeigten uns eine Stelle, wo vor einigen Jahren allerlei Gefindel sich aufgehalten und die vorüberfahrenden Barken ausgeplündert haben soll, indem sie hiebei die List brauchten, die Schiffer anzurufen, worauf diese, in der Meinung Passagiere aufzunehmen, ans Ufer stießen und ihre Einfältigkeit dann theuer büßen mußten; derlei Mordgeschichten sind aber in der Regel halbe Romane und ein einzelner Fall pflegt von schwarzsehenden oder leichtgläubigen Touristen und Spießbürgern auf Völker und Jahre ausgedehnt zu werden.

San João da Foz und Matozinhos sind wie alle kleinen Seebäder in der Nähe größerer Städte Agglomerationen hübscher und häßlicher Landhäuser, deren Hauptreiz in ihrer Lage besteht; nur schien mir nach flüchtiger Beachtung hier jener Comfort, die raffinierte Bequemlichkeit und die Vorsorge für die Unterkunft und Unterhaltung der Fremden zu fehlen; alles Dinge, die in hohem Grade fast in allen westeuropäischen Ländern zugenommen haben. Von den Sternen, Wachtfuern und Lampen der Schiffe erleuchtet und geleitet, fuhren wir mit zunehmender Fluth eben so rasch den Douro zurück,

als wir gekommen waren; beim Mondschein erschienen die Dimensionen von Dporto erst wahrhaft groß und majestätisch; die hohe und niedere Stadt mit den zwei Hügeln Sé und Victoria, den fünf Quartieren (Bairros) und am linken Ufer Gaia und Cabecudo dehnt sich amphitheatralisch aus, senkt sich von hoher Bergesspitze bis zur Wasserfläche, und während die obersten Lichter neben den Sternen glänzten, schienen die Flämmchen am Ufer in die dunkle Fluth zu tauchen.

Als wir durch die Straßen der niedern Stadt nach unserm Gasthose zurückkehrten, attackirten uns einige Bettler und begehrten Almosen mit dem Tone und dem festen Auftreten italienischer Bravis oder der Helden aus Eugen Sue's Pariser Mysterien. Es sollen in den Straßen von Dporto einige tausend dieser Bettler sich herumtreiben, größtentheils brodlos gewordene Vaterlands-Vertheidiger. Obwohl sie mir zu allen Stunden in jedem Stadttheile begegneten, kam mir diese Angabe doch sehr bedeutend vor und mag wohl so wenig sicher begründet sein, als die Einwohnerzahl von Dporto, die von den meisten Portugiesen auf 85,000 angegeben wird und

doch vielleicht 60,000 nicht übersteigt. Es war aber von jeher eine schwankende Sache bei den unvollkommenen Volkszählungen, die genaue Einwohnerzahl größerer portugiesischer Städte und besonders von Dporto anzugeben; so sagte Antonio Alvarez Ribeiro (*Descricao topographica e historica*) und Lima in seiner Geographie von Portugal, daß in den Jahren 1732 bis 36 die Einwohnerzahl von Dporto nicht volle 21,000 erreichte; dennoch behauptet Ersterer, daß 1787 diese Stadt 63,500 Seelen gezählt habe, und Murphy, der zu Ende des letzten Jahrhunderts dieß Land bereiste, spricht ebenfalls von mehr als 60,000. Lint hingegen, der 1797 in Portugal war, glaubt, Murphy habe die umliegenden Concelhos mit eingerechnet, und versichert, der Corregidor selbst habe ihm nur 30,000 angegeben, wogegen der zwar verdienstvolle, aber allerdings sehr laudative Balbi Dporto wenigstens 70,000 Einwohner zuspricht. Den Portugiesen aus den untersten Klassen sind die Zählungen zuwider, wie dieß bei mehreren Völkern der Fall ist, da sie in dieser Maßregel einen Grund zu neuen Abgaben sehen; vielleicht haben sie im alten Testament gelesen,

daß König David vom Herrn wegen Zählung seiner Juden gestraft ward; kurz, welches auch die Ursache sein mag, die Folge davon ist eine beständige Schwankung aller statistischen Angaben.

Nachts besuchten wir das ziemlich gut eingerichtete Casino, wo ich alle portugiesischen, viele englische, spanische und französische Blätter fand, aber kein einziges deutsches, nicht einmal unsere Allgemeine Zeitung, die doch sonst überall anzutreffen ist, selbst in Rußland.

Meine beschränkte Zeit erlaubte mir nicht, die berühmten Thäler des Minho, den nördlichsten Theil von Portugal zu durchstreifen, doch wollte ich wenigstens einen Vorgesmack haben, den Eingang in die lusitanische Schweiz sehen und steckte Braga und Guimarães als letztes Ziel meines Ausflugs. Die nächste Umgebung von Porto in der Richtung nach Norden zeigt eben keine Annäherung an so gepriesene Gegenden; Granitberge, schwarze, kohlenhaltige Erde, die gegen den weißen Kreideboden der Provinz Beira absteht, enge, mit Heidekraut und Pinien bewachsene Thäler und darin spärliche Dörfer und vereinzelte Gehöfte; so dauert es durch

mehrere Meilen fort. Wir ritten an Ponte de Lesa vorbei, Dom Miguel's Hauptquartier während eines Theils der Belagerung von Oporto; es ist ein kleines Dorf im Thale, mit einigen Kastanienbäumen; ein etwas ansehnlicher Hof ward uns als Dom Miguel's Wohnung gezeigt. — Auf sechs Leguas von Oporto, bei Villa Nova de Famalicão öffnet sich endlich eines der Thäler des Minho und erinnert lebhaft im ersten Momente an die lachenden Gründe des südlichen Tyrol. Der schwarze Boden, die kahlen Gebirgsrücken, das wüste unbebaute Land und krankhafte Gestrüppe verschwinden wie durch Zauber und in einem grünen, mit der reichsten Vegetation angefüllten Gebirgsthale blickt zwischen Gruppen uralter Bäume das freundliche Städtchen hervor; Eichen und Kastanienbäume führen in dichten Alleen hin und sind von rankenden Reben umschlungen, die sich zu festlichen Guirlanden von Stamm zu Stamm ziehen. Ueber die Stadt hinaus dehnt sich eine weite, mit großen Kastanienbäumen bepflanzte Au und an der Grenzscheide des grünen Wachstums erheben sich die dunkelblauen Formen der Serra Catarina. Von hier bis an die spanische

Grenze lebt ein fleißiges und betriebsames Volk, das jeden Zoll Landes seiner schönen Provinz zu benützen versteht; dennoch vermag der Boden den Bedürfnissen einer sehr stark zunehmenden Population nicht zu genügen, und die Bewohner der Thäler des Minho verdingen sich in andern Theilen des Reiches, indem sie truppweise unter Anführern (Capataz) das Land durchziehen; früher wanderten sie auch häufig nach Brasilien aus. Wenn die Seidenzucht, die jetzt in diesen Thälern eingeführt wird und für deren Aufkommen Alles spricht, so zunimmt und aufblüht, wie es ohne Versehen oder Mißgriffe der Regierung und der Züchter zu erwarten steht, so wird den Bewohnern dieses schönen Landstriches doch in Etwas geholfen sein; die gründlichste Abhülfe läge allerdings darin, wenn ein geregelter Staatshaushalt und Ruhe die Anlegung großartiger Fabriken auf den geeignetsten Punkten gestatteten, da es wenig Länder geben dürfte, denen ein so sicherer und schneller Aufschwung bevorstünde.

Durch boisirte und bebaute Thäler ritten wir über einige sanfte Hügel bei San Thiago da Cruz an einer einzeln stehenden Wallfahrtskirche vorbei,

die, dem Tröster der Betrübten (N. S. dos Afflictos) geweiht, früher von vielen Tausenden besucht ward, wie eine Reihe großer Feldbäcköfen zeigt, die nebst Brunnen unter Bäumen bei der Kirche sich befinden. Bald mußten wir wieder, doch nur für kurze Zeit, die grünen, bebauten Hügel und Thäler verlassen und uns einem dürren, mit elendem Gestrüpp bewachsenen Berge zuwenden; dann passirten wir zwischen Granitblöcken; der Hohlweg verengte sich, schlen sich ganz versperren zu wollen, als plötzlich beim Wenden wir ein weites, in allem südlichen Juwelenglanz schimmerndes Thal, dunkelgrüne, bis oben bewachsene Berge vor uns erblickten, und mitten darin das ehrwürdige Braga, das römische Augusta Bracarorum, die alte Hauptstadt der Sueven, die historische Episcopastadt der großen portugiesischen Aera, wo durch tausend Jahre die Primaten der iberischen Reiche gethront. Die glänzendste Periode dieser Stadt ging bis zum 15. Jahrhundert; doch auch seit der, in Folge der großen Entdeckungen stets zunehmenden Wichtigkeit der Seestädte hat Braga sich durch den Reichthum und die Bedeutung seines

Erzstiftes *), wie durch den Zusammenfluß vieler Fremden aus allen Theilen der Halbinsel; die wallfahrten kamen, in einer Art von Wichtigkeit und Ansehen zu erhalten gewußt. Nur in der neuesten Zeit, seit der Erzbischof von Braga, in Folge der letzten Veränderungen, seiner Reichthümer und seines weltlichen Einflusses größtentheils beraubt worden und gewaltsame Commotionen die Gedanken des Volkes von altem Glauben und früheren Neigungen abzuleiten drohen, ist natürlich auch dieser Sitz geistlicher Macht und Größe zu einem traurigen Schattenbilde herabgesunken. Noch im letzten Jahrhundert waren zwei Prinzen aus dem Hause Bragança Erzbischöfe von Braga, als dieses Hochstift von seiner politischen Höhe längst herabgekommen, doch noch durch seinen Reichthum und seine Privilegien so ziemlich die Stelle

*) Bis zur Errichtung des Patriarchats von Lissabon unter Johann V. war der Erzbischof von Braga erster Prälat des Reiches; ein Erzbischof von Braga krönte auf dem Felde von Lamego den ersten König von Portugal, Affonso Henriques (1143) mit der großen goldenen Krone der westgotischen Könige, die in der Abtei Lorbado aufbewahrt worden.

behauptete, die Almüß noch heute in den deutschen Erblanden der österreichischen Monarchie einnimmt. Der Erzbischof hatte mehr als 100,000 Cruzados jährliche Einkünfte und die Gerichtsbarkeit über die Stadt Braga und ihre Comarca; er ernannte den Corregidor, einen geistlichen und einen weltlichen Richter beim Tribunale; Braga war die einzige Stadt (Cidade), die keinen vom König ernannten Corregidor oder Juiz de Fora hatte. In den Coutos (locus cautus, ursprünglich Asyle oder Orte, wo geistliche Jurisdiction obwaltete; cautatae, bevorrechtete und befreite Besitzungen) der Umgegend entschied der Erzbischof sogar Criminalfälle in letzter Instanz. Mehrere Könige hatten diesen ersten bischöflichen Sitz des Reiches mit Schlössern und Herrschaften in der Provinz Entre Douro e Minho belehnt, und durch eine Reihe von Jahrhunderten führte der Erzbischof von Braga, zuerst effectiv und dann nominell den Titel eines Primas von Spanien und Portugal. Alles in dieser historischen Stadt, die in der Gegenwart so bedeutungslos geworden, deutet an ihre drei großen Epochen und lebt in diesen Erinnerungen. Aus der Römerzeit

sind noch Ruinen eines Tempels, einer Wasserleitung, eines Amphitheaters und einiger minder bedeutender Bauten zu sehen; Fragmente einer Ringmauer sollen von der suevischen Herrschaft herrühren, und die Cathedrale mit dem Grabe des Gründers der portugiesischen Monarchie ist das erinnerungsreichste Denkmal der bischöflichen Epoche, in enger Verknüpfung mit der großen Ritterzeit während des Regiments der burgundischen Könige, eines merkwürdigen Helbengengeschlechts galanter und chevaleresker Fürsten, denen außerordentliche Männer dienten, und die in Vielem mit den Valois, in Manchem mit den Stuarts verglichen werden dürften.

Am Portal der Cathedrale stieg ich vom Pferde, da es sündhaft gewesen wäre, auch nur eine Stunde in Braga zu sein, ohne sie gesehen zu haben. Sie ist ein altgothisches Gebäude, von etwas gedrückter winkelförmiger Form, doch von ziemlicher Dimension, aus Quaderstein gebaut, doch leider inwendig weiß übertüncht. Die Jahrzahl ihrer ersten Gründung konnte mir nicht genau angegeben werden, selbst der Küster nannte, wie einige neuere Werke, als ersten Erbauer Heinrich von Burgund, Grafen und Herrn

von Portugal *), der die Cathedrale nur vollendete, ausbesserte und erweiterte. Er starb in den letzten Tagen des April oder den ersten des Mai 1112 und liegt rechts vom Hauptaltar. Sein festiges, kleinliches Denkmal aus Sandstein (er liegt in voller Rüstung darauf, der linke Arm und die rechte Hand fehlen), ward gerade 400 Jahre später durch einen Erzbischof von Braga, Diogo de Sousa, errichtet, mit der den damaligen historischen Begriffen angemessenen Aufschrift: D. O. M. D. Enrico, Vngarorum Regis filio, Portug. Com. Diese Verwechslung von Burgund und Ungarn war im 16. Jahrhundert in Portugal allgemein; auch Camões sagt im 3. Gesang der Lusiaden (Str. 25.):

Destes Henrique, dizem que segundo

Filho de hum Rei de Hungria experimentado

u. s. w.; und 3 Strophen weiter: „O forte, e famoso Hungaro“, nachdem doch aus allen Urfun-

*) Schon einen Monat nach König Alfonso VI. von Castilien und Leon Ableben (29. Juni 1109) führte Graf Heinrich diesen Titel. S. Ribeiro, Diss. t. III, p. 52.

den und Duellen hervorgeht, daß Graf Heinrich der vierte Sohn Heinrichs von Burgund, Enkel Robert I., Herzogs von Niederburgund und Urenkel des Königs Robert von Frankreich war. Dem großen Grafen gegenüber nimmt das Grabmal seiner galanten Gemahlin Theresie von Castilien (Tochter Alfons VI. und seiner Geliebten Ximene Mustoz) den Platz links vom Altar ein. Ihre Figur, ebenfalls in Sandstein gehauen, liegt auf einem Sarkophag von halb antiker Form; der spätere Bildhauer hat der berühmt schönen Frau schöne Züge gegeben; sie trägt auch auf dem Grabe die königliche Krone, nachdem sie im Leben während ihrer Regentschaft den königlichen Titel angenommen, obwohl sie nur Infantin von Spanien und Gräfin (Infantessa Comtissa) zu Lebzeiten ihres Gemahls sich geschrieben hatte. Sie starb am 1. November 1130. Diese Frau, die eine so große Rolle in der zu allen Zeiten an berühmten und schönen Frauen so reichen portugiesischen Geschichte spielt, wird vom sonst galanten und zarten Dichter auf eine wenig liebenswürdige Art behandelt; er findet sie verbrecherischer als Progne und Medea, und scheint ihre Liebesaben-

theuer mit Fernando Peres, Grafen von Trastámara übel zu nehmen, wie aus der *Incontinencia má* *) zu schließen, die er als ihren Hauptfehler schonungslos aufzählt.

Aus dieser Zeit datiren die vornehmsten Privilegien und Rechte des Erzbisthums Braga, da Affonso Henriques, Sohn der Königin Irene, dem Erzbischof Pelagius für die Hülfe, die ihm dieser Prälat gegen seine Mutter gewährte, die ausgebrehtesten Güter und Freiheiten verschreiben mußte; ja der König, damals Prinz oder Infant, ging so weit, in der Vertrags-Urkunde vom 28. Mai 1128 an den Erzbischof die Worte zu richten: „*Ut tu sis adjutor meus.*“ Doch der Kirchenfürst hat Wort gehalten, und einen Monat darauf regierte Affonso ohne Vormundschaft seiner Mutter und ihrer Partei. — Der jetzige Erzbischof hält, glaube ich, vier Pferde und ein paar Maulthiere, — kaum so viel Stück, als sein mächtiger Vorgänger tausende berittener Anhänger zählen mochte.

Noch sahen wir das Grab eines jungen In-

*) Canto III, Est. 32.

fanten, Sohn König Johann I., der zu Anfang des 15. Jahrhunderts als Kind in Braga starb und unter einer Kanzel begraben liegt. Sein Denkmal ist von Bronze, ein kleiner Baldachin bedeckt es und ein Engel kniet an der Kopfseite; das Ganze ist zwar grob, aber nicht ohne Kunstwerth ausgeführt und eines der wenigen Bronze-Monumente in diesem Lande. Die vier andern Söhne König Johann I. sind bekanntlich in seinem Mausoleum zu Batalha beigesetzt.

In einem Kreuzgange ruht in einer Nische der große Erzbischof Laurentius von Braga, sechs und achtzigster Primas von Spanien, der während der Belagerung von Bissabon (1384, Johann I. von Castilien gegen Johann von Avis) eine so große Rolle gespielt und in der berühmten Schlacht von Aljubarotta am 14. August 1385 kämpfend blieb. Er ist noch heute einer der volkshümlichsten Helden Portugals, vorzüglich der nördlichen Districte. Jeder Portugiese weiß, daß er am Morgen des entscheidenden Tages in voller Rüstung mit vorgehaltenem Kreuze vor dem Heere König Johann's einherrsitt, die Krieger segnete, Ablass im Namen Urban VI. Allen ver-

kündend, die gegen die schismatischen Castilianer, Anhänger des Gegenpapstes Clemens VII., (Roberts von Genf) streiten würden. In einer alten Chronik der Cathedrale von Braga las ich, der ritterliche Prälat habe während der Schlacht ein silbernes Muttergottesbild als Helmschmuck und sein Primatialkreuz in der Hand getragen. Dann erzählt die Chronik weiträufig, wie er dem Heere die Absolution und den Segen mit dem Allerheiligsten gegeben, und sagt weiter: „Apos as acçoes de bom pastor, passou o Arcebispo as de bom Caualeiro.“ Sonderbarer Weise hat der Familien-Name dieses berühmten Kirchenfürsten nie mit Gewißheit ausgemittelt werden können; kein portugiesisches Geschichtswerk nennt denselben, und auch die erwähnte Chronik schweigt darüber. Der Erzbischof Laurentius ward 1397 in der Kirche von Braga beigesetzt; sein jetziges Denkmal ist vom Jahre 1663 und rührt von einem seiner Nachfolger her.

Die Kirche selbst ist, wie die meisten in Portugal, arm an Kunstwerken; nur einige verzerrte hölzerne Statuen stehen auf Altären und in Nischen; hingegen ist das Chor von merkwürdiger Schönheit;

die Verkleidung der Wände, der Thron des Erzbischofs und die Stühle der 32 Domherren sind meisterhaft in Palirander geschnitz und mit den reichsten Vergoldungen eben so prächtig als geschmackvoll verziert. Ueber den Lehnen der Chorstühle sind die Namen und Wappen der edelsten Geschlechter Portugals angebracht, die früher die Canonicate von Braga besaßen. — Der jetzige Erzbischof war zur Zeit meines Aufenthaltes nur designirt und es fehlte ihm die päpstliche Consecration.

Ein dicker Mulatte und ein uralter Portugiese, Beide im Dienste der Kirche als Küster, führten mich noch zuletzt in die Sacristei; sie ist mit Spolien aus vielen aufgehobenen Klöstern und Kirchen angefüllt, die, ohne Herz und Sinn aufgestellt, dem Ganzen das Ansehen einer Trödlerbude geben; neben historisch oder materiell werthvollen und merkwürdigen Dingen stehen grobe und gemeine Geräthschaften in lächerlicher Mischung mit Gegenständen von durchaus profanem Gebrauche. So sah ich in einer Ecke, aus einem Kapuzinerkloster hergebracht, einige indische Töpfe, von der Art, wie sie mit eingemachtem Ingwer und Cedrat aus Calcutta über London oder

Amsterdam auf unsere Tische kommen; hier waren sie zur Aufbewahrung von Reliquien bestimmt. Ein mit vielen kleinen Glöckchen behängter Vermeille-Kelch von der schönsten Arbeit des 16. Jahrhunderts stand daneben, und ein kleinerer von eiselirtem Silber, mit dem der h. Giraldo celebrirte, ist äußerst sauber gearbeitet. Die Glocke und Messgewänder Gaspars von Bragança, Erzbischofs von Braga, werthvolle Gefäße von Silber und Vermeille (die goldenen und mit Juwelen besetzten sind abhanden gekommen), ein Altar mit farbigen und vergoldeten Hautreliefs, den Triumph der Religion vorstellend, sehr alt, einem Bilde Hemelings oder Cranachs gleichend, und viele andere nicht werthlose Dinge konnte ich nur flüchtig beschauen. Als wir die Kirche verließen, sahen wir noch am Eingange einen Taufstein aus Granit, von der ältesten Arbeit; vier Löwinen, die Kinder fressen, tragen das Becken. Die Erklärung dieser Allegorie überlasse ich den Theologen.

Mehrere enge und winkelige Gassen führten uns auf den Marktplatz. Von der früher bedeutenden Industrie von Braga scheinen nur mehr schwache

Ueberreste geblieben zu sein; die Waffenfabriken, die im Mittelalter einen gewissen Ruf hatten, sind eingegangen, und die Hutmanufakturen beschäftigen sich größtentheils nur mehr mit der eigenthümlichen Kopfbedeckung der Landleute des Minho. Nur die Goldschmiede haben sich in großer Anzahl erhalten und liefern eine in ganz Portugal und den spanischen Nordwestprovinzen geschätzte Arbeit; ich sah ziemlich schöne Sachen, im Geschmack des 16. Jahrhunderts von Filigran und ciselirtem Golde, mit kleinen Perlen und Diamantenspitzen besetzt; meist waren es Kapseln zu Reliquien, die von den Frauen an großen Ketten am Halse getragen werden, oder radförmige Ohrgehänge mit kleinen Engelsköpfen und Arabesken.

Der große Platz, auf den wir uns dann begaben, um unsern Gasthof, *Dois amigos*, aufzusuchen, ist von bedeutendem Umfange und hat ein freundliches, gutmüthiges und doch alterthümliches Ansehen, das an süddeutsche Reichsstädte erinnert. Der berühmte Wallfahrtsort *do Senhor Bom Jesus do Monte*, auf einem bis oben bewachsenen Berge, dominiert den Platz der Stadt, obwohl er eine halbe

Weile entfernt ist. Nachdem die *Dois amigos* uns auf eine wenig genießbare Weise verköstigt hatten, mieteten wir ein paar Ponys, unsere von einem angestrengten Marsche ermüdeten Pferde ruhen zu lassen, und galoppirten durch Vorstädte und Gärten der ersten portugiesischen Wallfahrtskirche zu. Ein zackiger, mit Kapellen und Calvarienstationen besetzter und gemauerter Weg führt mitten unter den schönsten und schattigsten Bäumen, von denen viele unter der Scheere gehalten sind, zwischen zwei steinernen Balustraden auf die halbe Höhe des Berges, von wo zwölf bis vierzehn mit Statuen, Fontainen, kleinen Blumengärtchen und springenden Bässern garnirte Terrassen, durch Stufen verbunden, sich treppenartig über einander erheben. Auf dem Plateau des Berges, steht die Wallfahrtskirche hinter einer größeren, mit Balustraden, Statuen und Fontainen ausgeschmückten Terrasse, von der man die herrlichste Aussicht auf Braga, die grünen Thäler, nahen bebauten Hügel und fernen hohen Bergketten hat. Nur ein großer Fluß fehlt dem Thale von Braga, um es zu einem der reizendsten Punkte zu machen; doch der Cavado und der Deste, zwischen denen

das Stadtgebiet liegt, sind zu unbedeutend und nicht nahe genug, um diesem grünen Bilde Leben und Abwechslung zu geben. Wenn das Wasser in der Ebene mangelt, so sind dafür die Fontainen auf allen Abstufungen des Berges desto schöner, besonders vom Thale aus ist es ein eigener Anblick, so viele springende Wässer, eines über das andere, zu sehen, und da die unteren Wasserstrahlen meist die Höhe des unmittelbar darüber befindlichen Bassins erreichen, so gleicht es bis zur vollkommensten Täuschung einer einzigen kolossalen über die halbe Berghöhe aufsteigenden Wassermasse. Die Kirche selbst mit einer Kuppel und zwei kleinen Glockenthürmen ist in verдорbenem italienischen Style und enthält keinen einzigen Kunstgegenstand, kein Bild, keine Statue, nicht einmal ein ärmliches Schnitzwerk aus Holz oder Metall. Der Zustand der Kunst in diesem Lande hat wirklich etwas Betrübbendes; man kann den heutigen Portugiesen nur wünschen, daß etwas von dem Kunstsinne ihres Königs auf sie übergehen möge, denn Ferdinand II. ist nicht allein ein bedeutender Kenner, sondern übt auch selbst die schönen Künste mit vielem Glücke und

dem richtigsten Geschmac. Viele radirte Blätter von seiner Hand, deren ich selbst durch die Gnade des Königs Einige besitze, zeugen vollkommener für das Gesagte, als Alles, was ich anführen könnte. Wäre dem jungen Könige nicht der höchste Rang beschieden, so könnte er, in bürgerlicher Sphäre sich bewegend, in den ersten Hauptstädten als ausübender Künstler reichlich sein Brod erwerben, ja sich einen Namen machen, wie ihn leider in der Kunst keiner seiner Unterthanen anzusprechen vermag.

Im sonderbaren Contraste zur bilderlosen Kirche vom Bom Jesus do Monte sind zwei kleine Sacristeien mit Portraits angefüllt, die allerdings so schlecht gemalt sind und so unerühmte Personen vorstellen, daß sie nur den einen Zweck erfüllen, weshalb sie hier aufgehängt wurden: die Eitelkeit zu reizen und zu Ausgaben für die Kirche zu bewegen; es sind nämlich die Bilder aller Wohltäter dieses Wallfahrtsortes, die das Recht haben, ihre Anklage hier der öffentlichen Kritik Preis zu geben; nie sah ich eine Masse unschönerer Züge und eine größere Mischung von Köpfen, die sich im Leben wohl nie begegneten. Ich habe mir von Allen nur

gemerkt, daß neben dem letzten Herzoge von Cadaval, der geborner erster Rüster (ich glaube, es heißt Sacristão-mór) dieser Kirche war und ein junges Gesicht à la Régence zeigt, der alte schwammige Bierbrauerkopf eines reichen Bürgers aus Braga hängt, der einige dieser Terrassen vollenden ließ. Alles zusammen war so schauderhaft häßlich, daß ich herzlich froh war hinauszukommen und zwischen Korkeichen, Pinien, Cypressen und allerlei blühenden Sträuchern Braga, dann meinen Gasthof und endlich nach einem etwas mühsamen Tage mein Bett zu erreichen.

Am nächsten Morgen verließen wir Braga vor Sonnenaufgang und kletterten durch anderthalb Stunden längs steilen Abhängen, bis wir die höchste Kuppe eines Berges erreichten, wo das kleine Kloster von Valperra steht; hier ließen wir unsere Pferde ausschmaufen und warfen noch einen letzten Blick auf das schöne Thal von Braga, dessen Gärten, Gebüsch und Wiesen im frischen Morgenthau in tausend Farben funkelnd zu einem herrlichen Bilde südlicher Pracht sich entfalteten; auf einer dominirenden Höhe zur Rechten erhob sich Jesus do Monte

mit seinen Terrassen und Fontainen und den Horizont begrenzten in drei Richtungen zwei Reihen Sierrren, die nähere von der entfernten überragt. Dichter Nebel lag über den tieferen Gründen und Bergschluchten; das ganze weite Bild war in feierliche Stille gehüllt und nur der knarrende Ton der Bergfarren störte die Harmonie von Größe und Ruhe, bis die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Spitzen der Sierra de Geres rötheten. Der Reveil in den Straßen von Braga begrüßte den rothigen Schein; die militärischen Klänge drangen vom Thale bis zu unserer Höhe und riefen auch hier, wie so oft früher in ernsterer Zeit mich aus Träumereien ins prosaische Leben zurück.

Wir schwangen uns auf unsere Pferde und ritten über ein coupirtes Terrain, das ziemlich cultivirt schien und dem es auch an agresten Schönheiten nicht fehlte; nach zwei Stunden passirten wir durch Caldas de Taipá, ein kleines, von den Bewohnern der Umgegend sehr besuchtes Bad, das aber in gar nichts den Begriffen entspricht, die wir gewohnt sind mit dem Etablissement eines Kurortes zu verbinden. — Es war ein schöner Sommertag,

und da es die Nacht über stark geregnet hatte, die Atmosphäre weniger drückend, als sie sonst am 19. Juni dort sein mag; viele Landleute und kleine Caravanen wohlhabender Leute und Städter belebten die Wege und zogen theils nach dem erwähnten Bade oder nach dem Pferdemarkt von Guimarães; die Meisten ritten Maulthiere und Pferde, die Männer auf altportugiesischen Sätteln, die unseren Dragoner-Pritschen glichen, die Frauen saßen auf Lehnstühlen, die quer auf die Thiere geschnallt waren und an denen schmale Brettchen hingen, worauf die Füße der Reiterin ruhen; diese Sättel gleichen den Cacolets (Artolas) der pyrenäischen Bäder und der baskischen Gebirge. Auffallend schien mir, daß alle Männer, die nicht durch ihre Tracht zu den Landleuten der nächsten Umgegend gehörten, bewaffnet waren; an ihren Sätteln hingen Carabiner, Tromblons oder alte verrostete Säbel, was wohl eher Gewohnheit als zur Nothwehr ist, trotz der vielen Mordgeschichten, die vorzüglich in gewissen Zeitungsberichten dem deutschen Publikum aufgetischt werden; auch habe ich einigen Grund, das Land nicht für so unsicher zu halten,

da auf meinen ziemlich ausgedehnten Zügen mir nie das Geringste widerfahren ist, obwohl ich jede Eskorte stets abgelehnt habe und die Waffen meiner kleinen Gesellschaft nur in einigen Taschen=Couverts bestanden, die im Grunde unserer Alforjas in ihren Etuis wohlverwahrt, nur zur Essenszeit das Licht erblickten. Hinter Caldas de Taipa begegneten wir einem großen Herrn der Umgegend, den mein misgelistischer Guide als einen eifrigen Anhänger seines vertriebenen Herrn bezeichnete. Ueberhaupt soll in der Gegend von Braga dieser unglückliche Fürst noch mehr ergebene Freunde zählen, als im übrigen Lande, da er seit längerer Zeit der einzige Regent dieses Reiches war, der in Braga residirt, und in diesen Districten, wo die Geistlichkeit große Güter und Pfründen besaß, ihr Einfluß noch heute von Bedeutung ist; die vertriebenen Mönche, meist von hier gebürtig, begaben sich nach Aufhebung ihrer Stifter und Klöster an den väterlichen Herd zurück und unterhalten natürlich diese Gesinnung; doch ist es auch unläugbar, daß die vielen von den geistlichen Domainen abhängigen Landleute und Pächter sich weit besser unter der frühern Obrigkeit befanden, als

in ihrem jetzigen Verhältniß zu geldgierigen Speculanten, die um geringes Geld die reichen Ländereien an sich gebracht und nun auf alle Weise prassend und saugend, in möglichst kurzer Zeit hundert Prozent des Rauffschillings zu gewinnen trachten, um — in beständiger Angst vor einer Rückkehr der alten Ordnung der Dinge — die deteriorirten Gebäude und den ausgemergelten Boden dann rasch an den Meistbietenden loszuschlagen.

Der miguelistische Cavalier, dem wir begegneten, begab sich mit seiner Frau, einer feinen blonden Engländerin, nach Caldas de Taipá in einem Cabriolet, das eher in die Straßen von Paris als auf die Gebirgswege des Minho gehörte; einige Pferde mit englischen Herren- und Damen-Sätteln wurden von Grooms nachgeführt; diesen Zug ausgenommen, habe ich im Innern des Landes keinen einzigen Train gesehen, der den Gewohnheiten des übrigen civilisirten Europa gleiche; wer nicht reitet und nicht zu Fuß geht, fährt auch nicht, sondern läßt sich in geschlossenen Kasten, die vollkommen wie die Dresdner und Wiener Portschaisen aussehen, bergauf und ab, über Feld und

Wald tragen; ein Maulthier ist vorn und ein anderes hinten angespannt und tragen an Riemen in einer Gabel die schaukelnde Chaise; darin ist für zwei sich gegenüber sitzende Personen Platz, so daß in diesen Gebirgsstrichen beständig einer der beiden Reisenden dem andern auf den Hals fällt; was diese primitive Art Locomotive noch unleidlicher macht, sind die kleinen Glöckchen und Schellen, die am Halse, Kopf und manchmal auch am Rücken der Maulthiere befestigt, während des langsamen Ganges dieser Thiere ein monotones und betäubendes Geräusch hervorbringen, das alle Conversation verhindert und nichts mit dem cadencirten Geflingel unserer im Galopp hingefagten Schlittenpferde gemein hat. — Doch wundert mich in dieser Art nichts mehr in Portugal, seit ich die Infantin Anna, Marquise von Loulé, in einem mit Ochsen bespannten Wagen das Fest des Herzogs von Terceira zu Sobralinho verlassen sah.

Da wir uns glücklicherweise so langsamer Thiere nicht zu bedienen hatten, trafen wir noch Vormittags in Guimaraes ein. Diese erste und älteste Hauptstadt von Portugal liegt auf einer von frucht-

baren und angenehmen Thälern umgebenen Höhe. Von den römischen Antiquitäten, dem Tempel der Ceres und den warmen Bädern, deren mehrere Schriftsteller erwähnen, konnte ich nichts sehen, da keiner der von uns befragten, mit der Gegenwart allein beschäftigten Einwohner etwas von diesen Merkwürdigkeiten gehört haben wollte. Dagegen war die Cathedrale, die unserem Gasthose gegenüber lag, nicht so schwer zu finden. Eine Inschrift an der äußeren Kirchenmauer bezeugt zuerst in alter halb unleserlicher, dann in neuerer Lapidarschrift, daß Johann I., Sohn D. Pedro's *), Königs von Portugal, im Jahre 1425 am 6. Mai wegen des Sieges von Aljubarrota gegen Johann von Castilien diese Kirche zu bauen begonnen habe. Gleich daneben steht ein Delbaum, der schon zur Zeit dieses Königs ein steinernes Kreuz (N. S. d'Oliveira) beschattete, zu dem man in der Gegend große Verehrung hegt; ein zweites diesem ganz

*) Johann I., Gründer der Dynastie von Avis, war bekanntlich ein natürlicher Sohn Peter des Grausamen und einer Galicierin von niederer Herkunft.

gleiches Kreuz befindet sich außerhalb der Stadt; es heißt, Johann I. sei in Folge eines Gelübdes, nach seiner großen Schlacht, zu Fuß von einem dieser Kreuze zum andern betend gegangen. Diese Erinnerungen an den entscheidenden Tag, der Portugals Unabhängigkeit vor fast fünfhundert Jahren sicherte, ziehen sich wie ein rother Faden durch das ganze Land, leben im stolzen Andenken aller Portugiesen, wenn sie gleich von Römern und Sueven nichts mehr wissen und die Zeit des spanischen Druckes zu vergessen scheinen. Vielleicht ist es eben dieser Druck des Nachbarvolkes, der ihren Haß gegen dasselbe nur noch kräftiger und glühender ausbildete und die Glorie ihres Triumphes über das mächtige Castilien trotz der Jahrhunderte um so lebhafter erhält, als es während der Herrschaft der Philippe streng verboten war, das Wort Aljubarrota auch nur auszusprechen.

Am Eingang der Cathedrale von Guimarães steht der Taufstein, über den Affonso Henriques, erster König von Portugal, zu Ende des 11. Jahrhunderts *)

*) Keine Urkunde bezeichnet das Geburtsjahr Affonso's so wenig als die Zeit der Vermählung seines Vaters; doch muß es vor 1095 gewesen sein.

gehalten ward, und der nach Erbauung dieser Kirche durch Johann I. von dem alten Kirchlein hieher gebracht ward. Das Innere der Cathedrale ist weit, hoch, lustig, mit freien kühnen Wölbungen, wie es dem Bau eines Königs geziemt, unter dem die Architectur so hoch aufblühte. In der Capelle, worin das Hochwürdigste aufbewahrt wird, befindet sich zu diesem Zweck ein Tabernakel von getriebenem Silber; ich habe mich weniger über die Schönheit der Arbeit gewundert, als daß er seines edlen Metalles ungeachtet, doch noch an Ort und Stelle steht; auch der Altar ist an gutem Schnitzwerk und vielen Vergoldungen reich; am meisten gefiel mir jedoch das Chor, das in Paliranber, mit der in Portugal allgemeinen Vollendung der Holzarbeiten geschnitzt, noch mit der zierlichsten Marquetterie, wie kleine Boule Meubel, eingelegt ist; Panneaus von rothem Damaste erhöhen den Effect dieses Chors, der am Ende von Portugal verloren und unbekannt, die Zierde der ersten Dome großer Hauptstädte sein würde. In einer Ecke der Kirche führt ein eisenes Gitter zu einer halb getrennten Rotonde, die das Mausoleum der D^a Maria Pinheira enthält, einer

portugiesischen Heldin, die, obgleich nicht canonisirt, doch einer Heiligen gleich im Lande verehrt wird; sie soll sich in der oft gefeierten Schlacht von Aljubarrota mit einem Palmenzweig in der Hand an der Spitze der portugiesischen Schaaren in den Feind gestürzt haben. Der Schluß meiner Kirchenbesuche ist immer eine Beschauung der in den Sakristeien aufbewahrten Merkwürdigkeiten, da meist unter vielem Plunder ein kostbares oder sehenswerthes Stück sich vorfindet. Den Schatz der Kirche von Guimarães konnte ich jedoch nicht zu Gesicht bekommen, da der erste Küster, der ihn verschließt, über Land gegangen war; ich mußte mich daher mit der bombastigen Erzählung eines Domherrn begnügen, der zuerst viel von der ehemaligen Herrlichkeit und Würde dieser Abtei sprach, deren infulirter Prior sich immer von Braga halb independent gehalten habe, und von den 30 Domherrenstellen, die, nun auf 22 geschmolzen, wohl ganz eingehen würden; dann ging der gute Herr, der in violetter Camail und Spizen-Rochett ganz feierlich einherschritt, auf die Beschreibung der mir leider verschlossenen Merkwürdigkeiten über, des Panzerhemdes Johann I., einer

von Johann III. geschenkten Diamanten = (?) Krone, und derlei mehr; am Schluß der Erzählung hatten wir den ziemlich schönen und alterthümlichen, doch sehr delabrirten Kreuzgang in allen Richtungen betreten und schickten uns eben an, auch die Sakristei zu verlassen, als mein geistlicher Führer in einer Ecke ein nicht eingesperrtes Echantillon der erwähnten Schätze erblickte und mit triumphirendem Blicke *ex ungue leonem* vorwies; es war ein sechs Fuß hohes silbernes Kreuz von getriebener und gemeißelter Arbeit, mit meisterhaftem Detail, Geschmack und großer Feinheit ausgeführt, von der Form, die nach dem französischen heraldischen Ausdrucke *Croix fleurdelysée* genannt wird *). Dieses Kreuz wird dem Prior vorgetragen, wenn er feierlich pontificirt, und soll ein Geschenk König Affonso V. (1448—81) sein.

Als wir in unsern Gasthof zurückkehrten, fanden wir ihn mit Edelleuten der Umgegend angefüllt, die mit Courierstiefeln und gewichtigen Sporen auf

*) Ein Kreuz, das mit halben Lilien oder Lanzenspitzen (fer de lance) endet, nicht aber das Lilien in den Angeln trägt.

Treppen und Flur so viel Lärm als möglich machten und alle Victualien in Beschlag legen wollten; der Verkauf eines Klostergutes hatte sie von ländlicher Ruhe auf ihre Pferde und in die Stadt gebracht; sie schienen gegen einige Speculanten aus Lissabon sehr aufgebracht, die mit höheren Geboten sie zu evinciren drohten. Sie mochten wohl selbst daran denken, die Grundstücke käuflich an sich zu bringen, die sie von den Klöstern und zuletzt von der Regierung in Pacht hatten, und die — wenn ich die unklare Erzählung meines Wirthes recht verstanden — schon durch mehrere Generationen von den Familien dieser Herren in der Art besessen wurden, daß sie mit den Klöstern in der Verbindung standen, die dem französischen Vidames entsprach.

Meinen Leuten war es doch gelungen, ein Zimmer und einen Platz am Herde zu behaupten, und wir konnten nach einem frugalen Diner Guimarães verlassen, um den, acht portugiesische Reguas langen Rücktritt nach Dporto über die Serra de Santa Catarina anzutreten. Die Wege waren hier wo möglich noch grundloser als in den übrigen Districten, die wir durchzogen hatten, da diese Straße

weniger frequentirt ist, als die von Coimbra nach Oporto und Braga. Desto schöner und romantischer ist die Gegend, und wenn auch unsere Geduld durch die steilen, mit Steingerölle gefüllten Fußsteige und breiten Wasserrisse oft auf die Probe gesetzt ward, so hielten wir doch mehrmals an, um den grünen Thälern, den sanften, wohl bebauten Abhängen und den majestätischen Sierren einen Blick zu gönnen. Es ist wirklich merkwürdig, wie baumreich diese Provinz ist; ohne gerade waldig zu sein, sind alle Felder, Gärten, Wege und Auen mit Bäumen so dicht besetzt, daß die ganze Gegend einen eben so cultivirten Anblick gewinnt, als die Touraine, Flandern und Dessau, als die ökonomisch berühmtesten Gegenden des europäischen Continents. Einer näheren Kritik sind die Thäler des Minho allerdings nicht gewachsen, so wenig als einer Parallele mit den reizenden Landstrichen einiger Theile Englands, wo der höchste Ertrag mit dem vollendetsten Geschmaack gepaart ist.

Abends hielten wir einen Augenblick in Carneiro, einem Städtchen mitten in den Bergen; dann ging es durch ein langes, ziemlich weites Thal; zu unserer

Linken, an die Sierra gelehnt, lag der Badeort Bisella; kleine Bettelungen krochen aus so armseligen Hütten, daß man versucht war, anzuhalten und zu fragen, wie es möglich ist, daß in einem so herrlichen, von Gott so reich begabten Lande die Menschen und ihre Wohnungen so elend sein können. Die Bettelungen rannten neben den Pferden und schlugen Rad, grade wie auf den südfranzösischen Chaussees neben den galoppirenden Postwagen.

Gegen Mitternacht langten wir in Oporto an; nach wenig Stunden Rast bestiegen wir jedoch wieder unsere Pferde, da wir einen starken Marsch vor uns hatten. Bei Feira, in einem freundlichen Thale, betraten wir die Provinz Beira; Mittags hielten wir nach einem Ritte von fünf Leguas, über Oliveira de Azeméis, in S. João da Madeira, einem kleinen unter vielen Bäumen halbverborgenen Dorfe. Abends sah ich zwischen Neu- und Alt-Albergaria den ersten forstmännisch bestandenen Wald in Portugal; hochstämmiges, ziemlich gleiches Nadelholz, regelmäßiger Hau und sogar Nachpflanzungen; dieß war mehr, als ich erwartet hatte und erklärt sich

nur dadurch, daß dieser dem Meere nah' gelegene Forst seit mehreren Jahrhunderten zum Schiffbau benutzt wird. Ueber eine lichte Stelle weg, öffnete sich eine schöne Aussicht auf das Thalgebiet der Vouga, die Ebene und den See von Aveiro. Nachdem wir die Vouga auf einer großen Brücke passirt hatten, hielten wir Nachts in Albergaria-Belha, der gewöhnlichen Mittelstation zwischen Oporto und Coimbra. Mehrere Maulthier-Caravanen, die vor uns eingetroffen waren, hatten bereits den größten Theil des Raumes in dem einzigen großen Gasthofs eingenommen, so daß wir nur mit Noth Unterkunft fanden; ein paar Deutsche, die noch später ankamen, darunter ein Neffe meines Freundes, des General-Cónsul Meyer in Bordeaux, und ein Herr von C. aus Hamburg, mußten mit der Diele des Speisesaals vorlieb nehmen. Obwohl täglich mehrere bedeutende Züge (da fast Niemand allein reist) hier eintreffen und nie weder Platz noch Essen genug ist, so hat doch bisher weder der Wirth an bessere Anstalten, noch ein Anderer an Errichtung eines zweiten Gasthofs gedacht; Industrie und Comfort sind noch sehr primitiv hier. Dieß scheint überhaupt eine

der ärmsten Gegenden des Landes zu sein; die Cultur der Felder ist noch sehr zurück und unvollständig und die Dörfer haben meist ein armes, ödes Aussehen; auch beschäftigen sich ihre Einwohner mehr mit Handwerken als mit Ackerbau und Viehzucht; so sahen wir ein ziemlich langes, doch sehr elendes Dorf, Moris, dessen Häuser Troglodytenhöhlen gleichen und das sich ganz vom Nagelschmieden ernährt; glücklicher Weise sind die Dampfmaschinen noch nicht bis hieher gedungen, sonst müßten diese Leute verhungern.

Am nächsten Morgen durchzogen wir eine etwas besser bebaute Gegend; zuerst führte ein breiter guter Landweg durch Pinienwälder, die sich bis tief ins Land ausdehnen; dann kamen wir nach Sarbão, am Rio Aguedo, einem Nebenflüßchen der Vouga; dieses Städtchen war in vollem Leben, da es eben Markttag war; der Platz, die Ufer des Rio Aguedo und die grünen Rasenflächen herum, waren mit einer lärmenden und mäkelnben Menschenmasse angefüllt; die Bergketten, die sich im Osten von der Serra de Beisteros nach der Serra de Alcoba zu, bis zwei Leguas von Sarbão ausdehnen, sollen an Metallen

und Kohlen reich sein; auch hat sich seit Kurzem eine Compagnie Engländer dort niedergelassen, die nach Quecksilber, Kupfer und Kohlen grabt und viel Geld unter die arme Bevölkerung bringt. Der röthliche, granitartige Sandstein, der in Deutschland, um Homburg v. d. Höhe häufig ist, wird auch hier gewonnen und zu Häusern, Pfeilern und Brunnen verwendet. Von Sardão verfolgten wir noch durch zwei Leguas die directe Straße nach Coimbra, worauf wir links nach den Bergen wanderten, um die Serra und das Kloster von Busaco noch bei Tage zu erreichen.

Je mehr wir uns der Gebirgsregion näherten, desto reicher ward die Vegetation, die Gegend bebauter und freundlicher; besonders fiel mir eine große Masse Nachtschatten auf, die längs der alten Bäume und an den Zäunen der Gärten blühten und dufteten. Doch ist dieses reiche Bild nur von kurzer Dauer und einem schmalen Saume gleich, endet es beim Erklimmen der Serra selbst. Hier waren es wieder elende Dörfer und Häuser, die mich an die Gebirgsstriche des obern Segre in Catalonien erinnerten. Endlich, nach mehrstündigem Ritte kamen

wir an eine lange und hohe Mauer, deren Anfang und Ende wir nicht sehen konnten, da sie sich in den Krümmungen des Terrains verlor; ein kleines Thürchen ward geöffnet, und wir ritten in den geheiligten Hain von Busaco ein. Ich glaube von hier einen deutlichen Begriff der Wälder des Libanon mitgenommen zu haben. Auf schlängelnden Pfaden, von Bergquellen unterbrochen, ritten wir lange unter dem Schatten mehrhundertjähriger Eypressen *), die zu Tausenden auf diesem bevorzugten Fleck Erde wachsen; ihre schlanken Stämme sind von dichtem Epheu umrankt und die mächtigen Aeste überragen

*) Die portugiesische Eypresse (*Cypressus lusitanica*) ward vor zweihundert Jahren von den hohen Bergen, die Goa umringen, nach Busaco gebracht; sie geräth nur in den Mittelregionen Portugals, wo sie der Hitze weniger ausgesetzt ist. In der Umgegend von Lissabon ist sie selten und klein; öfter trifft man dort die pyramidale Eypresse an; die portugiesische hingegen geräth besser in England und Frankreich, als die gemeine. Es ist bekannt, daß die Eypressen von Busaco den Cedern des Libanon so vollkommen gleichen, daß auch Botaniker sie auf den ersten Blick dafür gehalten haben.

und beschützen undurchdringliche Gebüſche von Beerſträuchern; mit den dunklen Nadeln der Cypreſſen vermiſcht ſich das Laub rieſiger Platanen, Kaſtanienbäume, immergrüner Süß-Eichen, dann die langen Büſchel der *Pinus maritima*, die grazioſen Kronen der Waldpinien und die dicken knotigen Stämme der Korkeiche. Da nie in dieſem Heiligthume eine Art angelegt wurde, ſo iſt der junge Nachwuchs aller dieſer Baumgattungen auf kräftigem, duftendem Humus zu einem dichten Wäldchen am Fuße der alten Stämme angewachſen, die majeſtätiſch, gleichſam gebietend, ihre Häupter über der neuen Generation in die Lüfte tragen. Dieß Alles zuſammen und in ſo großer Ausdehnung iſt von ergreifendem Eindrucke; man glaubt ſich in die Urwälder des Orients verſetzt; gewiß iſt jedenfalls, daß der Park oder Kloſterwald von Buſaco nicht ſeines Gleichen in Europa hat. Auch läßt ſich dieſe durch ſo viele Generationen fortbauernde gewiſſenhaſte Schonung nur erklären, wenn man am Haupteingang des Kloſterparks die in weißen Marmor gehauene Bulle lieſt, durch welche Papſt Urban VIII. (1643) Alle excommunicirt, die Bäume im eingefchloſſenen Kloſterwald von Buſaco fällen. Gleich

daneben ist eine zweite Bulle eingemauert, in der Papst Gregor XV. (1622) den Eintritt der Frauen und den Einbruch in diesen verschlossenen Raum verbietet. Aller dieser Luxus von Vorsicht und Prohibitionen und die prachtvolle Umgegend ließen mich mit nicht geringer Spannung dem Kloster zuwenden, in dem ich ein Meisterwerk der Baukunst anzutreffen hoffte; doch sahen wir nur, mitten auf einer kleinen Wiese, einem Jagdbrennevous ähnlich, ein sehr ärmliches, kleines, schmutziges Gebäude mit engen Zellen und kellerartiger Kirche. Früher ward es von 16 Carmelitern bewohnt; drei von ihnen überleben hier die Aufhebung ihres Klosters; der eine war unser Cicerone, die zwei andern zum Stande primitiver Unschuld zurückgekehrt, treiben sich blödsinnig und stieren Blicks in dem verwaisten, mit Gras bewachsenen Hofraum herum. Unser Cicerone führte uns durch einen dunklen Kreuzgang, in dem die Bilder aller Aebte hängen; die Rahmen wie auch die Decke sind von Korkholz; eine Art Vorhaus mit grobem Mosaik aus Kiesel und Schlacke schien unserem geistlichen Führer das Merkwürdigste; auch zeigte er uns in der Kirche sehr wohlgefällig einige Bilder

mit schauerhaften Menschengesichtern; dann öffnete er nachlässig eine Thür und sagte beiläufig: „Hier hat der Herzog von Wellington am Vorabend der Schlacht von Busaco geschlafen und sein Hauptquartier aufgeschlagen; kürzlich hat auch Herr H., österreichischer Gesandtschafts-Secretair in Lissabon, hier geruht.“ Wir hörten diese militärische wie auch die diplomatische Begebenheit mit vieler Salbung an, und da uns erstere natürlich auf den 27. September 1810 brachte, so machten wir uns unverweilt auf den Weg, das Schlachtfeld und hauptsächlich das berühmte Plateau zu besuchen; wir hatten einen Guiden vom Kloster mitgenommen, doch war er, im directen Gegensatz zu den unausweichlichen Guiden Napoleons und Wellingtons in Mont-Saint-Jean, nur sehr laconisch, obwohl auch er ein Augenzeuge der Schlacht sein wollte. Zuerst ritten wir an den Fuß des Berges, wo dem Kloster gegenüber Ney in geschlossenen Colonnen stand; dahinter erhebt sich ein kleiner Hügel, auf dem Junot mit der Reserve ein Viertel Lequa von Ney hielt. Diese Punkte sind von Wichtigkeit, weil hier die Schlacht eröffnet wurde, die sich dann in Folge eines Angriffs Ney's nach den Höhen

hinzog, auf denen hinter dem Kloster von Busaco die englische Armee aufgestellt war. Diese Höhen sind so steil, mit so viel Geröll und umherliegenden Felsblöcken bedeckt, daß es schwer wird zu begreifen, wie hier irgend eine militärische Operation vorgenommen werden konnte; jedenfalls bleibt es — glaube ich — das höchste europäische Schlachtfeld und gewiß auch das steilste; namentlich sind die Höhen, die Ney erstürmen wollte und deren Gipfel er auch wirklich erreichte, so ungangbar, daß auch ohne Feind und Geschützfeuer es fast unglaublich scheint, wie ganze Massen nach diesen Puncten dirigirt werden konnten. Eine dieser Höhen ist mit Basaltklumpen bedeckt, hinter denen General Crawford's Jäger lagen, ehe sie Ney's Colonne angriffen. Auf dem höchsten Puncte des Plateaus steht ein Telegraph, Mittelstation zwischen Lissabon und Oporto; einige tausend Schritte davon, nordöstlich vom Schlachtfelde, ist durch eine vorspringende Kuppe eine Art Vorgebirge (Punta da Serra de Busaco) gebildet, von dem aus, sich die weiteste Fernsicht ausbreitet, die, auf vielen Zügen über Sierrren und Alpen, mir je vorgekommen. Zur Rechten lagen zu unseren Füßen

die grünen Thäler, durch die zwischen Gebüschen der Mondego dem Meere zueilt; Coimbra, Montemor, Figueira und sein Hafen schienen in nächster Umgebung; über den langen Küstenstreif hinaus nahm das Meer den größern Theil des Bildes ein; mehr der Gebirgsgegend zugewandt, sah man wie Maulwurfschaufen hunderte größerer und kleinerer Hügel, dann Wälder, Fluren und Felser, die kleinen Gartenbeeten glichen; in entgegengesetzter Richtung endlich dehnte sich von Nord nach Süd die mächtige Kette der Serra d'Estrella zackig und dunkel am Horizonte hin. Da tauchte, einer feurigen Kugel gleich, die Sonne ins Meer, und mit süblich schnellem Uebergange verschwanden rasch die entfernteren Gegenstände dem Gesichtskreise. Eine kühle Seeluft folgte auf die sengende Hitze des Tages; es war Zeit, den Rückmarsch anzutreten; wir kletterten die Berglehne herab, nahmen von Busaco und seinen Cypressen Abschied, brachen noch Zweige der Lorbeeren und Muscheln der Grotten; dann kamen wir bald an das erwähnte Hauptthor und sahen im Zwielficht die ehemalige Wohnung des Pförtners, die von einem kleinen Blumengärtchen umgeben, aus zwei Zellen

und dem Sprachzimmer besteht und ganz mit grobem Mosaik getäfelt ist. Endlich nach einem zweistündigen Ritte über Los Fornos trafen wir Nachts in unserm alten Quartiere zu Coimbra ein.

Am nächsten Morgen ritten wir durch ein hügeliges, ziemlich wohl bebautes und bevölkertes Land; ein breiter Weg, Rest einer alten Chaussee, zieht sich bis Condeira auf zwei Leguas von Coimbra hin; diese Straßen, die unter Pombal angelegt und mit runden Feldsteinen gepflastert wurden, sind nun im desolatesten Zustande, da wahrscheinlich seit ihrer Entstehung nichts für ihren Unterhalt geschehen; auch haben die klugen Maulthiere der vielen Caravanen, die hier durchziehen, einen Fußsteig zwischen die losen Steine getreten, auf dem man nun gezwungen ist nachzufolgen und so auf einer ganz breiten Straße Einer hinter dem Andern reiten muß.

Condeira, auf deutsch „Blumenkorb“, ist der Name eines freundlichen Städtchens, das von Gärten und Laubholz umgeben, diese Bezeichnung vollkommen rechtfertigt und süße schmachtaste Drangen sehr billig in großer Menge liefert. In einem ältern Buche über Portugal las ich: *Les femmes de Condeixa*

sont fort jolies et plus libres que dans aucune autre ville du Portugal; le voisinage des étudiants de Coimbre en est la cause. Da ich nicht Zeit hatte, mich lange genug in dem gewiß allerliebsten Condeira aufzuhalten, um Ursache und Wirkung zu ergründen, so muß ich mich begnügen, diese interessante Bemerkung auf guten Glauben hinzunehmen und für einen meiner Nachfolger hier abzuschreiben. Hinter Condeira erhebt sich im Osten eine lange Kette freibeweißer und nackter Berge, die Gegend selbst wird flacher, weniger bebaut und einförmig. Weite Sandheiden mit spärlichen Korkeichen bepflanzt, magere Maisfelder und krüppelhafte Olivenbäume geben allein diesem Landstrich etwas Abwechslung. Die Nähe der dürren weiten Ebenen von Estremadura zeigt sich in Allem. Nach fünf ewig langen Leguas kamen wir über Medinha nach Pom-bal, das in einem freundlichen Thale, einer Dase gleich liegt. Hier hat der große portugiesische Minister die letzten Jahre seines Lebens im Exil zugebracht; sein Name wird noch heute mit Dankbarkeit und Verehrung vom Volke ausgesprochen, dem er hier im Kleinen, wie zu Lissabon im Großen auf-

half und Wohlthaten spendete. Jedes Kind spricht hier von ihm, und es gibt noch hochbetagte Männer die erzählen, wie O Gran Marquez ein Getreidemagazin für die Einwohner von Pombal erbauen ließ und wie täglich einige hundert Arme nach seinem Mittagstische sich vor der Thüre seines einfachen Hauses versammelten, gespeist und beschenkt wurden. Ich ließ mir dieses Haus zeigen, das in den bescheidensten Proportionen aufgeführt, vielleicht comfortabel gewesen sein mag, doch gewiß alles Luxus entbehrte. Auf einem nahen Hügel, an den sich ein Theil des Städtchens lehnt, stehen die Ruinen einer alten Burg, die maurischen Ursprungs sein soll; es ist fälschlich behauptet worden, Pombal habe in diesem Schlosse gewohnt und mit großem Gefolge einen bedeutenden Hausstaat gehalten; Pombal lebte allein mit seiner Frau, einer Gräfin Daun, und mit einem Sekretair der ihm vorlas; das Schloß war schon zu Pombals Zeit unbewohnbar und verfallen. Das Einzige, was noch heute an die Gegenwart des großen Mannes erinnert, ist ein auffallend besserer Zustand der Kultur in der nächsten Umgebung des Städtchens, einige gemauerte Wasserlei-

tungen und steinene Brunnen, ein paar öffentliche Gebäude und eine Strecke breiter, gut fahrbarer Chaussee, die mit doppelten Alleen bepflanzt, bis zur Grenze seiner damaligen Domaine führt.

Als die Sonne sich etwas gesenkt und die drückende Hitze nachgelassen hatte, verließen wir Pombal und ritten auf einer steinernen Brücke über den Soure, einen Gebirgsfluß, der sich oberhalb Figueira in den Mondego ergießt. Unsere Absicht war, bis Feiria zu kommen, doch wurde es so finster, daß wir nach vierstündigem Ritte durch ein waldiges Land in Machados oder Boa Vista, einem kleinen Dorfe, anhalten und in einer Maulthiertreiber-Venda unser Nachtquartier aufschlagen mußten. Am nächsten Morgen waren wir mit Sonnenaufgang in Feiria und bestiegen sogleich den Schloßberg, der die Stadt und Umgegend beherrscht. Der Fz durchläuft eine reiche wohlbebaute Ebene, die oftmals Zeuge heißer Kämpfe war. Vom alten Schloß des guten Königs Diniz (1279—1325) sahen wir auf den nächsten Hügeln die Pinien-Wälder, die er pflanzen ließ um zu verhindern, daß der Flugsand des Strandes durch die Stürme auf die Saaten

getrieben werde. Das Schloß von Feiria, nun eine Ruine und ohne Bedeutung, war zur Zeit der Sueven, West-Gothen und Mauren von Wichtigkeit und spielte auch unter Affonso Henriquez zur Zeit der Schlacht von Ourique (1139) eine große Rolle. Die Stadt war bekanntlich längere Zeit der Sitz eines römischen Proconsuls. Trotz Corregidor und bischöflichem Sitz durch mehrere Jahrhunderte vergessen, ward sie 1808 durch den Herzog von Wellington wieder zu Ehren gebracht. Von ein paar Fabriken, die Gläser machten und Leinwand bleichten, war nichts mehr zu hören; sie müssen seither eingegangen sein.

Nach einem zweistündigen Ritte durch ein größtentheils waldiges Land kamen wir zum Kloster Batalha. Ich habe einen ganzen Tag in diesem ersten Münster der pyrenäischen Halbinsel zugebracht, bogenlange Noten genommen, und als ich fertig war, eingesehen, daß ich nie versuchen dürfte, Batalha zu beschreiben. Wer sich um Kunst und Alterthum interessirt, kennt Murphy's Prachtwerk über Batalha *);

*) Plans, Elevations and Views of the Church of Batalha in the province of Estremadura in

seiner Beschreibung lag Fr. Luis de Sousa's im 17. Jahrhundert geschriebene Geschichte dieses Klosters zum Grunde; die Pläne und Zeichnungen nahm der englische Architekt während eines dreizehnwöchentlichen Aufenthaltes im Jahre 1789 an Ort und Stelle auf; dennoch werden Beide in einem späteren Werke des jetzigen Patriarchen von Lissabon *), Fr. Francisco de S. Luiz, der Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit bezüchtigt. Ich kann also nur als Laie von meinen Eindrücken sprechen und werde mich so kurz als möglich fassen, indem ich alle, denen dieß nicht genügt, an die genannten Spezialwerke verweise.

Das Kloster Batalha, die Haupt-Erinnerung und das Denkmal an den oft besprochenen Sieg von Aljubarrota, liegt am Ausgang eines langen ziemlich schmalen Gebirgsthales an der Lena, einem

Portugal, with the history and description by Fr. Luis de Sousa; with remarks. etc., by James Murphy Archt.

*) Memoria historica sobre as Obras do Real Mosteiro de Santa Maria da Victoria, chamado vulgarmente da Batalha. Por D. Fr. Francisco de S. Luiz, Bispo reservatorio de Coimbra, etc. Lisboa 1827.

Nebenflüsse der Viz. Johann I., der Gründer dieses großen Werkes, hatte sich zu diesem Bau am Morgen der Schlacht (14. August 1385) durch ein Gelübde zur Mutter Gottes verpflichtet und begann, aller Wahrscheinlichkeit nach, in den ersten Monaten des Jahres 1388 sein Versprechen zu lösen. Er übergab das Kloster den Dominikanern und ernannte seinen Beichtvater Fr. Lourenço Lâmprea zum ersten Prior. Ueber den ersten Baumeister, der den Grundplan entworfen, ist man nicht im Klaren; alle Schriftsteller streiten sich hierüber; doch scheint es, daß Mattheus Fernandes, der gewöhnlich und auch von Murphy als solcher genannt wird, das Werk nur fortsetzte und das berühmte Kapitelhaus erbaute. Francisco de S. Luiz nennt vier Meister vor ihm, darunter drei Portugiesen, und Murphy im Ganzen drei, wovon zwei Ausländer. Ohne in diesen Streit nationaler Eitelkeit näher einzugehen, muß dem unbekannten Meister der Triumph bleiben, eines der vollkommensten Bauwerke aller Länder und Zeiten entworfen zu haben, obwohl die Grundidee nur beim Bau der Kirche, während der zwei ersten Regierungen (Johann I. und Eduard), befolgt und

die späteren Zuthaten nach anderen Plänen und zum Theil in verschiedenem Style aufgeführt wurden. Hierher gehört besonders das Klostergebäude mit dem Kreuzgang (Claustro real), das erwähnte Kapitelshaus und das von Emanuel dem Großen im 16. Jahrhundert begonnene unvollendete Mausoleum, das unter dem Namen capella imperfecta bekannt ist, dessen Plan verloren ging und zu dessen Vollenbung Murphy 1793 eine wundervolle Composition dem damaligen Prinzen von Brasilien (nachmals Johann VI.) einsandte. Die sämtlichen Gebäude sind bekanntlich aus demselben weißen kalkartigen Sandstein, der in ganz Portugal zu derlei Bauten verwendet wird, sich leicht verarbeitet, im atmosphärischen Contacte erhärtet und vergelbt. Er wird auf zwei Leguas von Batalha noch heute zu den Restaurationen in denselben Gruben gebrochen, die vor beinahe 500 Jahren die ersten Materiale lieferten. Auffallend ist, daß die Kirche selbst, der älteste und Haupttheil des ganzen Baues, in imposanter Einfachheit und großartiger Ruhe die reinsten Linien längs Säulen und Bogen, Gewölbe und Arcaden bis zu schwindelnder Höhe zieht, während

alle späteren Thaten in ausschweifender Fantasie geschmückt, mit den feinsten und leichtesten Sculpturen, Arabesken, Früchten, Blumen, Thieren, heraldischen Emblemen bedeckt sind. Lange Spitzfenster mit schönen Glasmalereien aus der ersten Periode des Baues werfen ein zitterndes Licht auf das Schiff der Kirche, worin vor dem Hochaltar König Eduard (1433—1438) und seine Gemahlin Leonore von Aragon ruhen. Ihre mehr als lebensgroßen Figuren sind dem Altar zugewandt. Doch fehlt Beiden die Nase, eine der vielen Barbareien der französischen Soldaten. Dieser König hat das Schiff und die Wölbung des letzten Bogens nach dem Plane seines Vaters erbaut und war eben damit fertig, als die Pest ihn hinwegraffte. Sein Sohn und Nachfolger Alfons V. (1438—1481) baute mehrere Klostertheile; das große thatenreiche Leben Johann II. ließ diesem Könige keine Zeit zum Klosterbau, doch Emanuel, sein Vetter und Nachfolger, begann das unvollendete Mausoleum, dessen ich erwähnte, und konnte oder wollte es nicht fortsetzen lassen, als der Bildhauer starb, dessen kunstreicher Hand und mächtiger Fantasie Portugal diese Basreliefs verdankt, die in

keinem Lande ihres Gleichen haben. Ein weiter Bogen führt in dieses Mausoleum, das Wind und Wetter preisgegeben, aller Sorglosigkeit zum Troße noch jetzt wunderbar erhalten ist. Eine halb hieroglyphische Aufschrift, die ein paar hundertmal wiederholt, in den Schnörkeln des Eingangsbogens angebracht ist, hat allen Schreibern und Erklärern bisher viel zu schaffen gemacht. Auch ich habe sie in aller Unschuld copirt, da ich sie nicht lesen konnte, doch ohne zu ahnen, daß diese Worte eine berühmte Schwierigkeit enthalten. Es sind altgothische Buchstaben, die wörtlich so lauten: „tayas erey.“ Luis de Sousa und nach ihm Murphy erklären es als: Tangos e Rey, und Francisco de S. Luiz hält es für griechisch: *ταυας ερευ*, als eine Anspielung auf die Entdeckungslust König Emanuel's.

Einer der merkwürdigsten Theile dieses prachtvollen Gebäudes ist das Mausoleum des Gründers, das obwohl von ihm selbst erbaut, doch von der classischen Einfachheit des Hauptbaues abweicht und mit acht Bogen und Thürmchen einen durchbrochenen obeliskartigen Hauptthurm umgibt. Dieses Gebäude bildet, gleich dem Mausoleum König Emanuel's ein von

der Kirche unabhängiges Ganze, das nur durch ein Gitter damit in Verbindung steht. Es ist von vierediger Form und enthält in der Mitte den Grabstein König Johann I. und seiner Gemahlin Philippa von Lancaster. Der König im Wappenrock und mit der Krone liegt darauf und reicht die rechte Hand seiner neben ihm ruhenden Gemahlin. Das Wappen von Portugal und daneben das Ordenszeichen des Knienbandes sind auf der Kopfseite angebracht; des Königs Motto „Il me plait pour bien“ ist zwischen Rubuszweigen in Basrelief zu lesen und soll eine Anspielung auf Moses enthalten, der auch bereitwillig war dem Herrn zu gehorchen. Das Kleid der Königin ist mit Arabesken gravirt, die früher, wie deutliche Spuren zeigen, bemalt und vergoldet waren. Längs einer Wand stehen in vier Nischen die Grabmäler seiner jüngeren Söhne. Dom Enrique, der Seefahrer, der große Herzog von Bizeu, liegt offen auf der Bahre, als sollte sein Bild den Portugiesen noch heute zur Nachäferung dienen; sein Motto ist in den Sockel gegraben: „talant do bien fere.“ Seine drei Brüder, Fernando, João und Pedro ruhen unter ihren Schilbern. Dom Pedro,

der während der Minderjährigkeit Alfons V. regierte und bei Afarrobeira (20. Mai 1449) gegen seinen Neffen und König blieb, führt das Motto „*désir*.“ An D. João's Grabe ist zu lesen: „*Je ai bien reson*“, und an dem D. Fernando's, des heiligen Infanten, der in Marokko als Märtyrer starb (3. Juni 1443) steht: „*Le bien me plait*.“ Alle diese Denkmäler sind aus weißem Marmor mit Basreliefs, Emblemen und Arabesken verziert, doch die Statuen selbst ohne allen Kunstwerth. Es ist überhaupt merkwürdig, wie bei der großen Vollendung aller steinernen Ornamente keine einzige Statue hier vorgefunden wird, die sich über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erhöhe, so wie man vergebens auf allen Altären an den Gängen und Hallen auch nur ein Gemälde suchen würde. Batalha ist der Triumph der Architektur; sie allein hat hier Alles geschaffen und keine andere Kunst zur Verschönerung etwas beigetragen. Diese Meisterschaft in der veredelten Steinhauerkunst, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist bis heute den Portugiesen eigen geblieben, und ich glaube schon erwähnt zu haben, daß man eine gleiche Vollendung an den Bauten aller Jahr-

hunderte in diesem Lande findet; Belem und Penha sind glänzende Beweise dafür. Es muß bei diesem Anlaß lobend erwähnt werden, daß ungeachtet die Finanzen bekanntlich nicht im blühendsten Zustande sind, dennoch seit drei Jahren jährlich zwei Contos auf Restaurationen von Batalha verwendet werden; 30 Arbeiter sind hiebei stets beschäftigt, und mehrere Thürmchen und Bogen, die von ihnen angefertigt wurden, zeigen, daß ihre Kunst in Portugal nicht degenerirt. Diese Anordnung, die der Nachwelt eines der denkwürdigsten Monumente des Mittelalters erhält, wird dem Kunstsinne des Königs Ferdinand verdankt, der vor mehreren Jahren Batalha besuchte und nach seiner Rückkehr mit großer Kenntniß und warmer Theilnahme diese Arbeiten anordnete.

Nachdem wir das Kapitelhaus mit dem kühnen Gewölbe gesehen, das drei Baumeistern eingestürzt, erst vom vierten vollendet wurde, irrten wir noch lange zwischen den Arkaden des Kreuzgangs umher und verließen endlich diesen wundervollen Bau, nach dem man nichts mehr in Portugal zu sehen hat. Ich war von Bewunderung und Spannung, von Sehen und Hören, von großen Meisterwerken und

historischen Erinnerungen so erfüllt und so müde, daß ich wahrhaft froh war, -wieder ins Freie, ins gewöhnliche alltägliche Leben zurück zu kommen; eine so große Anstrengung verdummt und verwirrt, und noch heute gleichen meine Erinnerungen an Batalha mehr einem Traume als der Wirklichkeit. Ohne Vorbereitung kommt man hin, sieht mitten auf dem Lande unter elenden Baracken dieses colossale Meisterwerk, das bei jedem Schritt um ein halbes Jahrtausend zurückversetzt, und kaum hat man den Rücken gewendet, die nächste Bergschlucht erreicht, so mahnt nichts mehr daran, als ein langes, grünes, friedliches Thal, an dessen anderem Ende ein unbedeutendes Dorf liegt; doch der Name des Dorfes ist in allen Geschichtsbüchern eingetragen; es heißt Aljubarrota und das Thal ist das berühmte Schlachtfeld, das Camões im vierten Gesang der Lusiaden so herrlich besungen.

Abends kamen wir nach Alcobaga, auf drei Leguas von Batalha. Alcobaga und Batalha sind die Namen, die gewöhnlich von Portugiesen und Ausländern ausgesprochen werden, wenn von einer Tour im Innern dieses Landes oder von seinen

Merkwürdigkeiten die Rede ist; doch ist es schade, daß diese beiden Hauptpunkte der großen portugiesischen Geschichte so nahe an einander liegen, da nothwendig das Eine den Eindruck des Andern schwächen muß. Dieß ist vorzüglich der Fall, wenn man von Batalha kommt. Trotz der großen Erinnerungen an Geschichte und Poesie verliert Alcobaga im Vergleiche, der sich unwillkürlich aufdrängt, wenn man das königliche Batalha noch in frischem Andenken bewahrt. — Das Grab der schönen Inez und ihres aus Liebe grausam gewordenen Gemahls Pedro I. ist natürlich das Erste, woran Jeder in Alcobaga denkt, da doch hier, wie überall in Portugal, die Gräber eine große Stelle einnehmen, um so größer, je kleiner die Gegenwart ist; dennoch entspricht das Aeußere von Alcobaga durchaus seinem hohen Alter, seiner Berühmtheit und den großen Erinnerungen nicht, die sich an seinen Namen knüpfen.

Diese Cistercienser-Abtei wurde von König Affonso Henriques im Jahre 1142 zur Erinnerung an die Einnahme von Santarem gestiftet, wie die im sogenannten „Saal der Könige“ in Fayence

eingebrennte Stiftungs-Urkunde darthut; sie enthält auch einen Bannfluch gegen jenen seiner Nachfolger, der dawider handeln — das Kloster aufheben würde. Hier ist auch die berühmte Urkunde, die viele Geschichtsforscher in Bewegung gesetzt hat, wodurch Affonso Henriques sein Reich dem Kloster Clairvaur (angeblich für des h. Bernhard Verwendung in Rom) zinspflichtig erklärt; im Contraste zu diesen redenden Denkmälern der ersten Periode des portugiesischen Reiches entspricht die Fassade des Klosters den Begriffen eines Baues des letzten Jahrhunderts; eine mit zwei Thürmen flankirte Kirche, deren Giebel eine große Statue der Mutter Gottes trägt, bildet die Mitte; zu beiden Seiten sind zwei Flügel, die in weiten Dimensionen, 18 Fenster lang und 1 Stockwerk hoch, die Klostergebäude enthalten und Casernen gleichen. Alles, besonders das Klostergebäude, ist in ziemlich belabrirtem Zustande; die Kirche, zu der eine Terrasse und einige Stufen führen, ist hoch, weit, in reinem und einfachem normännisch gothischem Style aus demselben weißen Stein wie Batalha erbaut; eine große runde Rosace über dem Hauptthor ist

mit farbigen Gläsern einem Caleydoskop gleich gefüllt; mit Ausnahme einer hölzernen Orgel enthält die ganze Kirche kein einziges Schnitzwerk, und wie alle Kirchen in Portugal, auch keine Statue und kein Bild. — Fünf Seitenaltäre in den Flügeln von schwer vergoldetem Holze, ein Hauptaltar in Weiß und Gold mit hölzernen Figuren, die man nicht Statuen nennen kann, und 10 große jonische Säulen herum, bilden den ganzen Schmuck dieser übrigens architektonisch schönen und edlen Kirche. Eine colossale vergoldete Sonne oder Glorie, die hinter dem Hochaltar sich nach allen Seiten ausbreitet, ist zwar gewiß nichts weniger als schön, aber doch von vielem Eindruck, besonders wenn in den Strahlen der sinkenden Sonne diese große glänzende Masse funkelt und leuchtet. Ueberhaupt scheint Alles in dieser Kirche auf den Effect berechnet zu sein; so befinden sich im Halbkreis hinter dem Hauptaltar in sieben Nischen oder Capellen eben so viel dunkel gehaltene Altäre, auf die man durch Gitter wie in Vertiefungen herabsieht; dieses ist vom seltsamsten Effect und gleicht Spiegelbildern. Hier ruht auch der erste Abt von Alcobaga, Bruder des Gründers.

Dann besuchten wir einige Capellen, wovon eine, gleichsam als Contrast zur Kirche, über und über mit dem reichsten Schnitzwerk, Bäumen mit Blättern und Früchten bedeckt ist; eine andere, sehr alte, ist durchaus vergolbet und mit einigen hundert bemalten Holzbüsten, Portraits von Heiligen, angefüllt, die alle Wände, einem Naturalien-Cabinet gleich bedecken und auf der Brust Glaskapseln tragen, worin Reliquien befindlich; mehrere tiefer stehende wurden von den Franzosen herausgerissen, die Schätze darin zu erbeuten hofften, doch nachdem sie nur Stückchen Knochen fanden, die anderen unberührt ließen. In einer großen, halbverbrannten Sakristei fiel mir nur eine sehr schöne Decke in Blau und Weiß mit goldenen Rosen auf.

Nun und zum Schluß unserer Investigationen kamen wir in die Gruft oder vielmehr den Saal, wo Inez und Pedro ruhen; zwei sechszehn Spannen lange, sieben Spannen hohe und fünf Spannen breite Sarkophage von weißem Marmor stehen sich gegenüber; sie sind beide mit den feinsten Arabesken und Hautreliefs bedeckt; die mehr als

lebensgroßen Gestalten des liebenden Paares sind auf ausdrücklichen Befehl Pedro's Fuß an Fuß so gestellt, daß wenn sie in derselben Richtung am jüngsten Tage auferstehen, nach dem Himmel sie zuerst sich in die Augen blicken müssen. Da Inez liegt in faltenreicher Kleidung da, deren kurze Ärmel zwei runde Arme zeigen, die sich über der Brust kreuzen; die Hände sind lang, schmal und für die Größe der Figur klein; die eine ist mit einer halblangen Mitaine gantirt; ihr Nieder ist knapp anschließend, mittelst Streifen und antiken Knöpfen (den ungarischen gleich) zugehalten; eine Perlen-schnur, die ihren Hals umschlingt, hält sie in der einen und einen Handschuh in der andern Hand. Da die ungalanten Franzosen nicht einmal die Nase der schönen Frau verschont haben, ist es schwer geworden, ein ungestörtes Bild der Züge zu erhalten, die der Künstler (ein Zeitgenosse) offenbar schön wiedergeben wollte: das Gesicht ist etwas voll, doch nicht ohne Grazie; die Ohren sind durch eine eng anliegende Haube ganz bedeckt; ein kleiner Mund und ein Grübchen am Kinn geben auch dem Stein etwas Piquantes. Wenn

man erwägt, daß König Pedro, der gewiß ein Kenner war, vor seinen Augen dieses Mausoleum meißeln ließ, muß man annehmen, daß wenigstens etwas Aehnlichkeit vorhanden ist. Sie trägt auf dem Haupte eine offene königliche Krone und ein kleiner Baldachin ist darüber ausgespannt; sechs kleine Engel sind um Inez beschäftigt, stützen ihr Haupt, schwingen Weihrauch-Gefäße und halten den Saum des Kleides. Den ganzen Grabstein tragen sechs sphynxartige Figuren, von denen aber nur zwei weiblich sind, die andern haben bärtige und unbärtige Mannsgesichter. Längs der Frise alternirt das Wappen von Portugal mit den sechs Pfennigen des Hauses Castro. Pedro's Sarkophag wird von sechs Löwen getragen; sein ernstes bärtiges Gesicht, das glücklicher Weise die gerade schöne Nase behalten, hat denselben milden edlen Ausdruck, den alle Gemälde ihm geben; ein langes Faltenkleid bedeckt ihn und er greift mit beiden Händen nach dem Schwert; zu seinen Füßen liegt ein Jagdhund von der Race, die in England nach König Carl II. heißt; leider fehlt dem hübschen Thier ein Theil des Kopfes. —

Die vier Seiten beider Särge sind mit kleinen Hautreliefs bedeckt, die das jüngste Gericht, das Himmelfahrt, die Auferstehung und die Leiden vieler Märtyrer vorstellen und etwas primitiv gearbeitet sind; überhaupt mögen viele Schönheits- oder Kunstfehler an beiden Denkmälern sein; wer denkt aber daran, derlei Bemerkungen zu machen, wo so viel romantische Poesie und doch so viel wahre Geschichte vorwaltet.

Die Gräber der drei Kinder der D^a Inez, das der D^a Uraca, Gemahlin Alfons II. (1220), und mehrere andere eben so wenig Interessante, im 13. und 14. Jahrhundert verstorbener Infanten und Infantinnen, stehen noch in einigen Ecken des Gruftsaals und der Kirche. Doch hatten die zwei weltberühmten Mausoleen alle unsere Besuchungsfähigkeiten so absorbiert, daß wir ihnen nur geringe Aufmerksamkeit schenken. Eines muß aber auffallen nach einer solchen Reise im Reiche der Todten: daß nämlich im ganzen Lande so viele Königs-Gräber zerstreut umher liegen. Der Eindruck ist unbedingt größer, ernster und es ist geschichtlich richtiger und wahrer, daß diese Herren dort ruhen, wo sie ruhen wollten, wo

sie gewirkt, gestegt oder gegründet; in einer kleinen Gebirgsstadt oder einer einsamen Abtei hält man sich auf, um den Stein eines dahingeshiedenen Königs oder Helden ernst — gewissermaßen feierlich aufzusuchen, indessen allgemeine Gruften, wie St. Denis, die St. Georgs = Capelle und die der Capuziner kalt lassen und bei längerem Aufenthalte langweilen. Coimbra, Guimarães, Batalha, Alcobaça und andere Orte, die wir leider nicht sehen konnten, werden hoffentlich ihre Königs = Gräber behalten, da kein momentanes Interesse gebieten wird, die Centralisation auch auf die Todten auszu dehnen.

Der Gasthof in Alcobaça war so schlecht, daß wir noch bei Nacht weiter ritten und nach einem dreistündigen Ritte durch etwas mehr Comfort in dem für elegant geltenden Badeort Caldas da Rainha belohnt wurden. Es war aber gerade nicht Season, daher das Beste, was wir thun konnten, nach einigen Stunden Rast wieder unsere Pferde zu besteigen. Wir trübten bei Wind, Regen und deutsch kühlem Wetter auf einer ganz leidlichen Chaussee über ein ödes, mit Pinien und Heidekraut

bewachsenes Land, bis uns endlich bei Villa Nova da Rainha am Tagus, der obersten Station der Dampfschiffe, der Sertorius aufnahm und noch im Lauf des Abends in Lissabon absetzte.

VI.

Reisefahrt.

Let winds be shrill, let waves roll high,
I fear not wave nor wind;
Yet marvel not, Sir Childe, that I
Am sorrowful of mind.

*Childe Harold. *)*

Selt der Errichtung einer regelmäßigen Dampf-communication denken wenig Leute daran, zu Lande Portugal zu besuchen oder zu verlassen. Am allerwenigsten konnte es mir einfallen, Spanien von einem Ende zum andern durchziehen zu wollen. Um jedoch nicht den ziemlich langweiligen Weg noch einmal zu machen, wollte ich die Halbinsel umschiffen und erhielt durch Vermittlung Lord Howards das

*) M - u. 22. 6. 43.

Wisa des spanischen Gesandten nach den von mir bezeichneten Punkten. Mittlerweile signalisirte der Telegraph die Ankunft des englischen Dampfschiffes Lady Mary Wood an der Barre von Oporto, und ich benützte die letzten vier und zwanzig Stunden, mich von Ihren Majestäten in Cintra zu verabschieden, einige Besuche zu machen und beim Herzog von Terceira mit den Personen, in deren Gesellschaft ich mich am meisten bewegt, ein Valet-Diner in Pedrouços einzunehmen. Am nächsten Morgen, 5. August, fuhr die Lady Mary Wood in den Tagus und gegen Mittag verließ ich Lissabon.

So lange noch ein Hügel am Horizonte sichtbar war, blickte ich von der Dunette nach der schönen Hauptstadt dieses schönen Landes und vermischte meine Wünsche für sein Wohl mit wehmüthigen Bildern und der Erinnerung an liebliche Erscheinungen.

Bei gutem Wind und Wetter flog unser Schiff, eines der Besten und Elegantesten der Gesellschaft, wie ein Pfeil über die Wellen. Wir blieben fast immer im Angesicht des Landes, doubirten Nachts den Cap San Vicente und hielten nach 22 stündi-

ger Fahrt um zwei Uhr Nachmittags vor Cadix, das blendend weiß und phantastisch, einer tropischen Hauptstadt gleich, sich in scharfen Conturen am dunkelblauen Himmel zeichnete. Montes, der berühmte Toreador, war eben anwesend und setzte Stadt und Umgegend in Bewegung, so daß wir nur mit Mühe Unterkunft fanden. Alles schwärmte Tag und Nacht von Montes; jede, noch so ernste politische Frage trat in den Hintergrund; sonst hieß es: „pan y toros“, hier genügten die circensischen Spiele allein, kein Mangel ward gefühlt, und eine von den Cadixaner Zeitungen veröffentlichte Erklärung des Offiziercorps, „daß seit anderthalb Jahren nicht bezahlt, sie kein Schwert kaufen und deßhalb nicht ausgehen könnten“, ging unbemerkt vorüber und störte Niemand in seinem Jubel.

Wir brachten etliche Tage mit Besuch der wenigen Merkwürdigkeiten zu; die Abende vergingen noch angenehmer im Circus, der italienischen Oper und auf der Alameda, dem Sammelplatz der allerschönsten Frauen der Welt. Dann fuhren wir mit Dampf auf dem Quadalquivir nach

Sevilla. Die Cathedrale und die Giralda, die Meisterwerke von Murillo, Cano, Velasquez, Herera, Zurbaran, u. s. w., dann der Alcazar und das Haus des Pilatus, die Lonja, Caridad, Universität, das Museum, und hundert andere wunderbare Dinge wurden zu allen Zeiten lang und breit gerühmt und beschrieben, daher ich mich darauf beschränke zu sagen, daß auch ich Alles besah und hoffe meine Leser werden mir Dank wissen, daß ich den vielen Descriptionen nicht noch eine Neue, Unvollkommene, nachfolgen lasse.

Nach zu kurzem Aufenthalte verließen wir Sevilla und waren zwei Tage darauf in Gibraltar. Die österreichische Fregatte Bellona lag eben in der Rhede und ich hatte die Ehre bei dem damaligen Gouverneur, General-Lieutenant Sir Alexander Woodford, einem ausgezeichneten und lebenswürdigen Manne, mit dem Erzherzoge Friedrich zu speisen. Der junge Prinz, der kürzlich in der syrischen Campagne brillant debutirt hat, war der Gegenstand der allgemeinen und gespanntesten Aufmerksamkeit; sein anspruchloses, männliches Wesen gefiel den alten brittischen Seeleuten, deren

Mehrere, auch von bedeutendem Range, am Tische Sir Alexanders versammelt waren. Leider mußte ich das wirklich vortreffliche Diner und meine hübsche Tischnachbarin sehr früh verlassen, da der Schornstein des Schiffes, das mich nach Marseille führen sollte, zu dampfen begann. Der Phénicien, ein unsauberes, schlecht gehaltenes und noch schlechter geführtes französisches Dampfschiff führte uns trachend und schaukelnd auf spiegelglattem Meere in sehr gemischter Gesellschaft und bei ungenießbarer Kost nach Malaga, wo wir einen Tag verweilten, dann nach Carthagena, Alicante und Valencia. Ueberall blieben wir zu kurze Zeit um die Hauptpunkte und Merkwürdigkeiten mit Muße besehen zu können, und doch zu lang, um nicht die Tour ohne viel Annehmlichkeit auf langweilige Weise in die Länge zu dehnen.

Am 20. August Morgens, sieben Tage nach unserer Abfahrt aus Gibraltar, tauchten die Zinnen des Schlosses Montsuy aus dem Meere und einige Stunden später hielten wir am Hafenquai von Barcelona. Sobald die Verbindung mit dem Lande eröffnet ward, verließ ich unser Schiff mit

dem Grafen Teleky und zwei Engländern, dem Cap. Drew und Rev. Daniel Moore. Wir bestiegen einen Wagen in der Absicht uns nach der Stadt zu begeben. Als wir an das Thor „Puerta del Mar“ kamen, hielten uns einige Carabiniers an und forderten uns auf, ihnen zu folgen. Nach kurzem Aufenthalte vor dem Mauthgebäude wollten sie uns zum Civil-Gouverneur (Xefe politico) führen, willigten aber auf Begehren der beiden Briten ein, beim englischen Consulat anzuhalten. Dort wurden wir nach einigen Hin- und Herreden frei gelassen und ich erfuhr vom Chef der Carabiniers, daß die Arrestation nur mir gegolten habe und auf Anzeige eines Negerschiffcapitains erfolgt sei, den vor einigen Monaten englische Kreuzer in der Bai von Mozambique gefangen und der sich ebenfalls als Passagier an Bord des Phénicien befand. Da mir dieser Mensch schon einmal im Leben, weit früher, unter ganz anderen Verhältnissen begegnet war, schien mir diese Angabe ganz glaublich.

Der Freiheit wieder gegeben, vergaßen wir bei einem fröhlichen Diner im Hotel de las Cuatro

Raciones diese bisher nur lächerliche Episode und ich gebrauchte nur die Vorsicht dem preussischen General-Consul d'Ogny, der mich aufsuchte, diesen Zwischenfall zu erzählen, damit er geeigneten Orts die nöthigen Schritte vornehme, mich vor ferneren Unannehmlichkeiten zu schützen. Ich ermächtigte den Consul den Behörden zu erklären: ich habe wirklich im carlistischen Heere gedient, sei nicht amnestirt und gehöre in eine Kategorie, die Amnestie weder erhalten noch annehmen könne; diese meine Eigenschaften wären dem spanischen Gesandten in Lissabon vollkommen bekannt gewesen, als er meinen Paß nach Binnenstädten, die außer dem Wege der Dampfschiffe liegen, vöfirt habe; mein Aufenthalt in Barcelona sei durch die Verzögerung Seitens der spanischen Behörden, die den Phénicien vor dem 22. nicht weglassen wollen, so wie durch verspätete Ankunft dieses Schiffes bedingt und erzwungen; dennoch würde ich, wenn die Barceloner Behörden die mindeste Inconvenienz darin fänden, daß ich an's Land komme, augenblicklich wieder an Bord zurückkehren und nicht mehr aussteigen.

Nach einstündiger Abwesenheit kam der Consul

zurück und brachte mir die Entschuldigungen des General-Capitäns von Catalonien, Antonio van Halen und des politischen Chefs von Barcelona, Juan Gutierrez, die mich bitten ließen ihnen die Personen, die sich gegen mich vergangen, namhaft zu machen, damit sie bestraft würden; sie fügten bei, es thue ihnen leid, daß die Unterbrechung der Verbindungen Preußens mit Spanien ihnen nicht erlaube, mir persönlich diese Aeußerungen zu überbringen und gaben dem Consul die Versicherung daß es mir unbedingt freistehe, mich überall hin zu begeben, wo es mir gut dünke. Mit dieser Lösung zufrieden, wollte ich nicht als Angeber auftreten, besonders Behörden gegenüber die von meiner Regierung nicht anerkannt sind; ich begnügte mich daher mit der protocollarischen Aufnahme dieser Erklärung und kehrte nach einigen in der Stadt verbrachten Stunden zurück, um an Bord des Phénicien zu schlafen.

Da ich keine Gründe zum Mißtrauen hatte, und überdies das von Seiten des General-Capitäns und des politischen Chefs meinem Consul gegebene Ehrenwort mir bürgte, stieg ich am folgenden

Lage, einem Sonntag, zu Wagen um mich in die Cathedrale zu begeben. Graf Teleky und die beiden Engländer begleiteten mich wieder. Einige unheimliche Gesichter, mit dem unverkennbaren Polizei-Ausdruck gestempelt, hatten sich zwar denselben Morgen auf dem Verdeck herumgeschlichen und heimlich mit dem Capitain des Phénicien geziselt, doch glaubte ich dieß nicht beachten zu dürfen. Als wir nun an dasselbe Thor „Puerta del Mar“ kamen, standen die oben erwähnten Mouchards neben Carabiniers und ließen meinen Wagen anhalten. Sie bedeuteten den beiden Briten, es stehe Ihnen frei sich zu entfernen, da nur ich und mein blondbärtiger Begleiter (auf den Grafen Teleky deutend) ihnen zu folgen hätten. Auf die Weigerung des Capitain Drew und des Hrn. Moore uns zu verlassen, wurden wir durch die mit Menschen angefüllten Hauptstraßen zu Wagen nach der Rambla abgeführt, wo wir vor dem Hause des politischen Chefs anhielten. Unterwegs hatte ich meine Barceloner Lohnknecht zum preussischen Consul geschickt, der bald in seiner Consularuniform im Bureau erschien. Nach einstündigem Harren

kam der politische Chef, mit seiner blau und goldenen Amtsschärpe angethan, fragte nach mir und erklärte nun, meinen Paß in der Hand, in Gegenwart des preussischen Consuls und meiner drei Begleiter, ich sei sein Gefangener bis zu weiterer Entscheidung der Madrider Regierung, an die er berichten werde. Da er diese Worte an mich richtete, wandte ich mich von ihm ab und dem preussischen Consul zu, dem ich in spanischer Sprache laut declarirte: das gestern gegebene Ehrenwort sei gebrochen worden; ich halte meine Arrestation für ungesetzlich, erkenne die Autorität des politischen Chefs nicht an und es gebe für mich in der Stadt Barcelona nur Eine gültige Autorität, die des von dem König meinem Souverain ernannten Consuls; der Hr. Gutierrez möchte sich daher nicht weiter an mich wenden, denn ich habe mit ihm nichts zu sprechen und würde ihm keine Antwort geben. Hierauf setzte ich mich nieder und sah ruhig der weiteren Debatte zu. Der preussische Consul, der sich in dieser schwierigen Lage, da er ohne Erequatur fungirte, mit möglichster Energie benahm, ergriff hierauf das Wort und protestirte

in kräftigen Ausdrücken gegen diese Verletzung des Völkerrechts, Mißachtung eines gegebenen Wortes, so wie des regelmäßig ausgestellten und visirten Passes, und gegen die ganze Ungefeßlichkeit einer solchen, eben so willkürlichen als gewaltsamen Verhaftung. Schließlich erbot der Consul seine Caution und persönliche Bürgschaft. Hierauf erwiderte der politische Chef, das Visa der spanischen Gesandtschaften wäre für ihn nicht verbindlich, übrigens sei das in Frage stehende nur von dem Legations-Secretair (G. de Teran) und nicht von dem Missions-Chef selbst unterzeichnet, dann wären einige Theile von Catalonien in Folge fortwährender Unruhen und bewaffneter carlistischer Banden, die sie durchzögen, in Belagerungszustand erklärt und ich habe in Catalonien die Waffen geführt; was endlich sein gestriges Versprechen anbelange, so habe er meine Verbindungen mit Don Carlos nicht gekannt und Tags vorher den Paß nicht genau angesehen.

Am Ende waren diese letzten Gründe, besonders was den aufgeregten Zustand von Catalonien anbetraf, noch das Plausibelste was er anführen

konnte und ich sah wohl ein, daß er sich an diesen Schein von Recht halten würde. Daher rieth ich dem Consul sich nicht weiter in unnütze Debatten einzulassen, sondern die Sache, die schon anfangs bedeutend langweilig zu werden, zu Ende zu führen. Dennoch glaubte mein alter Consul noch einmal seine Caution und Bürgschaft anbieten und die mehrerer seiner Collegen versprechen zu müssen. Doch war Alles vergebens und als nun der gute Mann weichherzig werden und sich zu Bitten herablassen wollte, brach ich schnell ab und verlangte weggeführt zu werden. Ehe wir das Bureau verließen, trat der Consul zum Fenster und machte den politischen Chef aufmerksam, daß sich einige tausend Menschen auf der Rambla versammelt hätten und an das Thor des Gouvernementshauses drängten; doch erwiderte Gutierrez, dieß habe nichts zu bedeuten, er stehe für das Leben und die Sicherheit seines Gefangenen, worauf er zu wiederholtenmalen hinzusetzte, die Regierung sei stark genug, um jede Bewegung, welcher Art sie auch sei, zu unterdrücken und ihre Gefangenen, selbst mitten auf der Straße und umringt vom Pöbel zu beschützen. Als ich an der

Seite des Polizeidirectors über die Gänge und den innern Hofraum des Gouvernementshauses ging, fand ich alle Zugänge mit doppelten Wachen besetzt und am Thore eine Compagnie aufgestellt. Hieraus wurde mir die Aufregung und Neugierde des Pöbels erklärlich, da bei einer so leicht beweglichen Volksmasse es kaum so viel Glor und Aufsehen bedarf, die Straßen und Plätze mit turbulenten Haufen zu füllen. Indessen verhielten sie sich ruhig und wir erreichten unangefochten das Hotel de las cuatro naciones, das dem Gouvernementshause schief gegenüber auf der Rambla gelegen, mir als Gefängniß angewiesen worden, nachdem der politische Chef erst nach allerlei Debatten mit dem Consul seine erste Absicht aufgab, mich sofort in das Staatsgefängniß führen zu lassen. Ein Gendarme wurde vor meine Thüre gestellt; er gehörte zu dem, unter anderen Verhältnissen, mir bekannt gewordenen Corps der Miliones (mozos de escuadra) und hatte unter dem Grafen de España gedient. Eben hatte ich meine neue Wohnung für die Bedürfnisse eines längeren Aufenthaltes etwas eingerichtet und begann beim Gabelfrühstück dem

Grafen Teleky meine Proteslation zu dictiren, die ich an den englischen Gesandten, als den Repräsentanten einer mit Preußen befreundeten Macht, nach Madrid abschicken wollte, als der Polizeidirector hereinstürzte und mich ersuchte mich am Balkon meines Zimmers zu zeigen. Einige vielleicht bezahlte Aufwiegler hatten nämlich dem versammelten Haufen eingeredet, die Gefangenen wären Cabrera und sein Schwager Polo; meine Gegenwart vor ihren Augen sollte sie von ihrem Irrthum zurückführen. Als ich auf den Balkon trat, war die ganze Rambla angefüllt, neue Massen drängten sich von vielen Seiten herbei und alle Köpfe blickten herauf. Auch ohne viel Scharfsinn war leicht zu entnehmen, daß die allgemeine Stimmung mir nicht geneigt war, doch konnte ich aus dem verworrenen Geschrei nicht recht klug werden, was die Leute eigentlich wollten. Als sie mich gesehen, schrieten Einige, es wäre ja nicht Cabrera, worauf Andere erwiederten: „nun so ist es ein anderer Factiose.“ Einige wenig beruhigende Worte wurden eben hie und da laut, als ein abgerissener Kerl sich auf einen Baum schwang und die Menge haranguirte. Aus

einzelnen Tauten, die bis zu mir kamen, konnte ich combiniren, er sei in der Feste Caral ober Verga im Jahre 1838 gefangen gewesen und habe mich an der Seite des Tigers (so qualifizierte er den Grafen de España) gesehen. Man hörte ihm ziemlich aufmerksam zu, und als er seine Rede beendet, ward das Gebrülle so toll, daß ich vorzog, mich nicht länger der Menge zum Spektakel zu geben. In mein Zimmer zurückgekehrt, fand sich, daß der Polizeidirector den lustigen Posten neben mir, vielleicht in Erwartung einiger Stein- oder Messerwürfe schon längst verlassen und sich aus dem Staube gemacht hatte; mein Consul hatte sich mittlerweile durch eine Hintertüre ins Hotel geschlichen und kam mir zu erzählen, der Generalkapitain, den er eben gesprochen, wolle ein Regiment Dragoner aufstellen und die Rambla rein fegen lassen. Da mir die Schnelligkeit der spanischen Behörden aus mehrjähriger Erfahrung bekannt ist, konnte ich mich der angenehmen Hoffnung hingeben, daß die Dragoner eintreffen würden, wenn mein Kopf schon längst ein Spielball des Pöbels geworden. Das Geschrei mehrerer Leute an der Treppe, die zu mir bringen

wollten und die der Wirth nur mühsam abweisen konnte, zeigten mir wie nahe dieser Moment sei. Eben sollte eine Leiter an den Balkon gelegt werden, als der Sohn des Wirthes, der sardinischer Vice-Consul in Barcelona ist, mir vorschlug, mich in ein Hinterzimmer des Hauses zu führen, wo ich momentan mehr gesichert sein würde. Mein guter Gendarme, dem diese Aufregung sehr mißfiel, willigte in diese Veränderung und kaum hatte ich mit dem Grafen Teleky (der dieser ganzen Zucht ruhig zusah, obwohl sie ihm eben so wie mir den Kopf kosten konnte) meine kleine Uebersiedelung vorgenommen, als mein Zimmer von einer, mit dem bekannten Cuchillo bewaffneten Rote erstürmt wurde, die nach vergeblicher Durchsuchung sich vom Wirthes weiß machen ließ, ich sei in eines der öffentlichen Gefängnisse abgeführt worden. Endlich kam der Polizeidirector zurück, mir das Bedauern des politischen Chefs über einen Aufstand auszudrücken, den er nicht mehr zu meistern vermöge und forderte mich auf, schleunigst mit ihm die Flucht zu ergreifen. Der Sohn des Wirthes führte uns über Küchen und finstere Gänge bis zu einer kleinen geheimen

Thür die in ein Nebengäßchen führt. Fortwährend hörte man das Schreien und Toben des aufgeregten Pöbels, der an meine Abwesenheit nicht glauben wollte und drohte, das Haus zu demoliren, wenn man mich nicht zum Fenster herauswerfe. Als wir an das Thürrchen kamen und ich meinen Gendarme dicht hinter mir erblickte, machte ich dem Polizeidirector bemerklich, daß wenn wir in solcher Gesellschaft durch die Straßen gingen, jeder in mir den Gefangenen erkennen würde. Doch sah er mich so mißtrauisch an, daß es mir klar ward, er befürchte, Graf Teleky und ich würden ihn alten Mann überwältigen und die Flucht ergreifen. Da gab ich ihm mein Wort, ihm zu folgen; wir gingen ganz allein durch mehrere Straßen und erreichten bald ein entlegenes Stadtviertel, wo wir dem preussischen Consul begegneten, der mittlerweile seine Uniform aus weiser Vorsicht abgelegt und eben den Generalkapitain nochmals urgirt hatte. Letzterer schien allem Anschein nach, noch verlegener als der Consul und wir. Der gute d'Ogny war sehr verwundert uns frank und frei herumsteigen zu sehen, doch benahmen wir ihm bald diese Illu-

sion und er begleitete uns in das Gefängniß des Stadthauses (la Aloaldia), wo der Polizeidirector vom Kerkermeister die beste Kammer verlangte. „Die Beste“ erwiderte dieser mit einem pfliffigen Lächeln, „das heißt, die Sicherste“ (La mejor, esto es la mas segura), und führte uns in den obersten Gang wo er zwei eiserne Thüren aufschloß und ein kleines Behältniß von einigen Fuß im Gevierte uns schweigend anwies. Darauf knarrten die Riegel, die Schlösser schnappten zu, und wir waren allein.

Nun hatten wir Zeit uns in diesem allerliebsten Boudoir umzusehen; es war mit Ziegeln gepflastert und enthielt weder Tisch noch Bank noch Pritsche, so daß wir uns am Boden niederlegen mußten; ein schiefes Luftloch mit engen Gittern und einer Gattung hölzernen Schnabel versehen, war das einzige Fenster und durch eine kleine Oeffnung in der Mauer stand unser Kerker mit dem Nächsten in Verbindung, der von einem Banditen bewohnt war. Er kam bald heran, redete uns als Camaraden an und begehrte von uns Cigarren. Wir gaben sie ihm um Ruhe zu haben und nun begann ich

auf meinen Knien mit dem Bleistift meines Taschenbuchs die unvollendet gebliebene Protestation, die Graf Teleky zu sich gesteckt hatte, zu beendigen. Nach einigen Stunden hörten wir Lärm auf der Straße. Graf Teleky stemmte sich an die Mauer und ich stieg auf seine Schultern, so daß ich unser Lustloch erreichen und wenn auch nicht sehen so doch etwas hören konnte. Bald vernahm ich eine lebhaft Unterredung aus der ich entnahm, daß der Anführer eines vor der Alcaidia versammelten Volkshaufens mit dem Nationalgardeposten des Gefängnisses wegen Oeffnung des Gitterthors unterhandelte und auf die Weigerung der Bürgermiliz erwiderte, sie als freie Barcelonesen würden sich doch nicht dazu hergeben, einen Carlisten zu beschützen. Endlich schlug er ihnen vor, wenn bei Einbruch der Nacht, wie nicht zu zweifeln wäre, wir in ein Militairgefängniß, Montjoux, oder Aterazanas, translocirt würden, sich unter Wegs nur einige Schritte abseits zu halten, ein guter Messersfich würde dann das Uebrige thun. Da diese Conversation für die Schultern des Grafen Teleky und meine Geduld zu lang währte, sprang ich von meinem Observatorio herab und

wir erwarteten mit Ruhe der Dinge die da kommen würden. Bald ward es dunkel und da wir kein Licht bekamen, saßen wir noch eine, uns sehr lang dünkende Weile im Finstern auf den harten und unbequemen Steinen. Endlich kam der Polizeidirector und mit ihm mein unermüdlicher Consul der mich keuchend versicherte, seit den 25 Jahren daß er gratis und undecorirt die Ehre habe, meines Königs General-Consul für Catalonien und die Balearischen Inseln zu sein, wäre ihm so ein angestrengrter Tag nicht vorgekommen. Unter diesen Versicherungen erreichten wir an einer Hinterthür einen großen bedeckten Wagen, in den wir alle vier einstiegen und pfeilschnell nach dem Staatsgefängniß abfuhrten.

Dieses große in seiner Art gut eingerichtete Gebäude war ehemals ein Kloster vom Orden des h. Paulus und liegt unter dem Schlosse Montjoux am mittäglichen Ende der Stadt. Von einer doppelten Mauerreihe umringt, mit Schießcharten versehen und solid befestigt, gleicht es einem Kastell, wird von einer Abtheilung Linientruppen vertheidigt und erlaubt einen kräftigen Widerstand gegen die Angriffe des

Pöbels. Hier langten wir am 21. August um 11 Uhr Abends an, und wurden von dem ersten Kerkermeister, gleichsam Gouverneur des Etablissements (Alcaide de la Carcel) mit viel Ceremonien und Complimenten empfangen. Er nahm sich förmlich wie ein Haushofmeister aus, der die Honneurs eines großen Pallastes zu machen hat und führte uns unter zierlichen Verbeugungen in seine Kanzlei, wo wir seinem Sekretair unsere Namen und Qualitäten wie in einem Passbureau dictiren mußten. Nachdem er von meiner Identität überzeugt war, wandte er sich mit verbindlichen Worten an den Grafen Teleky und dann an meinen Kammerdiener und stellte beiden frei, entweder gleich fort zu gehen, aber dann nicht mehr hereinzukommen oder mit gefangen zu bleiben, aber dann nicht mehr heraus zu dürfen. Beide nahmen Letzteres an. Hierauf wies er uns sein schönstes Gefängnißlokal an, eine große weite Halle, die eher einem Fechtboden als einem Kerker glich. Das einzige scheibenlose aber stark mit dicken Eisenstangen vergitterte Fenster ging nach einem großen Hof, wo 140 Banditen, Meuchelmörder und Diebe von Morgens bis Abends sangen, schreien und

spielten und ihre Waschungen an einem Ziehbrunnen vornahmen. Eine gewichtige Thür aus eichenen Balken mit einem Schieber versehen und innerhalb derselben eine korbformig in das Zimmer hereingehende eiserne Gitterthür für die Nachtspectionen, schlossen unser Gemach. Herr Jover, unser zierlicher Kerkermeister stellte uns frei, Möbeln und Kost aus unserem Gasthof zu beziehen, eröffnete mir, daß die Thüren zwar eigentlich stets geschlossen sein sollten, er jedoch mich blos Abends einsperren wolle und endlich daß ich zu jeder Stunde auf dem Gange und der Terrasse spazieren gehen könne; ja er dehnte seine Gefälligkeit so weit aus, mir zu sagen, daß wenn die Gesellschaft der übrigen „distinguirten“ Gefangenen, die auch das Recht hatten auf der Terrasse zu promeniren, mir unangenehm wäre, er Abends, nachdem er sie eingeschlossen, durch ein paar Stunden die Terrasse uns allein öffnen wolle. Von allen diesen Erlaubnissen habe ich auch vielfältigen Gebrauch gemacht, Betten mit Fliegennezen gegen die Musquitos, Tische und Stühle kommen lassen und alle Morgens erschien mein Barceloner Lohndiener mit einem comfortablen

Gabelfrühstück und den Zeitungen. Am zweiten Morgen las ich in Letzteren lange Relationen der dortigen Blätter, welche die fabelhaftesten Geschichten über meine Gefangennehmung und deren Ursachen enthielten; natürlich waren Alle gegen mich, bis auf den einzigen republikanischen Papagayo, der in langen und vehementen Angriffen gegen die Regierung meine Partei nahm. Die mir feindlichen Artikel, namentlich die des Constitucional habe ich seither mit vielem Vergnügen in einigen deutschen Blättern wieder gelesen und ersehen, daß die gewissenhaften Uebersetzer keine einzige noch so abgeschmackte Supposition weggelassen haben, ja vielmehr im selben Ton noch allerlei illustrirende Bemerkungen beigelegt. Meine erste Promenade war zur allgemeinen Stunde; auch wurde ich von den „distinguirten“ Gefangenen, die auf demselben langen Gange mit mir wohnten, vielfach angerebet; der eine war ein Civilbeamter, der die Unterschrift des Gouverneurs auf Bons verfälscht hatte; dann kam der Gußmeister der Münze von Barcelona, der unedle Metalle in das Gold gemischt haben soll, ein Anderer war der ehemalige Alcalde, der

bei der Lotterie die gewinnenden Kugeln verlesen sollte und ertappt wurde, als er das siebentemal sie gegen Andere eskamotirte, die von ihm besetzte Nummern enthielten; der Unschuldige von Allen schien mir ein harmloser Jüngling, der auf seine Schöne eifersüchtig, ihr beim Theater aufgepaßt hatte und seinen glücklichen Rivalen, der ihr den Arm gab, erschießen wollte; unglücklicherweise ging aber die Kugel am Seladon vorbei und schlug einen stoßfremden Menschen zu Boden, der zufällig daneben ging. Einige Andere deren Delikte ich vergessen, gehörten auch zu dieser saubern Gesellschaft und da ich nicht wie mein menschenfreundlicher Leidensgefährte Alle aus dem Grunde für unschuldig hielt, weil wir schuldlos gefangen waren, so ging ich seither nur an den mir eingeräumten Abendstunden spazieren. Gewöhnlich dinirten wir um 7 Uhr Abends, schlechter Champagner aus dem Gasthose und vortreffliche südspanische Weine, ein Geschenk meines geistreichen Freundes, des französischen Consuls von Vessèps, halfen uns die Honneurs dieser Diners zu machen, die meist durch die Gegenwart mehrerer Consuln erheitert wurden,

namentlich kam der französische Consul, der seither zu europäischer Berühmtheit gelangt ist, mich oft besuchen, wie auch seine Collegen von Oesterreich und Sardinien. Diese genannten Herrn, so wie auch der arme alte d'Ogny, der seither leider gestorben ist, thaten alles um meine Gefangenschaft zu erleichtern, wandten ihren ganzen Einfluß auf, sie abzukürzen und diese Angelegenheit in das rechte Licht zu stellen; ich bin ihnen viel Dank schuldig und ergreife mit Freuden diesen Anlaß es öffentlich auszudrücken.

Eine der wenig angenehmen Seiten meiner Reclusion war der Höllenlärm, den von Morgens bis Abends die 140 unter meinem Fenster sich herumtreibenden Gefangenen machten; um 5 Uhr Morgens, wenn sie aus ihren Schlaffälen entlassen wurden, weckten sie mich polternd und ihre Pritschen ordnend; dann ging im Hofraum die erwähnte Morgentoilette vor sich, und von diesem Moment an — bis Abends neun Uhr war es kaum möglich sein eigenes Wort zu hören, so toll und laut jubilirten, sangen und schrieten sie. Allerlei lärmende Spiele waren meist im Schwunge und

jeder neue Ankömmling wurde mit lang anhaltendem Gebrülle und einem Regen von Püffen empfangen. Einmal flog ein schlecht lancirter Ball in mein Zimmer; ich erhob mich von meinem Schreibtisch und schleuderte ihn zurück; dieß setzte mich in guten Credit bei der Menge, die sonst die „distinguirten Gefangenen“ nicht mag. Nach ein paar Stunden sah ich zu meiner Verwunderung — ich wohnte eine Treppe hoch — einen Kopf am Gitter des Fensters, und hörte eine bescheidene Bitte um einige Cigarren; sie hatten die sogenannte Diebsleiter (*Escala de los ladrones*) gemacht; nämlich drei Mann sich an die Wand gestemmt, auf deren Schultern zwei Andere standen die wieder Einen trugen. Ich gab die verlangten Cigarren mit dem Versprechen meine Gabe zu wiederholen wenn man alle Tage eine Stunde ruhig sein wolle. Da ich eine für mich wichtige Correspondenz zu führen hatte, lag mir an dieser Stunde, und ich muß zur Ehre meiner Contrahenten sagen, daß ihre Anführer so viel Gewalt auf sie hatten, daß ich für ein Duzend Cigarros puros (ohne Papier, sogenannte Havana) alle Tage einige Stunden

Ruhe hatte. Sonntag um 6 Uhr früh wurde Messe gelesen; eine kleine Capelle, mitten auf der Terrasse, mit Gläsern nach allen Seiten umgeben, war so eingerichtet, daß vom Hofe und von allen Gefängnissen aus, der Priester gesehen werden konnte; die gewöhnlichen Verbrecher knieten im Hofe in zwei langen Reihen, die Distinguirten und Gefährlichen, sowie auch die Frauen, die einen besondern Flügel bewohnten, hörten die Messe von ihren Fenstern aus; ein helles Glöckchen gab das Zeichen; es ist ein wehmüthiger und ergreifender Moment wenn der Priester, bei lautloser Stille, von seinem erhöhten Standorte diese Gemeinde von Gefangenen segnet, von denen Mancher zum letzten Male die Messe hört.

Eines Abends, als wir eben ziemlich fröhlich um ein paar Flaschen auf der Terrasse saßen und bei sternenhellem Himmel nach den schönen Ebenen von Barcelona und dem hohen Montjoux blickten, kam der Alcaide und wisperte mir halb verlegen ins Ohr, ich möchte am nächsten Morgen nicht erschrecken, wenn ungewöhnliche Bewegung auf den Gängen statt fände und eine Art von Procession

an meiner Thür vorüber ginge; es sei ein Verbrecher den man vorüber führen würde um ihn zu erdroffeln. Da der Alcaide den unangenehmen Eindruck sah, dessen ich mich im ersten Augenblicke bei dieser Nachricht nicht erwehren konnte, beeilte er sich beizufügen: das ist aber ein ganz gemeiner Verbrecher, dem das *garoto vil* (gemeines Hals-eisen) administriert wird und der zu Fuß im gelben Büßerkleide (einem Ueberreste der *San Benito's* des *Auto-da-fé*) weggeführt wird; wenn aber ein Cavalier zum Tode geführt wird, fungirt das *garoto noble*, er wird mit schwarzem Talar ange-
 than und reitet ein mit Trauerstoffen behängtes Maulthier, die ganze Ceremonie geht dann mit viel Anstand und Pomp vor sich. — Diese vielleicht anspielungsreiche Tröstung noch vollkommener zu machen, wurde mir denselben Abend aus sicherer Quelle hinterbracht, die Mehrzahl der National-Garden habe sich unter Anführung ihrer Offiziere versammelt und mit Vorwissen des Ayuntamiento dem General eine schriftliche Eingabe überreicht, worin sie beehrten man solle mich ungesäumt aburtheilen und bestrafen, oder aber ihnen ab-

liefern worauf sie das Richteramt schon selbst übernehmen würden. Obgleich ich von dem militairischen Ehr- und Pflichtgefühl des General-Capitains trotz seiner Lethargie wohl erwarten durfte, daß er sich diesem Ansinnen, auch wenn es an die Civilbehörden gerichtet werden sollte, widersetzen würde, so war meine Lage doch noch keineswegs unbedenklich, denn Zurbano befand sich in Gerona, wurde erwartet und konnte täglich eintreffen. Er hatte das Recht überall Standrecht zu halten und würde höchstwahrscheinlich den Paragraph in Anwendung gebracht haben, dem zufolge carlistische Generale dem Standrecht anheimfallen, wenn sie ohne vorhergegangenen, in die Hände eines esparteristischen Gesandten geleisteten Homagial-Eid auf spanischem Boden betreten werden. So ging ein Tag nach dem Andern vorüber, in der steten Perspective die nähere Bekanntschaft des General gewordenen Schleichhändlers zu machen. An allerlei beunruhigende Gerüchte, anonyme Drohbriefe, Straßenproklamationen, angreifende Artikel u. s. w. war ich bereits gewohnt und setzte mich leicht darüber hinweg; ja mehrere der Leg-

teren machten mir sogar (damals wie seither) viel Spaß; so gab sich eines Tages der Constitucional die Mühe einen mehrere Seiten langen Roman zu copiren, den der B. d'A. in seinem albernen Buche „le Pélérin“ abgedruckt und worin ich als der Held einer höchst einfältigen Geschichte dargestellt werde; der Constitucional reproducirte dies Alles um einen Beweis meines äußerst despotischen Geistes (*genio despótico hasta el extremo*) zu geben.

Am zehnten Tag kam der französische Consul Lesseps zu mir, führte mich auf die höchste Zinne unseres Gefängnisses und zeigte mir am Eingang des Hafens die französische Kriegsfregatte Venus, die mit ihrem Geschütz nach allen Seiten salutirend, leicht und doch majestätisch mit vollen Segeln einlief; die dreifarbige Flagge flatterte stolz über den höchsten Masten und dominirte das ganze feste Gebäude, das grazios über den Wellen zu gleiten schien. „Sie können“, sagte mir Hr. von Lesseps, „der Wuth des Pöbels und der Fahrlässigkeit der Behörden nicht Preis gegeben bleiben; dieß Schiff wird auf Sie warten, und sobald die Nachricht von Ihrer

Freilassung aus Madrid eintrifft, Sie trotz aller Machinationen und Revolten aufnehmen und schützen; seine fünfhundert Mann und zwei und fünfzig Kanonen werden hiezu wohl ausreichen.“ Nur wer sich in ähnlicher Lage befand, vermag das sehnstüchtige Gefühl zu erfassen, das mich beim Anblick der schwarzen Liebesgöttin beschlich.

Tags darauf kam glücklich der nach Madrid gesandte Courier zurück, der meine Freilassung und die officiële Mißbilligung Esparteros und des Grafen von Almodovar (damals Minister des Aeußern) mitbrachte. Ich nahm von meinem guten Alcaide Abschied, der bis zuletzt voll freundlicher Aufmerksamkeit und Rücksicht für mich gewesen, und bestieg den Wagen des Herrn von Vessèps.

Er hatte mir gerathen, die vom General-Capitän mir bis zum Einschiffungsplatze angebotene Eskorte abzulehnen und mir offertirt, mich selbst hinzuführen. „Die französische Cocarde wird man nicht insultiren“, sagte er mit der in jenen Gegenden ihm mit Recht zustehenden stolzen Sicherheit. Vessèps und sein österreichischer Colleague, Herr Gibert, begleiteten mich noch bis an Bord der schönen Fregatte,

deren würdiger Commandant, Herr Troude, mir mit ritterlicher Gastfreiheit Schutz und Ueberfahrt an seinem Bord anbot; er und seine Offiziere waren voll der zartesten Aufmerksamkeiten für mich und ich fand in dem eleganten Capitäns-Appartement einen sehr ausgesuchten Tisch und alle zuletzt entbehrten Bequemlichkeiten. Noch denselben Abend lichteten wir die Anker, und von sanften Winden getrieben, schlief ich, süßen Freiheitsträumen hingegeben, an Bord der gastlichen Venus ein.

Da nie ein Mißgeschick allein kommt, so ward auch ich gegen Mitternacht durch einen wüthenden Sturm geweckt, der uns an der Höhe des Cap Creux packte und nach sechzehnstündiger Dauer, bis im Angesichte der Küste der Insel Sardinien, an den Golf von Oristano vor sich her peitschte. Gegen 4 Uhr früh hatte er so zugenommen, daß er mehrere Segel zerriß, Segelstangen brach und zwei Schaluppen mit sich fort nahm. Der Capitän wollte sich zuerst gegen Palma wenden, und als dieß unmöglich ward, die Südküste der Insel Sardinien erreichen. Am nächsten Morgen nahm der Sturm etwas ab; wir befanden uns auf zehn Seemeilen

von der sardinischen Küste, deren zackige Felsen und hohe Bergkette bei hellem Wetter ganz nahe schienen. Unstäte Winde wechselten mit plötzlicher Stille, so daß das Meer fortwährend bewegt war. Wir kreuzten beständig zwischen Mahon und der sardinischen Küste, so daß wir Abends nur mehr zwei Seemeilen von Lestherer entfernt waren. Ein kleiner, vom Sturm verschlagener Vogel fiel auf unser Verdeck; ich dachte an Victor Hugo's berühmten Vers, fing ihn und ließ durch einen Schiffszimmermann einen Käfig verfertigen; doch überlebte er die Nacht nicht. Abends ward die Rassaie stärker und die Wellen fuhren wieder über das Verdeck. Ein großer Affe aus Angola, den die Königin von Portugal mir geschenkt und dessen Kasten an den großen Mast befestigt war, schrie und pfiß gewaltig, wenn das kalte Seewasser zu ihm hereinbrang. Aergerlich und gelangweilt, immer wie Uhlands Junfer Unstern vom Ziele abgewendet zu werden, legte ich mich in der eleganten Gallerie zur Ruhe, die der freundliche Capitän mir zur Wohnung angewiesen und die mit allem Comfort ausgestattet war. Am nächsten Tag war halbe Windstille und wir kreuzten wie am Vorabend; so

ging es noch durch vier lange Tage, während welchen wir zwischen Minorka, Sardinien und Korsika hin und her fuhren, so daß Morgens die eine und Abends eine andere dieser Inseln wie verwünschte Eilande vor uns lagen; manchmal trat auch so vollkommene Windstille ein, daß alle Segel an den Masten hingen, das Wasser nur leise plätschernd an die Wände des Schiffes schlug und wir in einer Stunde kaum ein Drittel Seemeile zurücklegten. Endlich am achten Tage nach unserer Abfahrt erblickten wir Toulon und sieben Tage später war ich in Nizza, wo Sorgen, Aerger und Elend ein Ende hatten.

| | | |
|-----|--|--------|
| IV. | Reisen und Blüher. — Der Baron von Renduffe. | Seite. |
| | — Schifffahrt auf dem Tagus. — Bal de Zebro. — Das Bergschloß Palmella. — Setubal und Troja. — Arrabida, Calhariz und Azeitão. — Die Infantin Isabella in Ramalhãõ. — Ueber den Hof und die Camarilla. — Die Schlösser von Penha und Cintra. — Die Umgebungen von Cintra. — Das Korkkloster und Penha Verde. — Ueber João de Castro. — Seteiras. — Mafra | 229 |
| V. | Seefahrt nach Figueira und Flußfahrt auf dem Mondego. — Coimbra. — Ritt nach Aveiro und Nachtfahrt auf dem See von Dvâr. — Oporto. — Ritt nach Braga und Guimaraës. — Die Serra und das Kloster von Bafaco. — Pombal und Leiria. — Die Klöster Batalha und Alcobaça. — Rückkehr nach Lissabon . . | 305 |
| VI. | Heimfahrt. | 415 |





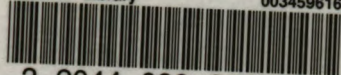
THE BORROWER WILL BE CHARGED
AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT
RETURNED TO THE LIBRARY ON OR
BEFORE THE LAST DATE STAMPED
BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE
NOTICES DOES NOT EXEMPT THE
BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED
W I D E N
BOOK DUE
JUN 10 1982
7490020

CANCELLED
W I D E N
7621831
JAN 20 1983

Port 2148.43
Portugal;
Widener Library

003459616



3 2044 080 816 663

